



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

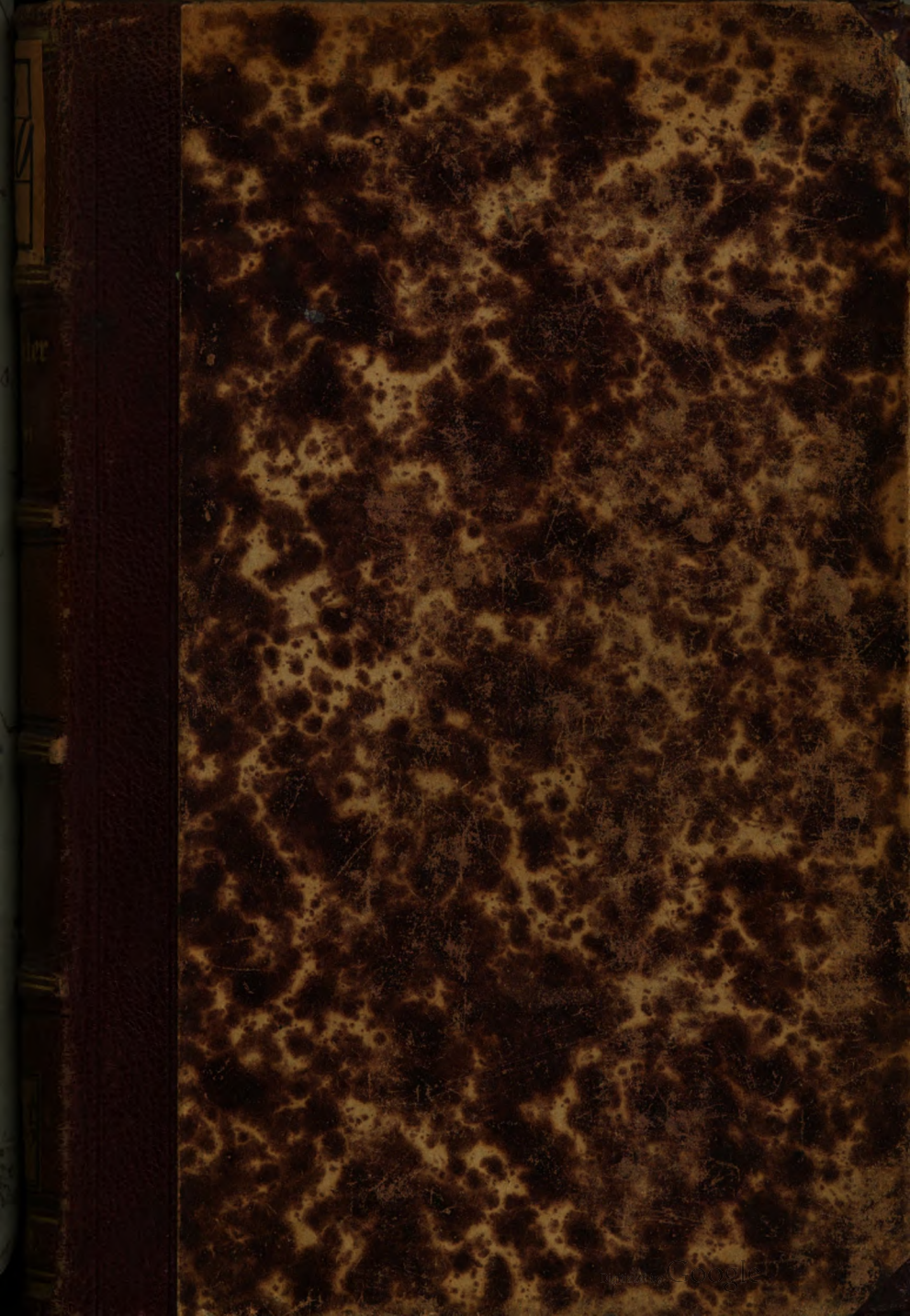
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



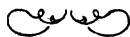
Dr. J. J. [unclear]

(Booker)

Ebert

Fritz Reuter.

Sein Leben und seine Werke.



Von

Hermann Ebert.



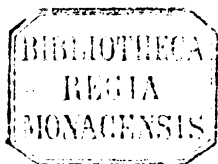
Güstrow.

Verlag von F. Ditz & Comp.

1874.

624

Alle Rechte vorbehalten.



Nicht von der Stellung Reuter's in der deutschen Literatur, nicht von seiner Bedeutung für die Culturgeschichte Norddeutschlands sollen die nachfolgenden Blätter handeln, wohl aber wollen sie ein möglichst in allen Punkten getreues, würdiges Bild von dem Leben des dahingegangenen Dichters bieten und zugleich zeigen, wie in eben diesem wechselvollen Leben seine dichterischen Leistungen wurzeln. Die Genesis des Dichters zugleich mit der des Menschen zu schildern, ist das Ziel, welches der Verfasser erstrebte. Darum erwarte man auch in dieser Arbeit keine eingehende Abhandlung über die einzelnen Werke Reuter's — darüber haben bereits Würdigere zu uns gesprochen, und hier konnten dieselben nur insofern berücksichtigt werden, als sie einmal die Resultate des bewegten Lebens ihres Schöpfers waren und andererseits Momente in der dichterischen Entwicklung Reuter's bilden.

In formeller Hinsicht bemerkt der Verfasser ferner, daß er bei seiner Darstellung den einflußreicheren, ent-

IV

scheidenderen Lebensabschnitten des Dichters wie der Kindheit, den Schuljahren, der Festungszeit und der „Stromtid“ einen verhältnißmäßig größeren Raum zugestanden hat, als anderen für die Entwicklungsgeschichte weniger bedeutenden Perioden, und das zwar umsomehr als gerade über diese wichtigen Zeiten bisher nur Weniges bekannt war.

Die Quellen anlangend, so mußte sich der Autor dieselben fast alle selbst erst auffuchen, denn bis dahin fehlte es an einer ausführlichen, auf authentischen Nachrichten beruhenden Biographie Reuter's fast gänzlich in unserer Literatur. Nur eine unter den vielen gedruckten Lebensskizzen des Dichters konnte einigen Anhalt gewähren: der im Jahrgang 1866. pag. 140 ff. veröffentlichte Aufsatz „Deutschlands Humorist“ von Ed. Hobein, dem Reuter zu dieser Arbeit selbst die biographischen Daten geliefert hatte. An diesen kurzen Lebensabriß anknüpfend, entstand mit Unterstützung von Behörden und unter Mitwirkung der Verwandten und Freunde des Dichters dieses Werk.

Durch Einsendung von Actenstücken und actenmäßigen Mittheilungen erfreueten den Autor: das Großherzogliche Cabinet in Schwerin (mit Allergnädigster Genehmigung Sr. Kön. Hoh. des Großherzoges) und die Herren: Consistorialrath Prof. Dr. Boehlau, d. B. Rector der Universität Rostock, Prof. Dr. H. Beh-

stein, d. J. Decan der philosophischen Facultät daselbst, Dr. W. Knitschky, Privatdocent der Universität Jena, Bürgermeister von Bülow, Amtshauptmann Pauly, Pastor Niederhöffer in Stavenhagen, Gymnasialdirector Dr. Henze in Parchim und Oberforstmeister v. Wiede in Doberan. — Werthvolle, eingehende Nachrichten wurden ihm von den Verwandten des Dichters: Frau Sophie Reuter, geb. Reuter in Stavenhagen, Frau Vicekanzleidirector Vermehren, geb. Reuter in Güstrow und Herrn Pastor Reuter in Tessin. — Sonstige Mittheilungen über einzelne Lebensabschnitte, häufig sogar eingehende Darstellungen derselben, Briefe und ungedruckte Dichtungen Reuter's gingen ein von den Herren: Professor Dr. Dühr, Prorector des Gymnasiums zu Friedland, H. Ehler in Treptow a. T., Hofrath Dr. Floerke in Grabow, Pastor Glaewede in Rethwisch, Advocat Ed. Hobein in Schwerin, Senator Karl Krüger in Malchin, Registrator a. D. Adv. August Loescher in Parchim, Pastor Friedrich Loescher in Güstrow, Joachim Nähl in Reinfeld in Holstein, Adv. Nerger in Malchin, Rudolf Samm in Berlin, Pastor Söffing in Güstrow, Präpositus Schmidt in Ivenack, Johannes Schondorf in Güstrow und Professor Dr. J. Wiggers in Rostock. — Allen diesen, sowie den Herren Professor Dr. Klaus Groth in Kiel und Richard Schmidt-Cabanis in Berlin für die Gestattung des Wieder-

VI

abdruckes ihrer Nachrufe bekennt sich der Verfasser zu größtem Danke verpflichtet. — Dankbar mag hier schließlich auch noch derer gedacht sein, welche literarische Hülfsmittel, so das Reuter'sche „Unterhaltungsblatt“ beizusteuern die Güte hatten.

Hinsichtlich der letzteren ist zu bemerken, daß neben den eigenen Werken des Dichters, welche nur nach genauester Prüfung zu benutzen sind, alle im Laufe der letzten Jahre erschienenen größeren und kleineren Abhandlungen über Reuter zu dieser Arbeit herangezogen wurden, von wenigen an den betreffenden Stellen des Textes angeführten Ausnahmen abgesehen, jedoch ohne sonderlichen Gewinn für diese biographische Arbeit, denn eine so häufige und eingehende Darstellung auch Reuter's dichterisches Wirken, u. a. auch in Otto Glagau's geistreichem Buche, gefunden, an einer annähernd vollständigen Geschichte seines Lebens, seiner Genesis fehlte es, wie schon gesagt, gänzlich.

Diese Lücke auszufüllen hat der Verfasser dieses Buches den ersten Versuch gemacht. Möchte er sich als ein glücklicher erweisen!

Güstrow, Anfang December 1874.

H. E.



I.

„Stemhagen.“

„Alle meine Gedanken sind einmal von dieser engen Welt aufgefüllt worden, alle Sibern meines Empfindens haben einmal dieß kleine Heimwesen umspinnen und daran gezogen wie ein Kind an Mutterbrüsten, und das vergift man nicht.“

Schurr-Murr.

(Meine Vaterstadt Stavenshagen.)

Mer von der mächtigen Ostseehandelsstadt Stettin jenem anderen großen Nordsee-Emporium des deutschen Handels: Hamburg oder dem „Nürnberg des Nordens“: Lübeck auf dem nächsten Wege zueilt, den führt das Dampfroß bei Neubrandenburg („Rigen-Bramborg“), der größten Stadt des Großherzogthums Mecklenburg-Strelitz, in eine freundliche Gegend, die durch grün geschmückte Höhenzüge und malerisch gelegene Seen mit den weiten und kahlen Flächen der eben passirten Uckermark auf das Lieblichste contrastirend, sich hinein in das Mecklenburg-Schwerin'sche Land bis Teterow fortsetzt, hier noch an landschaftlicher Schönheit gewinnt und von der Bevölkerung den Namen der mecklenburgischen Schweiz erhalten hat. In diesem von der einheimischen Schuljugend auf ihren Turnfahrten namentlich häufig besuchten Landstriche liegt zwischen Neubrandenburg und Malchin, gleichfalls an der Mecklenburgischen Friedrich-Franz-Eisenbahn, das jetzt ca. 2500 Einwohner zählende Landstädtchen Stavenhagen. „Stemhagen“ nennt es der Plattdeutsche oder, wenn er es dem Hochdeutschen gegenüber hochdeutsch bezeichnen will, auch wohl „Steffenhagen“.

Die Stadt, welche bereits um die Mitte des 13.

Jahrhunderts urkundlich genannt wird, bietet weder in architektonischer noch sonst einer Beziehung irgend Bemerkenswerthes, macht aber durch eine ziemlich regelmäßige, gefällige Bauart, durch gut gepflasterte und wohlgehaltene Straßen einen angenehmeren Eindruck als manche ihrer mecklenburgischen Schwestern und darf auch für einen Ort gelten, welcher seine Einwohner recht gut nährt. Die Umgebung von Stavenhagen ist eine sehr freundliche; Anhöhen umschließen dasselbe fast vollständig, schöne, der Stadt gehörige Waldungen laden zu Spaziergängen ein und $\frac{3}{4}$ Meilen in nordöstlicher Richtung liegt der große und anmuthige gräßliche Landstich Ivenack, wohin auch ein Fußpfad durch den mit prächtigen uralten Eichen gezierten Ivenacker Thiergarten führt.

Von den Gebäuden „Stenhagens“ nehmen zwei, nur zwei unser besonderes Interesse in Anspruch, aber nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen der Personen, welche in ihnen gelebt und gewirkt haben, und der Begebenheiten, deren Schauplatz sie sein sollten. Ich meine das Stavenhägener Rathhaus und das Amtsgebäude oder Schloß, beide allen Freunden der Neuter'schen Dichtung wohlbekannt durch „Ut de Franzosentid“.

Ersteres, ein großes, massives Gebäude, liegt am Marktplatz und wird in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erbaut sein. Hier hat im Jahre 1808 der Vater unseres Dichters Bürgermeister Georg Johann Jacob Friedrich Neuter sein Daheim „von Amtswegen“ aufgeschlagen und fast 40 Jahre hindurch — er starb am 22. März 1845 — in demselben als ein wahrhafter Vater der Stadt gesorgt und geschaffen.

Der Bürgermeister Neuter war kein Stavenhägerner Kind; vielleicht stammte seine Familie gar nicht einmal aus Mecklenburg, wenigstens war der Großvater in Prißwalf ansässig gewesen. Der Vater dagegen hatte Amt und Würden in Mecklenburg erworben, er war Landpastor zu Demen bei Crivitz, dann zu Ronow bei Dömitz. Im ersteren Orte wurde 1776 der Vater unseres Dichters geboren. Nachdem derselbe seinen ersten Unterricht im elterlichen Hause erhalten, kam er auf die Schule zu Parchim, welche Bildungsanstalt wohl mit aus dem Grunde gewählt wurde, weil die Mutter, eine geborene Fanter, aus Parchim stammte und in dieser Stadt noch verwandtschaftliche Verbindungen hatte*). Nach vollendetem Schulcurfus besuchte darauf Neuter die Universitäten Rostock und Göttingen, um Jurisprudenz zu studiren, und nach Beendigung seiner akademischen Studien trat derselbe als Auditor beim Domanialamte zu Grabow ein. Von hier kam er nach 1½ Jahren, im Jahre 1806 in gleicher Eigenschaft nach Stavenhagen an das dortige Domanialamt; seine ausschließliche Wirksamkeit an demselben dauerte jedoch nicht lange, denn bereits im Jahre 1808 berief ihn der Herzog Friedrich Franz I. zum Bürgermeister und

*) Es lebte hier in Parchim ein Bruder der Mutter, der Kaufmann Fanter, welcher mit dem Senator, Commerzienrath J. H. L. Hoffmann verschwägert war. Beide Familien gehörten zu den angesehensten der Stadt. Die kaufmännische und industrielle Thätigkeit Hoffmann's wie Fanter's fanden in Mecklenburg wie auch im Auslande verdiente Anerkennung. — Bemerken will ich hierbei sogleich, daß auch die Pastorin Neuter nach dem Tode ihres Mannes nach Parchim übersiedelte.

Stadtrichter von Stavenhagen. Nebenbei mußte Reuter auch als Amtsregistrator und fast während der ganzen Zeit seiner Amtsführung auch als sein eigener Secretair in städtischen Angelegenheiten fungiren. Das Feld, welches so der Thätigkeit Reuters eröffnet wurde, war, wie man sieht, ein sehr umfangliches, durch die Zeitverhältnisse sollte es aber auch noch zu einem sehr schwer bestellbaren werden.

Als Johann Georg Reuter an die Spitze der städtischen Verwaltung trat, sezuzte Mecklenburg unter dem Drucke des französischen Joches. Im November des Jahres 1806 waren die Franzosen in Mecklenburg eingerückt, und wenn dieselben auch schon am 1. December 1807 das Land bis auf ein zur Küstenbewachung zurückgelassenes Bataillon wieder verließen, so hatte doch dieser kurze Aufenthalt hingereicht, das Land fast völlig zu erschöpfen. Waren doch allein in der ersten Hälfte des Jahres 1807 in Mecklenburg-Schwerin von den Franzosen requirirt worden nicht weniger als 2120 Pferde, 1200 Geschirre für Artillerie, 103000 Paar Schuhe, 2000 Paar Stiefel, 20000 Centner Waizen und Roggen, 18000 Centner Heu, 12000 Etr. Stroh, 8000 Etr. Hafer, 600000 Pfund Rindfleisch, 75000 Pinten Brantwein, 600 Futtersäcke *rc.*, 20000 Etr. Rindfleisch in lebendigen Ochsen nach Thorn und Danzig, 400000 Rationen Zwieback nach Anclam, besiefen sich doch die im ganzen Lande vom 24. October 1806 bis zum 10. Februar 1807 durch Requisitionen, Plünderungen, Einquartierungen *rc.* entstandenen Kosten und Schäden bereits auf 7,217,917 Thaler. Daß die Franzosen in Mecklenburg arg gehaust, giebt das 29.

Bülletin der großen Armee d. d. Berlin, 9. November 1806 selbst zu, indem es kaltblütig referirt: „Mecklenburg ist gleichmäßig von den französischen und den [fliehenden und die Neutralität Mecklenburgs nicht respectirenden] preussischen Truppen verwüftet. Die große Anzahl von Truppen, welche dies Gebiet in jeder Richtung und in Eilmärschen durchkreuzten, konnten ihren Unterhalt nur auf Unkosten dieser Gegend finden.“ — Bei Gelegenheit der Invasion im Jahre 1806 hatte denn auch Stavenhagen die Schrecken des Krieges gründlich durch eine Plünderung kennen gelernt*), welche vermuthlich von Theilen des über Friedland einrückenden Cavalleriecorps unter dem Großherzog von Berg vorgenommen wurde. Murats Gürassiere waren überhaupt wegen ihrer Räubereien in Mecklenburg berüchtigt. Ein Augenzeuge erzählt von ihnen, daß dieselben nach vollbrachtem Tagewerke das Geld scheffelweise auf den Scheundielen ausgeschüttet hätten, um es nach dem Augenmaß unter sich zu theilen. — Nach dem Anschluß Mecklenburgs an den Rheinbund (22. März 1808) und dem Abzug der letzten Franzosen trat zwar bis 1810 ein ruhigerer Zustand für das Land ein, die Lage der Bevölkerung blieb aber trotzdem eine sehr traurige. Die Continentalsperre lähmte den Handel, an eine Ausfuhr der Producte, auf welche ein Land wie Mecklenburg vor allem angewiesen, war nicht zu denken. Demgemäß waren die Getreidepreise je nach dem Bedürfniß im Lande selbst und dem Ertrag der Ernte im stetig wechselnden Steigen und Sinken begriffen.

*) Vgl. Raabe, Mecklenb. Vaterlandskunde, Bd. I. pag. 395.

Im Mai 1808 hatte der Berliner Scheffel Roggen den für damalige Begriffe sehr hohen Preis von 3 Thalern 8 Gr. Gold, im August 1810 sank sein Preis auf 10 Gr. Cour. Kaffee und Zucker wurden, Dank der Continentalsperre, mit mehr als 1 Thaler Gold pro Pfund bezahlt; Leder war derartig im Preise gestiegen, daß man jetzt ein Paar Stiefel, für welches man sonst 5 Thaler gegeben, mit 7 Thalern und ein Paar Sohlen, sonst für 18 Gr. zu haben, mit 1 Thlr. 4 Gr. bezahlen mußte. Für die Elle Tuch, die man bisher für 3 Thlr. gekauft hatte, wurden jetzt 5 Thlr. verlangt. In den allgemeinen Jammer über Nahrungslosigkeit, Theuerung und schlechte Einnahmen mischte sich bald auch noch die Klage über freche Verletzung des Eigenthums durch zahlreiche wohlorganisirte Gaunerbanden, welche die Verwirrung und Verwilderung des Krieges als Frucht gezeitigt hatte.

Die folgenden Jahre führten die französischen Truppen wieder nach Mecklenburg. Schon im August 1810 wurde längs der ganzen Grenze eine Douanelinie gebildet, und im Jahre 1811 wurde das Land gar nicht mehr frei von ab- und zuziehenden Truppen, auch erreichten in diesem Jahre die Contributionen die enorme Höhe von 1,800,000 Thalern. Als dann nach dem verhängnißvollen Feldzuge Napoleons gegen Rußland, welcher auch von Mecklenburg das Leben von hundert seiner Söhne gefordert hatte, sich endlich Deutschland gegen die französische Gewaltherrschaft erhob und dieselbe siegreich bekämpfte, da galt es von Neuem Jahre hindurch große und schwere Opfer zu bringen. Der Friede kam, aber mit ihm kehrte der nationale Wohlstand noch

nicht zurück, lange noch bluteten die Wunden, welche der Krieg dem Lande gebracht, und neue sollte ihm die nächstkommende Zeit schlagen. Auf den Nothstand der Kriegs- und ersten Friedensjahre folgte im Anfang der zwanziger Jahre ein Zustand allgemeiner bitterer Armut, veranlaßt durch das auf zwei überreiche Erndten folgende rapide Sinken der Getreidepreise, welches den mecklenburgischen Landwirth an den Rand des Verderbens führte und gleichzeitig die Existenz der von der landwirthschaftlichen Industrie abhängigen Städte bedrohte.

Ich habe diese Calamitäten der mecklenburgischen Bevölkerung während und nach der Franzosenzeit etwas ausführlicher besprochen, einmal weil sie den Hintergrund der Jugendzeit unseres Dichters und eines seiner besten Werke bilden, andererseits, weil es nur so möglich war, meinen Lesern ein recht deutliches Bild von den Schwierigkeiten zu verschaffen, mit welchen der Bürgermeister Reuter während der ersten Hälfte seiner Amtsführung zu kämpfen hatte. Es bedurfte inderthat der Einsicht und der Energie eines Reuters, um in solchen Zeitläuften das Steuer des kleinen Gemeindegewesens ohne Havarie zu lenken, wie andererseits eine so unermüdlige Arbeitskraft wie die seine erforderlich war, um den verschiedenartigen Anforderungen seines Amtes gerecht zu werden. Zu einem wahrhaften Vater der Stadt aber, wie ich ihn genannt habe, machte ihn erst das warme Herz, welches in seiner Brust für das Wohl und Wehe seiner Mitbürger schlug und seinem ganzen Handeln die Richtung gab.

Der Thätigkeit Reuters im Einzelnen, aller seiner

Verdienste um die Stadt Stavenhagen zu gedenken, kann hier nicht meine Aufgabe sein, auch würde dazu eine eigene Abhandlung erforderlich werden. Ich beschränke mich auf einzelnes besonders Characteristisches, indem ich im Voraus bemerke, daß das Bild, welches Friß Reuter von dem Wirken seines Vaters als städtischen Beamten entworfen hat*), von allen, die den letzteren gekannt, als völlig zutreffend bezeichnet wird. Es ist wahr, daß er „Triebfeder und Unruh in der Uhr des städtischen Lebens und zugleich ihr Pendel und Regulator“ gewesen ist. „Eine unermüdlige Arbeitskraft“, fährt der Sohn fort, „machte seine nie rastende Speculation für seine nähere und weitere Umgebung fruchtbar; eine peinliche Ordnungsliebe in Lebensweise und Geschäftsführung hielt diesem Vorwärtsdrängen und Streben das glückliche Gleichgewicht. Was für das städtische Wohl gewonnen wurde, ward durch ihn gewonnen und erhalten, und zwar durch ihn allein und nach seinem Willen; denn daß sich bei ihm in dem langen Verlauf seines Wirkens und bei fast vollkommenem Mangel an anderer Einsicht und Hülfe ein starker Eigenville ausdrücken mußte, war nicht mehr als natürlich.“**)

*) Schurr-Murr „Meine Vaterstadt Stavenhagen“. Schluß.

***) Beachtung verdient auch das Bild, welches Friß Reuter in „Ut de Franzosentid“ Kap. 7. von dem Gange der städtischen Verwaltung in Stavenhagen entwirft, obgleich auch hier die an der ganzen Erzählung stark betheiligte dichterische Phantasie ein Uebrigcs gethan haben wird. — Unbedingt richtig ist jedoch, daß Stavenhagen damals wie heute nur einen rechtsgelernten Bürgermeister und zwei nicht studirte Rathsherrn besaß. Bis in das 6. oder 7. Decennium des vorigen Jahrhunderts hatte sich die Stadt,

Einer Errungenschaft, welche die minder begüterten Bürger Stavenhagens der Umsicht und Willensfestigkeit ihres Bürgermeister Neuter verdanken, will ich an dieser Stelle umsomehr gedenken, als dieselbe in den vaterstädtischen Schilderungen Friß Neuter's nicht erwähnt wird; sie wirft ein besonders helles Licht auf Neuter's treues, dem Wohle aller seiner Mitbürger zugewandtes Streben. Neuter gelang es nämlich das sogenannte Altbauhofsfeld vom Großherzoglichen Amte unter sehr günstigen Bedingungen für die Stadt zu erwerben und es dadurch zu ermöglichen, daß noch heute allen mit Grundbesitz nicht angefessenen Einwohnern von diesem Kartoffelcaveln zu sehr niedrigen festen Pachtsätzen angewiesen werden können. Aber nicht ohne schwere Kämpfe wurde dies erreicht, denn die Ackerbürger, welche sich hierdurch in ihrem Erwerbe geschädigt glaubten, opponirten Anfangs auf das Heftigste, mußten schließlich aber vor ihrem einsichtsvollen und energischen Stadtregenten die Waffen strecken. Bürgermeister Neuter hat sich durch die Gewinnung dieser Länderei ein bleibendes Verdienst um den sogenannten „kleinen Mann“ in Stavenhagen erworben.

Aber auch indirect, durch das gute Beispiel, welches er gab, hat Neuter für das Wohl der Stavenhägener gewirkt. Als in den vorerwähnten zwanziger Jahren die Kornpreise auf die niedrigsten Summen

welche bis 1782 „amtsässig“ d. h. der Jurisdiction des dortigen Großherzoglichen Amtes unterworfen war, sogar mit einem Bürgermeister allein beholfen.

fankeu*), ging er den verzagten Ackerbürgern seiner Stadt wie vielen nicht minder hoffnungslosen mecklenburgischen Gutsbesitzern mit der Einführung fremder Culturen muthig voran. Außer dem Raps, der an vereinzeltcn Stellen gebaut wurde, cultivirte man damals nämlich in Mecklenburg noch keines der sogenannten Handelsgewächse. Neuter suchte nun letztere bei uns heimisch zu machen, und die Versuche, welche er in seinem eigenen umfanglichen und musterhaften landwirthschaftlichen Betriebe u. a. mit dem Anbau des Kümmels anstellte, fielen so günstig aus, daß der Kümmelbau in Stavenhagen und in vielen anderen Theilen des Landes bald bedeutende Dimensionen annahm und manchem Landwirth die Noth der Zeit überwinden half. Nicht minder glückten Neuter's Experimente mit dem Krapp**), der Weberkarde, der Runkelrübe zc. Diesen Gegenständen der landwirthschaftlichen Industrie Eingang verschafft zu haben, ist ein Verdienst, welches sich Neuter nicht nur um seine Mitbürger, sondern auch um das ganze Land erworben hat. Für die hülfsbedürftigen unter den ersteren, denen ihre Verhältnisse es verwehrten, die Versuche Neuter's im Anbau neuer Cultur-

*) Im Januar 1822 schwankte in Rostock der Marktpreis für Weizen zwischen 24 und 36 fl. $2\frac{1}{3}$ (etwa 19 bis 29 sgr.) und für Roggen zwischen 16 und 20 fl. (ca. 13 bis 16 sgr.) pro großen Scheffel. Im Mai desselben Jahres galt zu Rostock der große Scheffel Gerste 8 fl. (noch nicht $6\frac{1}{2}$ sgr.) und der gr. Scheffel Hafer 4 fl. (etwa $3\frac{1}{4}$ sgr.).

**) Dem von Neuter producirten Krapp wurde seiner Zeit von vielen mecklenburgischen Färbern der Vorzug vor dem französischen gegeben.

pflanzen oder überhaupt das von ihm gegebene Beispiel einer guten, rationellen Ackerbestellung nachzuahmen, sorgte unser Bürgermeister ferner in der Weise, daß er ihnen, zu Zeiten sogar in der Stärke von 120 Personen pro Tag, in seiner Wirthschaft Beschäftigung und Lebensunterhalt gewährte. So wurde in Stavenhagen vermieden, was in vielen anderen Städten des Landes unter diesen Zeitverhältnissen sich leider als unvermeidlich herausstellte, das Eintreten einer eigentlichen Armuth.

Die landwirthschaftlichen Erfahrungen aber, welche Reuter in seiner eigenen Praxis sammelte, suchte er für weitere Kreise fruchtbar zu machen, indem er darüber in populair gehaltenen, meistens im Kalender veröffentlichten Artikeln berichtete.

Endlich war es wiederum Reuter, welcher die erste baierische Bierbrauerei in Mecklenburg errichtete. Sein Sohn Fritz bezeichnet dieselbe als eine Wohlthat für das Volk*), und das mit Recht, denn in Ländern, wo

*) S. Schurr-Murr „Meine Vaterstadt Stavenhagen“. Schluß. An dieser Stelle sagt Reuter, die Urfache der Errichtung einer baierischen Bierbrauerei in Stavenhagen anlangend, wörtlich: „mein Vater brauete in Stavenhagen das erste baierische Bier“, und diese Worte haben E. Müller-Fürstenwalde in seinen durch die Sonntagsbeilage der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ 1874. Nr. 33. ff. veröffentlichten biographischen Mittheilungen über Fritz Reuter zu der Annahme geführt: „Der Vater des Dichters sei seines Zeichens ein Bierbrauer und Bierwirth (!) gewesen.“ Wie die Sache wirklich liegt, veranlaßte Bürgermeister Reuter seinen später noch zu erwähnenden Neffen Ernst Reuter, als dieser in Berlin als Apothergehülfe conditionirend die Praxis verlassen und sich ausschließlich dem Studium widmen wollte, vorzugsweise solche Collegien zu hören, durch welche er Kenntniß des Brauprocesses erlangte, und

wie bei uns der Stod nicht kelterbare Trauben trägt, ist allerdings ein kräftiges Bier zumal für die minder-

verschaffte ihm auch Zutritt zu den ersten Brauereien in Berlin. Ernst Reuter kehrte — bin ich recht berichtet — im Sommer 1835 nach Stavenhagen zurück, und nach seinen Angaben bauete nun der Onkel die Brauerei, welche er darauf dem Neffen in Pacht gab. Bürgermeister Reuter hat somit die Anregung und die Mittel zur Anlage dieser Brauerei gegeben, mit dem Braugeschäfte sich dagegen natürlich nie befaßt. Friß Reuter's Aeußerung: „Mein Vater brauete in Stavenhagen das erste Bier“ darf darum auch nicht allzu wörtlich, richtiger nicht in einem anderen als dem durch den Zusammenhang gegebenen Sinne genommen werden; der alte Reuter war ebensowenig ein Bierbrauer wie der Erißzer Bürgermeister Schlüter, von dem unser Dichter in demselben Satze berichtet: „Bürgermeister Schlüter pflanzte Weinberge an“, ein Winzer war. Nicht minder verkehrt aber als die Müller'sche Annahme ist, wie sich aus Vorstehendem ergibt, die von Friedrich Friedrich in seiner Berichtigung der Angabe Müller's (Sonntagsbeilage der „Nordd. Allg. Btg.“ Nr. 37) aufgestellte Behauptung: „Reuters Vater hat mit dieser Brauerei nie etwas zu thun gehabt.“ Die Entdeckung Müller's, daß Johann Georg Reuter eine Bierstube in Stavenhagen gehalten habe, welche seinem Sohne Friß eine günstige Gelegenheit gab, die Typen der Stavenhagener Gesellschaft kennen zu lernen, wird alle Verwandten und Bekannten der Familie Reuter sicher höchlichst ergößen, und halte ich den Abdruck der betreffenden Stelle aus der Müller'schen Skizze für nicht übel angebracht in der Biographie eines Humoristen. Müller schreibt: „Friß Reuter war am 7. November 1810 zu Stavenhagen bei Demmin in Mecklenburg-Schwerin (!) geboren. Sein Vater war allda Bürgermeister, Bierbrauer und Ackerbürger, ein kenntnißreicher, geachteter Mann. In der gemüthlichen Bierhalle, die im untern Erdgeschoß des weitläufigen Hauses lag, herrschte, besonders an den Markttagen, ein reger Verkehr. Hier trat mit großen Stulpenkiefeln, mit einem gewissen air noble der Mann vom Stande, der Mecklenburg'sche Edeling ein und sprach, je nach seinem Temperament und Stammbaum, in gutem Plattdeutsch

und mindestbegüterte, sonst auf das schale, gehaltlose, magenbeschwerende „Hausstrinken“ (Dünnbier) oder den noch viel schädlicheren Fuselschnaps angewiesene Bevölkerung eine wahre Wohlthat, von seiner gewiß nicht gering anzuschlagenden Bedeutung als socialem Bindemittel für alle Stände gar nicht zu reden.

Es giebt Menschen, die in ihrem Beglückungsstreben über die weiteren Kreise die ihnen nächstliegende engere Sphäre vergessen und in der Sorge um des Nachbarns Haus das eigene verfallen lassen. Der alte Reuter gehörte nicht zu diesen schlechtorganisirten, ebenso weitsichtigen wie engherzigen Naturen; die Liebe zu seinen Mitbürgern ließ ihn das Wohl der eigenen Familie nicht aus den Augen verlieren, und die glücklichen Gesichter der ersteren hätten ihn nicht über die kummervollen Mienen der Hausgenossen zu trösten vermocht. Ein liebevoller Gatte und Vater, suchte er das Glück seiner Mitmenschen, für welches er strebte, vor allem auch dort zu begründen, wo er zunächst dazu berufen war: im eigenen Heim, im Schoße der eigenen Familie. Und gedenkt der Stavenhagener dankbaren

einige oder mehrere Worte mit dem gestrengen, aber beliebten Herrn Bürgermeister. Hier saß der braungebrannte Inspector neben dem stattlichen Bauer, die rundliche Wirthschaftsmamsell neben dem gesprächigen Hausfrevler, alle redeten, wie ihnen der Schnabel gewachsen war. Hier stieg auch der Herr und die Frau Pastern ab. Es war ein lebendiges, naturgetreues Bild, welches sich hier Jahr ein, Jahr aus in ansprechenden Farben geräuschlos aufrollte. — So hatte Friß Reuter von frühester Jugend an Gelegenheit, auf dieser väterlichen Arena Persönlichkeiten kennen zu lernen, die er später in seinen Schriften mit vielem Glück und großem Geschick verwenden konnte.“

Herzens der aufopfernden und segensreichen Thätigkeit seines Bürgermeisters Neuter, so klingt uns aus den Berichten von Kind und Pflegekind nicht minder voll und warm das Gefühl des Dankes für die bewiesene treue Liebe des Vaters entgegen.

Fassen wir das über Johann Georg Neuter Berichtete noch einmal zusammen, so stellt er sich uns als eine höchst würdige, Achtung gebietende und verdienende Persönlichkeit dar. Hoher sittlicher Ernst, herzliche Liebe zu seinen Mitmenschen, ein ungemein scharfer praktischer Verstand, fester Wille, eine nie ermattende Arbeitskraft und stetiger Gang zur Thätigkeit sind die hervorragenden Eigenschaften dieses von allen, welche mit ihm in nähere Verbindung traten, hochverehrten Mannes, dem der eigene Sohn in „Ut de Franzosentid“ und „Meine Vaterstadt Stavenhagen“ ein monumentum aere perennius errichtet hat.

War des alten Neuter's ganzes Sinnen und Trachten, entsprechend der Sphäre und der Zeit, in welcher er zu wirken bestimmt war, vorzugsweise auf das Reale, das Praktische gerichtet, so vertrat die Mutter unseres Dichters das mehr dem Idealen zugewandte Element im Stavenhägener Bürgermeisterhause; verkörperte Jener das männliche Princip in der erfreulichen Fülle seiner Kraft, aber auch nicht ganz ohne die Rauheit desselben, so repräsentirte diese das ewig Weibliche in seiner ganzen lieblichen Milde und Zartheit. Johanna Luise Sophia Neuter, Tochter des Bürgermeisters Delpcke zu Tribsees und dort im Jahr 1790 geboren, war eine gemüthvolle, geistreiche und gebildete Frau. Trotz ihres schweren Leidens — eine ernste Krankheit während der

ersten Zeit ihrer Ehe hatte eine Lähmung zur Folge gehabt, welche sie an ihren Stuhl, häufig sogar an das Bett fesselte — hörte man sie niemals klagen, eine völlige Ergebung in ihr Geschick hatte ihrer Seele eine Heiterkeit zurückgebracht, welche für Jedermann den Umgang mit ihr zu einem wohlthuenden machte. Gerne saßen selbst gelehrte Männer wie der Amtshauptmann Weber in den Abendstunden an ihrem Stuhle und fanden in ihrem Geplauder einen reichen Genuß, war doch Frau Johanna Reuter eine literarisch wohl gebildete Dame, die sich gerne in die Werke der Heroen unserer Literatur vertiefte und sogar, falls nämlich ihr Sohn Fritz nicht ein anderes Buch für den Marc Aurel angesehen hat*), der Philosophie nicht fremd blieb. Dabei war sie eine gute Hausfrau, welche von ihrem Krankenstuhle aus die ganze Wirthschaft lenkte. Die Executive überließ sie für gewöhnlich ihrer lebenslustigen Schwester Christiane („Tanten Schäning“), einer Dame voll Mutterwitz und Spruchweisheit, und nur von Zeit zu Zeit hielt sie es für geboten, selbst einmal überall zum Rechten zu sehen. Zu diesem Zwecke trug sie dann der bei seinem Vorgesetzten mit Recht beliebte Stadtdiener Luth durch die Wohnräume. Was ferner es im Hause zu nähen und zu schneiden gab, selbst das Tuchzeug für den männlichen Nachwuchs, wurde von ihrer Hand beschafft, und noch auf dem Friedländer Gymnasium trugen die Reuter'schen Knaben von ihr gefertigte Röcke und Mützen. — Johann Georg Reuter war mit dieser seltenen Frau, welche Deutsch-

*) Vgl. „Alt de Franzosentid“. Kap. 12.

land den großen, vielleicht den größten Humoristen schenken sollte, in Stavenhagen selbst bekannt worden, als letztere dort bei dem von Frits Neuter mehrfach erwähnten Gastwirth Toll, dem ersten des Städtchens, die Wirthschaft erlernte, und im Jahre 1809, also bald nach seiner Ernennung zum Bürgermeister, stand er mit ihr am Traualtare. Diese Ehe zweier sicher nicht gewöhnlicher Menschen, welche nach Schiller's herrlicher Verheißung von der Verbindung des Strengen mit dem Zarten, des Starren mit dem Mildern eine glückliche werden mußte und wirklich auch wurde, ward am 7. November 1810 durch die Geburt eines Knaben, die Geburt unseres Dichters gesegnet.

„Döfft bün ic' of,“ beginnt Frits Neuter seine „Franzoesentid“, „un heww of Pädings hatt: vir Stück. Un wenn min vir Pädings noch lewten un güngen mit mi äwer de Strat, denn würden de Lüd, still stahn un seggen: „kitt, wat sünd dat för dägte Kirls! Nah so'n Ort kann Ein up Stun'ns lang' säuken; dat sünd noch Pädings!“ Und es waren inderthat „dägte“ (tüchtige) Männer, welche am 12. November 1810 den Neuterschen Knaben über die Taufe hoben. Da schritt zunächst von dem im Eingange dieses Abschnittes genannten Amtshause ein stattlicher alter Herr dem Rathhause zu, das war der Amtshauptmann Johann Joachim Heinrich Weber „un hadd en saubern blagen Rock an un 'ne gellrige Hof' un lange blankgewichste Stäweln, un was sin Gesicht of von Pocken terreten, un hadd de Düwel of sin Arwten dorup dösch, dat hei utsach, as hadd hei mit dat Gesicht up en Ruhrstaul seten; up sin breide Stirn stunn schreben, un

ut sin blagen Dgen kün'n Si lesen: „kein Menschenfurcht, woll äwer Gottesfurcht!“ Mit ihm aber traten heran zu dem Täufling der Pächter Otto Ludwig Roggenbau zu Scharpzwow*) und der Amtsmitarbeiter Johann Christian Koch, und sie gaben ihm die Namen Heinrich, Ludwig, Christian; seinen Hauptvornamen aber Friedrich oder Fritz brachte ihm erst der vierte Pathe, Postmeister Christian Friedrich Toll, der Amtsvorgänger des in „Schurr-Murr“ und „Ut mine Festungstid“ geschilderten „Postcommissarius“ Stürmer. Ob einer dieser Männer es geahnt, daß er hier Zeugniß ablegte für einen bedeutenden Mann der Zukunft, einen der gefeiertsten unter Deutschlands Dichtern? Sicherlich nicht, und am wenigsten wohl der körperlich und geistig hervorragendste von ihnen, der originelle Amtshauptmann Weber, welcher selbst dereinst eine der köstlichsten Figuren für eines der besten Werke dieses Dichters abgeben sollte.

Ueber die früheste Jugendzeit, welche der junge Weltbürger mit Namen Heinrich Ludwig Christian Friedrich Reuter im Mutterarme verlebte, wird uns so gut wie gar nichts berichtet, und dürfen wir daraus wohl den Schluß ziehen, daß dieselbe einen in jeder Beziehung normalen Verlauf genommen. Die erste uns überlieferte Kindheitsaneddote weist uns auf das Frühjahr von 1812, wo die gegen Rußland marschirenden französischen Truppen Mecklenburg durchzogen, also auf das zweite Lebensjahr des Dichters zurück. Viel

*) Vgl. „Ut de Franzosentid“, Kap. 1., wo Reuter seiner unter dem Namen Roggenbom als eines sehr vermögenden Mannes gedenkt.

und nicht ohne Besorgniß wurde damals im Reuter'schen Hause von dem Anrücken der nur zu wohl bekannten schlimmen Gäste gesprochen. So oft nun unser Fritz seine Eltern von der drohenden Gefahr, den bösen Franzosen reden hörte, tröstete er, auf sein Spielzeug, eine kleine Holzflinte, deutend, die Mutter mit den Worten: „Lass' die Franzosen nur kommen! Ich schieß' sie alle todt mit meiner Puh-Schieß!“ Sein Wunsch sollte bald erfüllt werden, nicht lange mehr währte es, da durchhallte französischer Trommelschlag die Straßen Stenahagens. „Mutter, was ist das?“, fragte der neugierige Knabe. — „Fritz, jezt kommen die Franzosen“, war die Antwort, und: „Mutter, soll ich nicht hinter Dein Bette kriechen?“, die unmittelbar folgende, ängstliche Frage des jugendlichen Franzosenfressers. Fritz Reuter hat diese Geschichte später noch recht oft hören und sich viel Neckerei darum gefallen lassen müssen.

Während dieser Kriegesstürme verlebte unser Reuter die erste Jugendzeit unter den liebevollen Augen der Mutter. Sie, die ihm das unendlich reiche Gemüth, den bis an seinen Lebensabend bei ihm ausstehenden kindlich-frohen Sinn geschenkt, sie war es auch, die dem Knaben die Hände zum ersten Gebete faltete und in sein Herz den Keim jener tiefwurzelnden, wahren Religiosität pflanzte, die uns in seinen Dichtungen erquickt und erhebt.

Doch nicht nur um die Bildung des Gemüthes ihres Söhnleins, sondern auch um diejenige des Verstandes machte sich Frau Reuter verdient, indem sie ihm die Kunst des Lesens und Schreibens, die wichtigste für einen Mann unseres Jahrhunderts, erschloß, ihn

spielend einführte in die Geheimnisse des ABC und ihm die Hand lenkte, als er den ersten Buchstaben zu schreiben versuchte.

Es liegt hier die Vermuthung nahe, daß die Mutter den Knaben, welchen sie erzog, gleichzeitig verzog und aus dem Zöglinge der Mutter mit der Zeit auch ein Muttersöhnchen machte. Nahe allerdings liegt nach täglich zu machenden Erfahrungen diese Vermuthung, trifft aber nicht zu bei der Frau Bürgermeister, welche weit davon entfernt war ihr Kind zu verhätscheln und, je lieber sie den Knaben hatte, desto unnachsichtiger seine kleinen Sünden strafte. Nicht selten mußte er „als büßender Fakir“ in der Ecke stehen und zuweilen wurden auch noch durchgreifendere Correctionsmittel in Anwendung gebracht. So züchtigte, wie sich ein Jugendgenosse Neuter's erinnert, die Mutter einmal von ihrem Lehnstuhle aus mit einem Rohrstocke unsern Fritz, während das Stubenmädchen den jungen Delinquenten vor ihr auf den Armen hielt. Wegen der Umständlichkeit dieses Strafverfahrens wurden jedoch für gewöhnlich die schwereren Verbrechen vor das Forum des Vaters verwiesen, der, auch in solchen häuslichen Angelegenheiten ein strenger Richter, stets für die nöthige Execution ein kleines unscheinbares Instrument bereit hatte, welches sich für gewöhnlich auf dem Pfeifenstande hinter den Pfeifen verbarg, „bei besondern Gelegenheiten aber sich unnöthiger Weise abscheulich sichtbar machte und die hassenswerthe Gestalt eines rock- und buckelsausklopfenden Rohrstockchens annahm.“*)

*) Vgl. Schurr-Murr. 6. Aufl. pag. 149.

Soweit der Bürgermeister Reuter sich an der Erziehung seines Knaben betheiligen konnte, suchte er ihn von früh auf zu einem gesunden, tüchtigen Mann zu erziehen. Alles, was Körper und Geist verzärtelt, war ihm ein Greuel, Alles dagegen, was jene stärkt und erfrischt, willkommen. Darum predigte er auch stets gegen Kuchen und Süßigkeiten und verbot den Kindern den Genuß derselben, darum sah er es andererseits gar nicht ungern, wenn der flügge gewordene Knabe mit seinem treuen Jugendgenossen Carl Rahmmacher *), dem Sohne des Stavenhägener Altbauhofspächters, in munterem Spiele die schöne Umgebung seiner Vaterstadt durchstreifte. Wurden aber solche Excursionen heimlich, ohne die väterliche Sanction unternommen und folgten die Knaben dabei zu sehr ihrem kindlichen Entdeckungstriebe, indem sie sogenannte Nichtsteige ausfindig zu machen suchten und in Gräben und Moore geriethen, dann, ja dann machte der junge Verbrecher, an welchem Stiefel und Beinkleid zu Verräthern wurden, von neuem die Bekanntschaft des unheimlichen Instrumentes auf dem Pfeisentischchen, der Vermahnungen und Strafen seitens der Mutter, welche die Sache vom Standpunkte der Kleiderordnung nicht weniger streng nahm, gar nicht zu gedenken.

Nach den gleichen Grundsätzen wie das eigene Kind erzog das Reuter'sche Ehepaar die Knaben Ernst **)

*) Carl Rahmmacher starb als Kaufmann zu Güstrow im Jahre 1870.

***) Ernst Reuter wurde Apotheker und lernte beim Dr. Grischow in Stavenhagen, von welchem letzteren später noch berichtet werden soll. Von seinem Lehrherrn mit dem Zeugnisse eines guten Ge-

und August*) Neuter, Söhne des Rectors Neuter zu Dömitz, eines Bruders unseres Bürgermeisters, welche der letztere nach dem frühen Tode des Vaters (1812 oder 1813) zu sich nahm. Auf diese beiden Pfleglinge übertrugen Neuter und Frau die ganze Liebe, welche sie ihrem zweiten Sohne zugewandt haben würden, wäre ihnen derselbe nicht frühzeitig wieder durch den Tod entziffen worden.**)

Das Dolce war niente unseres jungen Wildfanges: Friß Neuter, welches durch den, wie wir wissen, spielend betriebenen Unterricht der Mutter nicht zu sehr geschmälert wurde, sollte zu Ende gehen, als der Knabe das sechste Lebensjahr erreicht hatte. Zur Bekanntschaft mit den Anfangsgründen aller Wissenschaft hatte ihm die Mutter verholfen, jetzt sollte sich Friß an regel-

hülfen, entlassen, erhielt er darauf Condition in einer Berliner Apotheke und hörte in seinen freien Stunden Collegien. Wie derselbe sich dann auf Anregung des Pflegevaters dem Brauereigeschäft zuwandte und Leiter und Pächter der Brauerei in Stavenhagen wurde, ist bereits an anderer Stelle mitgetheilt worden. Nach dem Tode des Bürgermeisters Neuter (1845) ging die Brauerei in seinen Besiß über und blieb es, bis er 1856 starb. Ernst heiratete Friß Neuter's jüngere Schwester Sophie, welche auch nach dem Ableben ihres Mannes ihren Wohnsitz in Stavenhagen bis heute behalten hat. — Uebrigens erhielt Ernst den ersten Unterricht bei seinem Onkel, dem Pastor Neuter in Sabel, und kam dann erst in das Stavenhagener Bürgermeisterhaus.

*) Jetzt Pastor zu Jessin.

**) Dieser jüngere Sohn war am 6. Januar 1812 geboren und erhielt die Namen Friedrich Ludwig August Ernst. Er starb am 27. November 1813. Friß Neuter erinnert sich in „Meine Vaterstadt Stavenhagen“ (Schurr-Murr, 6 Auflage pag. 157) noch der Grabstätte dieses Bruders.

mäßigen Schulbesuch und regelmäßige Thätigkeit gewöhnen, und obgleich er die bisherige Unterrichtsmethode für die beste, weil am wenigsten beschwerliche, hielt und nur mit Widerstreben der herrlichen Kindheitsvacanz entsagte, mußte er sich doch eines schönen Tages mit seiner älteren Schwester Lisette zur Schule der Mamsell Schmidt auf den Weg machen. Diese Mamsell Schmidt, eine liebe, gute und in Fripen's Augen damals sogar „sehr schöne“ Dame, welche häufiger im Neuter'schen Hause verkehrte, hatte eine Töchterchule für gebildete Stände, in welcher nun der kleine Neuter einzig und allein das männliche Element vertreten sollte. Eine frühzeitige Neigung für das schöne Geschlecht haben diese Unterrichtsstunden bei ihm nicht zur Folge gehabt, im Gegentheil, sie erfüllten den Knaben mit Furcht und Grauen vor der Frauenwelt, welche ihm hier durch ihre jugendlichen Repräsentantinnen auf jede Weise das Leben verbitterte. „Sede Zwischenstunde“, schreibt der Dichter in seinen Jugenderinnerungen *), „hatte ich mit den sich erschließenden Blüthen des schönen Geschlechtes die heftigsten Kämpfe auszufechten, und halte das Lied: „Als ich noch im Flügelkleide in die Mädchenschule ging . . .“ für ein sehr dummes Lied, und den albernen lateinischen Hexameter: „Est bellum bellum, bellis bellare puellis“ mag Derjenige für schön erklären, der's nicht durchgemacht hat; mir bleibe man damit vom Leibe, denn ich weiß, wie mir diese kleinen gebildeten Megären zugesetzt haben. Gule unter Krähen zu sein, ist ein schreckliches Loos.“ Nur zwei

*) Schurr-Murr pag. 210.

der jungen Mädchen, Minchen Schmidt, die Tochter des Pastors Schmidt, und Auguste Sparmann, des Dr. med. Sparmann Tochter, nahmen des Dichters damals noch sehr schwächlichen Mannesmuth unter ihren Schuß.

Persönlicher Muth war überhaupt in jener Zeit bei unserm Reuter eine nicht sonderlich stark vertretene Tugend, und ahnte man in dem Knaben von damals noch nicht den späteren „forschen“ Studenten, der das „Mit Männern sich geschlagen“ gar wohl beherzigt hatte. Kam es beim Spielen oder sonstwie zu einem Streit zwischen den Bürgermeisterkindern und anderen Vertretern der Stavenhagener Jugend, so entfaltete unser Fritz zwar anfangs eine gewaltige Kraft der Rede, wenn ihm aber diese nicht den Sieg verschaffte und die Fäuste den Ausschlag geben sollten, so nahm er schleunigst Reißaus. „Kraßfußaus“ war daher auch eine Zeitlang sein Spitzname. Zu Reuter's Entschuldigung muß jedoch hervorgehoben werden, daß hier nicht „der Starke zurückwich,“ daß vielmehr der Dichter das Prädikat „knendlich“ (zart, schwächlich, schmächtig), welches er sich selbst einmal für diese Lebenszeit beilegt*), mit vollem Rechte verdiente. Der junge Reuter war zwar nicht gerade kurz gewachsen, aber von sehr zartem Körperbau und das fast weiße Haar hing schlaff um das blasse Gesicht.

Die Unterweisung, welche Fritz in der Töchtersehule der Mamsell Schmidt empfing, genügte aber dem Bürgermeister Reuter nur beziehungsweise, so daß er

*) Schurr-Murr pag. 224.

sich veranlaßt fühlte, für einzelne Fächer noch besondere Lehrkräfte zu gewinnen. Er nahm dieselben, wo er sie fand. So erhielt Anstellung als Lehrer der französischen Conversation der Schneider Krenz, welcher als Geselle sieben Jahre in Paris gewesen war. Sein Unterrichtscursus sollte jedoch ein baldiges Ende erreichen. Als nämlich der biedere Deutsch-Franzose, welcher sich überdies auf seinen Wanderungen allerlei sonderbare, speciell inbezug auf Frauen nicht gerade vortheilhafte, Anschauungen angeeignet hatte, seinen Böglingen ein Parfait: Je suis été einpaukte, und dieses grammatikalische Verbrechen gelegentlich eines Besuches der Knaben bei ihrem Onkel, dem Pastor Reuter in Sabel, durch letzteren entdeckt wurde, da erlitt die Stellung dieses Pädagogen eine bedenkliche Erschütterung und — bientôt Monsieur Krenz était-il aussi été. An seine Stelle trat zu längerem und erfolgreicherem Wirken der allen Freunden der Reuter'schen Muse aus: „Ut de Franzosentid“ bekannte Uhrmacher Droz, dessen Namen die Stavenhäger Bevölkerung in ihrem Acclimatificirungsbestreben zu einem „Droi“ umgewandelt hatte. Pierre Humbert*) Droz war zu Locle im Canton Neuchâtel geboren und stammte aus der bekannten, dort ansässigen Uhrmacherfamilie; der berühmte Automatenverfertiger Jaques Droz war sein naher Verwandter. Vor seinem Vorgänger Krenz hatte Herr „Droz“ nicht nur die französische Nationalität, sondern auch eine bewegte, romantische Vergangenheit voraus,

*) So werden die Vornamen im Stavenhäger Kirchenbuch angegeben. Friß Reuter in Schurr-Nurr pag. 212. nennt ihn Sean Jaques Humbert.

welche ihm von vornherein das Interesse seiner Zöglinge gewinnen mußte. Was konnte dieser Lehrmeister nicht Alles erzählen! Frühzeitig schon ein leidenschaftlicher Jäger wurde er später Soldat in schweizerischen Diensten. In dieser Eigenschaft gerieth er eines Tages mit dem Fechtmeister Augerau in Streit, welcher ihm, dem den Freiheits- und Gleichheits-Ideen der ersten französischen Revolution durchaus Abholden, die rothe Jakobinermütze octroyren wollte. Von Worten ging man bald zu Thätlichkeiten über, und Herr „Droi“ tractirte den Fechtmeister unter dem Beistande seiner Kameraden ganz jämmerlich mit einem Scheite Holz. Augerau, welcher am anderen Morgen den Söhnen eines reichen Kaufmanns Stunden geben sollte, genirte sich zu erscheinen, entschuldigte sich mit dringenden Geschäften und bat den Kaufmann endlich um ein Reitpferd. Seine Bitte wurde gewährt, Augerau ritt von dannen, um — als Marschall von Frankreich und Herzog von Castiglione dereinst in die Schweiz zurückzukehren. „Droi“, welcher den Fechtmeister zum Marschall geschlagen hatte, glaubte nicht recht an die Erkennlichkeit des Herzogs für die ihm wider Willen erwiesene Wohlthat und machte sich bei seinem Anrücken aus dem Staube. Er desertirte in's Bernische und von da nach Mümpelgart, wo er eine Zeitlang sein Leben als Wildschütz fristete, bis ihn die mit diesem Metier nothwendig verbundenen Unannehmlichkeiten bestimmten, bei den Neufranken einzutreten, in deren Reihen er mehre Siege mit erfechten sollte. Bald jedoch trennte er sich wieder von diesen und kam mit Ueberwindung von allerlei Fährlichkeiten nach Berlin, wo er bei einer dem

Prinzen Louis Ferdinand sehr nahestehenden Dame als Kammerdiener angestellt wurde. Nach der Schlacht bei Jena und dem Heldentode des Prinzen bei Saalfeld wurde Droz entlassen, ohne jedoch seinen rückständigen Gehalt ausgezahlt zu erhalten, und kam darauf nach Stavenhagen, wo er sich mit einer Uhrmacherwitwe verheiratete*) und auf ein unstätes, nicht immer makelloses Leben ein rebliches Philistertum folgen ließ.

Bei einem solchen Lehrer, der den Knaben bald eine Jagdgeschichte (im ursprünglichen Sinne des Wortes), bald eine Kriegsepisode und dann wieder Bilder aus seinem schweizer Heimatlande zum Besten gab, war es ein Vergnügen Französisch zu treiben, und die Conversationsstunden, welche von Herrn „Droi“ ebenso wie von seinem Vorgänger bei günstiger Witterung im Freien ambulando ertheilt wurden, gehörten damals zu den angenehmsten Lektionen unseres Dichters, und wenn sich Friß Reuter später beim Abiturientenexamen im Französischen als „nicht genügend“ erwies, so haben das seine Friedländer und Pächimer Lehrer zu verantworten, Herr „Droi“ ist daran unschuldig.**)

Das war der Unterricht, welcher den Reuter'schen Knaben in der französischen Sprache zu Theil wurde. Für das Lateinische wurde der Herr Rector Schäfer requirirt, ein erschrecklich vielseitiger Dilettant: Blumist, Musiker, Optiker, Papparbeiter, Verfasser eines Reim-

*) Vgl. die Mittheilungen Friß Reuter's in Schurr-Murr pag. 212—215, denen ich in Vorstehendem ziemlich genau gefolgt bin.

**) Droz starb am 16. October 1825 in einem Alter von 66 Jahren.

lexikons 2c. 2c. *), welcher, da er als geborener Sachse nur des Hochdeutschen mächtig war, zu den ausnehmend Gebildeten der Stadt gezählt wurde und jedenfalls einer der ergößlichsten unter den öffentlichen Charakteren Stenbhagens war. Ihm secundirten der stud. med. F. H. Gaspar, ein Sohn des Kaufmanns Gaspar, und Fritz Sparmann, der Bruder der uns schon bekannten Beschüßerin unseres Dichters. Ersterer, welcher als hochgeachteter Medicinalrath im Jahre 1863 zu Bügow verstarb, benutzte wohl während der akademischen Ferien die Neuter'schen Knaben, um seine lateinischen Kenntnisse aufzufrischen, und Christian Friedrich Sparmann, welcher seinen sich auch auf Geschichte erstreckenden Unterricht am Receptirtische in der Apotheke ertheilte, folgte dabei vermuthlich dem alten Sage: docendo discimus, denn er selbst bereitete sich damals privatim auf das Studium der Medicin vor, nach dessen Beendigung er sich als praktischer Arzt in Stavenhagen niederließ und daselbst 1859 als Medicinalrath starb. **) — Fritz Neuter bekennt selbst, daß er sich gegen alle diese Angriffe auf „die natürliche feste Stellung seiner Unbildung“ tapfer gewehrt habe, und auf manchen Punkten war dieser Widerstand denn auch ein erfolgreicher, wie in Schurr-Murr pag. 216 nachzulesen ist.

Nachdem Fritz Neuter die Schule der Mamsfell

*) Ich verweise auf Schurr-Murr pag. 197.

**) Ueber den Unterricht bei dem Handlungsbesessenen Rutenic, dessen Fritz Neuter gedenkt, sind mir keine Mittheilungen geworden. Derselbe, an welchem anscheinend nur Fritz theilnahm, hatte vermuthlich das Rechnen zum Gegenstande und war jedenfalls von sehr kurzer Dauer.

Schmidt*) verlassen, trat für ihn eine Art von „Interregnum“ ein, welches ihm jedoch keineswegs als eine „schreckliche Zeit“ erscheinen wollte, konnte er doch jetzt seinem Hange zur Schwärmerei — durch Feld und Wald wieder ungestört nachgehen. Anders aber dachte der Vater, dem Unthätigkeit, weil seinem Wesen vollständig fremd, auf's Aeußerste verhaßt war, und der wohl einsah, daß dieses *lucidum intervallum* sehr geeignet wäre, den Knaben wieder um alle seine bisherigen wissenschaftlichen Errungenschaften zu bringen. Diesem nach Kräften vorzubeugen tractirte er, obwohl erschöpft von den Anstrengungen des Tages, Abends mit den Kindern, d. h. mit Fritz, August und dem jetzt schon in Stavenhagen befindlichen Ernst, denen sich auch Lisette zugesellt haben mag, die Anfangsgründe der Geographie nach Johann Baptist Homann's berühmtem Atlas, jener dem Geschlechte von heute meistens nur noch durch Niehl's „Culturstudien“ bekannten Kartensammlung, von der sich zufällig ein Exemplar im Besitze von Reuter's Amtscollegen, des Rathsherrn Susemihl befand.

Mehr aber als ein bloßes Buch steuerte Reuter's zweiter Amtsgenosse zu diesem Interimsunterrichte bei, sich selbst, seine ganze liebe, drollige Persönlichkeit mit dem vollen Schatze ihres Wissens, allen ihren Kunstfertigkeiten, ihrer unendlichen Gutmüthigkeit und ihrem ewigen Humor bot „Rathsherr Herz“ zur Erziehung

*) „Wamsell Schmidt“, welcher das Verdienst zukommt unserm Dichter zuerst die segensbringenden Fesseln einer regelmäßigen Schule angelegt zu haben, verheiratete sich, soviel ich in Erfahrung gebracht, später nach Goldberg; ihre weiteren Lebensschicksale sind mir unbekannt.

der Knaben dar, und diese Offerte wurde von seinem Vorgesetzten und Freunde dankend angenommen.

Der Rathsherr („Düfel“) Herse ist eine Persönlichkeit, um deren Bekanntschaft man Frig Reuter beneiden kann, und darf nach dem Inspector Bräsig für die köstlichste Figur in Reuter's Werken gelten, hat vor ersterem jedoch noch das voraus, daß sie in fast allen Zügen getreu dem Leben nachgezeichnet ist und „Fleisch und Blut“ im eigentlichen Sinne besitzt. Nimmt man noch hinzu, daß Herse's Verkehr mit dem Knaben Reuter entschieden von bedeutendem Einflusse auf dessen spätere Entwicklung zum Humoristen gewesen ist, so wird es, hoffe ich, gerechtfertigt erscheinen, sich mit diesem originellen Manne unter Benutzung von noch anderen Quellen als den Reuter'schen Schriften hier etwas specieller zu beschäftigen.

Herse, der im Jahre 1773, also wenige Jahre vor dem Bürgermeister Reuter, geboren sein wird, war von Hause aus Kaufmann und hatte als Handlungsgehilfe in einer Apotheke — irrt mein Gewährsmann nicht, so war es die Hirschapotheke in Rostock — Anstellung erhalten, um das nach der Sitte der Zeit mit derselben verbundene Materialgeschäft zu betreiben. Dann und wann wurde „Musch Herse“, — „Musch“, so lautete ja die damals übliche Titulatur für Leute seines Standes — auch zum Pflasterstreichen u. dgl. gebraucht, fand an dieser Beschäftigung Gefallen, lernte privatim soviel Latein, daß er die Pharmakopöe lesen konnte, und arbeitete sich so nach und nach in selbständiges Receptiren hinein. So vorbereitet, übernahm er im Jahre 1797 oder 98, nach dem Tode des Apothekers

Griſchow und während der Minorennität von deſſen Sohn*) pachtweiſe die Apotheke in Stavenhagen, deren, bei der damaligen Richtung der Heilkunſt ſehr reichlichen, Erträge ihn nach einigen Jahren in den Stand ſetzten, ſich als wohlhabender Mann vom Geſchäfte zurückzuziehen.

Bedenkt man Herſe's autodidaktiſchen Bildungsgang, ſein Emporkommen durch die eigene Kraft, ſo wird man es nicht gerade verwunderlich finden, daß ſich bei ihm ein ſtarkeſ Selbſtbewußtſein, eine hohe Meinung von ſeinen Fähigkeiten herausgebildet hatte, welche noch gekräftigt werden mußten, als derſelbe im Anfange des Jahres 1810 von Rath und Bürgerauſchuß dem Herzoge Friedrich Franz I. für das Amt eines Rathsherrn in Vorſchlag gebracht, am 19. März 1810 darauf allerhöchſt wirklich zum Stavenhagener Rathsmann ernannt und am 9. April deſſelben Jahres in das Amt eingeführt wurde. Ueber ſeine Fähigkeiten und die Stellung, welche er unter ſeinen Mitbürgern einnahm, heißt es in dem vom Bürgermeiſter Reuter verfaßten Berichte des Magiſtrats d. d. 14. Februar 1814, betr. die nachgeſuchte Beſtätigung der Wahl des Herſe wörtlich: „Derſelbe iſt ſeit 12 Jahren höchſten Ortes

*) Der von Friß Reuter mehrfach und namentlich in Schurr-Murr pag. 290 als Entdecker des Stavenhäger Gesundbrunnens erwähnte Dr. Griſchow iſt dieſer damals noch minorene Sohn, welcher ſich ſpäter beſonders durch ſeine Analyſen der Doberaner. Pächimer und Goldberger Stahlquelle den Ruf eines tüchtigen Chemikers erwarb, auch als Botaniker wiſſenſchaftlichen Namen beſaß und 1830 bei Gelegenheit des Inbiläums der Augſburgiſchen Confeſſion von der philoſophiſchen Facultät in Koſtock zum Doctor honoris cauſa promovirt wurde.

bestätigter Pächter der hiesigen Apotheke, ist ein durchaus rechtschaffener, fleißiger, ordentlicher und von seinen Mitbürgern geachteter Mann, schreibt nicht allein eine sehr gute Hand, sondern ist auch fähig seine Gedanken gehörig und mit Ordnung zu Papier zu bringen. Derselbe hat ferner sein gutes Brod.“*)

Um sich nun noch wenigstens den Anstrich eines Rechtsgelehrten zu geben, machte der neugeschaffene Rathsherr das Notariatsexamen, welches damals wohl leichter als jetzt zu bestehen war, und unterschrieb sich, stolz auf diese neue Errungenschaft, wo er nur immer konnte, *Hersé qua notarius publicus immatriculatus. Herse**)*, der Accent auf dem Schluß-e fehlte niemals,

*) Aus den Stadenhagener Rathssacten.

***) Den Notarius public. wie den Accent anlangend, läßt Friß Reuter den „Rathsherrn Herse“ in „Ut de Franzosentid“, Cap. 19. zu dem Müller Bos, für welchen er mit Hilfe eines Schreibfehlers die Methode entdeckt, in kürzester Zeit Millionair zu werden, sagen: „Hier steht min Sigel unner — seihn Sei, hier! — en Hirsstengel, wil ik „Herse“ heit; ik hadd of en Fallgatter dorup stelen laten kunn, wil dat up Französch »hersé« heit, äwer ik bün nich för de Franzosen — un hier drüm rüm steht mine Befugniß: not. pub. im. caes. . . .“ Weiter erklärt „Unkel Herse“ in Schurr-Murr pag. 153, als er dem Knaben Friß das Amtsgebäude als frühere Ritterburg darstellt: „. . . . dor was de Logbrügg un dor bi'n Swinkaben, dor was dat Fallgatter, hersé up Französch, wo ik minen Namen von herwo . . .“ Von seinem Notariat und der Bedeutung desselben spricht Rathsherr Herse außerdem noch in „Ut de Franzosentid“ Kap. 18, wo er dem Müller Bos sein Pestschaft zeigt mit der Frage: „Känen Sei woll latinsche Schrift verkiht lesen?“ — De oll Möller antwurt't, hei künn s' nich grad noch verkiht lesen. — „Na 't schadt of nich. Hir steht: Not. Pub. Im. Caes., dat heit, ik bün Notarius

nicht weil die Franzosen damals die Welt beherrschten, dazu war der Mitregent von Stavenhagen ein zu guter Patriot, sondern, wie ich vermuthe, in Rücksicht auf eine Sprech-eigenthümlichkeit des mecklenburgischen Plattdeutschen, welche darin besteht, daß er das schwache e am Ende der Wörter entweder gänzlich wegwirft oder, besonders nach Kehllauten, durch i ersetzt. (Man sagt im Plattdeutschen z. B. stets Frehj' statt Frehse, und Lemde muß sich entweder eine Verkürzung in Lemd' oder eine Umwandlung in Lemdi gefallen lassen.) Um seinen Namen vor einer solchen Amputation zu schützen, schrieb eben der Herr Rathsherr, der sich beiläufig auch gerne statt Rathsherr „Herr Senator“ nennen ließ, seinen Namen consequent mit einem e und einem accent aigu darauf. In den Stavenhägener Rathssacten hat der gute Mecklenburger denn auch stets diesen den Stavenhägenern seiner Zeit mächtig imponirenden Accent und ebenso ist es in den Kirchenbüchern.

Rathsherr „Hersé“, von Natur mit einer sehr vollständigen Persönlichkeit ausgestattet, wußte sich ein Mir zu geben, welches gewöhnlichen Leuten und Kindern imponirte, und imponiren, geehrt, bewundert werden, war für ihn Lebensbedingung. Wo man ihn erst als Stern zweiter Größe oder gar noch niedrigeren Grades betrachtete, fühlte er sich nicht behaglich: dem Kreise, in welchem er erschien, wollte er auch der leuchtende Mittelpunkt sein. Ueberall da aber, wo man

publicus, un Im. Caes. heit so vel, it kann in jeden Prozeß üm Rath fragt werden.“ — Alles Beläge dafür, daß auch Friß Reuter diese Accent-Schwäche, sowie das stolze Notariatsbewußtsein seines „Dnkels“ wohl kannte

ihm diese Stellung einräumte, lächelte seiner Umgebung die Sonne seines originellen Humors, und ringsumher wurden die wohlthuenden Strahlen seiner unendlichen Gutmüthigkeit entsandt. Denn gutmüthig, grundgutmüthig war Onkel Herse, das beweist namentlich auch seine große Hinneigung zu Kindern. Die Reuter'schen speciell hatte er, der selbst kinderlos war, ganz in sein Herz geschlossen, und jene dankten ihm damit, daß sie ihn als „Onkel“ adoptirten und andächtig „seiner Weisheit Knie“ umfaßen. Wie der Stavenhäger Bürger zu ihm als dem gar gelehrten Manne voll Respect emporblickte und ihn nicht nur in rechtlichen und städtischen, sondern, mit Rücksicht auf seine pharmaceutische Vergangenheit, auch in medicinischen Fragen, bei Unpäßlichkeiten als sein zuverlässiges Orakel betrachtete, welches ihm denn auch bald dieses, bald jenes Medicament als „remedium contra dolores omnia“ mit vielem Pathos empfahl, so sahen die Reuter'schen Kinder in ihm den Subegriff alles Wissens und Könnens, ihr lebendes Conversationslexicon, welches niemals die Auskunft schuldig blieb, ihre höchste Autorität. Ließ ihn hierbei sein inderthat vielseitiges Wissen im Stich, so half er sich mit seiner reichen und kühnen Phantasie, welche ihn u. a. aus einem im Anfange des 18. Jahrhunderts erbaueten Schlosse, dem Amtshause, eine alte Ritterburg machen ließ. *) Daß er es in diesem Stre-

*) Vgl. Schurr-Murr pag. 153. Das in Rede stehende Amtshaus, neben der Stadt auf einer Anhöhe gelegen, war im Anfange des vorigen Jahrhunderts als Wittwenstift für die Herzogin Magdalene Sibylle von Mecklenburg-Güstrow erbauet worden, welche dasselbe jedoch nie bezogen hat.

ben für Aufrechterhaltung seiner Autorität mit fremden Sprachen und fremden Wörtern nicht gerade genau nahm, beweist das oben angeführte „remedium“, zeigt die nachfolgende, für Herse und seine Stellung gegenüber den „Bürgermeisterkindern“ überhaupt charakteristische Anekdote, welche uns Fritz Reuter zwar nicht aufbewahrt hat, die ich jedoch, wie das Meiste in diesen Mittheilungen, Jemandem verdanke, der dem würdevollen Rathsherrn seiner Zeit ebenso nahe stand als unser Dichter. Einer der Reuter'schen Knaben hatte irgendwoher eine Armbrust mit verdecktem Lauf zum Geschenke erhalten. Dieses Schießinstrument erregte durch seine von der des gewöhnlichen „Fligbogens“ auffällig abweichende Beschaffenheit die höchste Bewunderung der Kinder, und sofort ging's zu dem Alles kennenden Onkel Herse. Lepterer, welcher wohl schon einmal von einer Balliste gehört oder gelesen hatte, besah das Ding mit gelehrter Kennermine, wandte es hin und her und sagte endlich in pathetischem Tone: „Die Waffe müßt Ihr hoch halten, Kinder, das ist eine Palaestra!“ „Wir hörten staunend mit offenem Munde zu,“ fährt mein Gewährsmann fort, „und liefen alsbald zu Carl Rahmmacher: „Kif mal, Kork, wat hebben wi hier! Dat is 'ne Palästra! Ja, kannst dat glöwen, Onkel Herse' hett't seggt!“ — „Onkel Herse' hett't seggt!“, diente den Reuter'schen Knaben noch lange als Bannformel für jedweden Zweifel, der gegen ihre nach Kinderart häufig sehr kühnen Behauptungen auftauchte, Herse blieb ihre erste Autorität, bis sie herangewachsen waren und noch gelehrtere Männer als ihn kennen lernten. Dieser interessante, joviale und zum Kinderfreund

geschaffene Mann übernahm nun während des vorgedachten „Interregnum's“ den Unterricht im Schönschreiben, Rechnen, Zeichnen und in der Orthographie. Was den Schreibunterricht anlangt, so hatte Rathsherr Herse, der selbst bekanntlich eine „sehr gute“ Hand schrieb, schon für die erste, wie wir wissen, von der Mutter ertheilte Unterweisung in dieser Kunst die Vorschriften geliefert und so in Gemeinschaft mit ihr die Knaben bis zur Fraktur oder, wie die Stavenhäger sagten, „Flaktur“ gebracht. Als er ihnen auch letztere einüben wollte, intervenirte der Vater, welcher dergleichen Schriftkünste für völlig überflüssig hielt. Unter diesen Umständen beschränkte sich Herse in den jetzigen Unterrichtsstunden denn darauf, das zu befestigen, wozu er früher den Grund gelegt, und zwar geschah dies rücksichtlich Fritzens jedenfalls mit dem besten Erfolge. Die männlich feste und dabei doch zierliche Handschrift, welche Reuter's Manuscripte vor denen vieler seiner Collegen auszeichnet, hat er seinem Onkel Herse zu danken. Noch günstiger waren die Resultate, welche der auch im Zeichnen und Malen bewanderte und von feinen Leistungen in diesen Künsten nicht wenig erbaute Rathsherr mit dem Zeichenunterricht erzielte, da Fritz ein beachtenswerthes, vom Vater auf den Sohn vererbtes Talent zum Zeichnen und Malen besaß, welches ihn später sogar einmal den Plan entwerfen ließ, sich ganz der Malerei zu widmen. Bei dem Knaben die Neigung zu dieser Kunst, welche dem Manne dereinst in trüben Lebenstagen eine erheiternde Genossin werden sollte, gewährt zu haben, durfte Rathsherr Herse wiederum als sein Werk bezeichnen. — Auch der Unterricht

im Rechnen war unserem Dichter, wie er selbst zugestehet, von Nutzen, wenn auch nicht von einem so auffallend großen wie derjenige in den beiden eben-erwähnten Gegenständen. Die liebste von allen Stunden aber war den Kindern die orthographische, da Onkel Herse „in den bitteren Kaffee der Orthographie soviel Zucker warf, daß er auch dem nicht daran gewöhnten Kindergaumen höchst lieblich schmecken mußte.“ Er dictirte einen selbsterfundnen Roman mit allen Ingredienzien eines solchen, die Liebe allein ausgenommen, die ihm für das kindliche Alter seiner Zöglinge wohl noch nicht recht passend erschien. „Waldmann“ nannte sich dieser Roman nach seinem Helden und fing mit einem Bären-Abenteuer an. Ein Bär verfolgt hartnäckig einen Jäger, welcher sich endlich auf ganz unwahrscheinliche Weise rettet und darauf unsern „Waldmann“ als nacktes Kind in seiner Jagdtasche findet. Mönche und Nonnen geben sich nun wechselweise Mühe den Knaben sehr unglücklich zu machen, was ihnen jedoch nicht gelingt, weil Waldmann von einem Eremiten die Kunst erlernt hat, sich unsichtbar zu machen. — Diese leidige Kunst des Unsichtbarmachens! Sie ließ nicht nur zeitweilig den Helden der Geschichte, sondern auch für immer den ganzen Roman verschwinden und brachte so Fritz Reuter und uns um dieses einzige dichterische Erzeugniß des Rathsherrn Herse. Der Hergang war folgender: Als die Rede auf das Unsichtbarmachen kam, stellte Fritz die für seine Jahre durchaus natürliche Frage, wie man das denn angefangen habe, und Onkel Herse, nie verlegen um eine Antwort, entgegnete, die Leute hätten zu diesem Zwecke Bilsentraut

geraucht. Die Frage war, wie gesagt, ganz natürlich, ebenso natürlich war aber auch das Verlangen des Knaben, nun selbst einmal einen praktischen Versuch anzustellen mit diesem Zaubermitel, welches in Unmengen auf dem alten Bauhof zu finden war. Fritz beschloß, die Wirkung des wunderthätigen Krautes an dem alten Kuhnknecht Friedrich zu erproben, der früher auf der Gielower Mühle gedient hatte und mit dem sich die Knaben, namentlich wegen seiner Erzählungen vom alten Fritz, viel zu schaffen machten. *) Er stopfte ihm also eine Pfeife mit Bilienkraut, welches er durch eine dünne Lage von des Vaters „Justus“ verdeckte, und setzte sich dem arglos Rauchenden gegenüber in der Hoffnung ihn nun bald verschwinden zu sehen. Statt der erwarteten Wirkung erfolgte jedoch ein kurzes, wiederholtes Ausspucken, dann ein Herumschnüffeln in dem Rauche, und plötzlich packte der alte Friedrich den jungen Zauberer beim Rockskragen mit den Worten: „Verdammtel Klüngel, wat heft Du mi för Düwelstüg in de Pip stoppt?“ Fritz beichtete seine Schuld, der Vater kam darüber zu, erfuhr, daß Onkel Herse's „Waldmann“ die Veranlassung des Experimentes, und ersuchte nach der Lectüre jenes Romans, des einzigen, den er in seinem Leben gelesen hat und den er der Mutter gegenüber für das dümmste Zeug von der Welt erklärte, den Herrn Verfasser um Unterdrückung des Schlusses. So

*) Dieser Kuhnknecht Friedrich ist das Original zu dem gleichnamigen Müllerknecht in „Ut de Franzosentid“, war jedoch bedeutend älter, als ihn Fritz Reuter dort darstellt.

ist es gekommen, daß „Baldmann. Ein Roman vom Rathsherrn Herse in Stavenhagen“ ein Fragment blieb.*)

Fritz Reuter erzählt in Schurr-Murr (pag. 233) auch noch, daß Herse, der natürlich auch ein großer Verehrer des alten Fahn war, selbst jedoch seiner Körperfülle wegen das Turnen nur theoretisch kannte oder doch zu kennen glaubte, ihm und seinen Vettern auch eine Turnstunde, und zwar an einer Leiter auf dem Hofe erteilte, wobei Fritz, das „knendliche Kind“, zu Fall kam, glücklicher Weise jedoch auf den weichen Kuhdünger. Will sich nun auch Einer, der dabei gewesen sein soll, dieses Vorfalles nicht mehr entsinnen, so wird mir doch von derselben Seite das ganze Unternehmen, bei dem der Rathsherr etwas lehren wollte, was er selbst nicht recht verstand, als so echt „Herseisch“ bezeichnet, daß mein Berichtstatter gerne an eine Schwäche seines Gedächtnisses glauben will. Jedenfalls sind dergleichen Uebungen einmal und nicht wieder an gestellt worden. Fritz Reuter läßt Tante Herse mittels ihres ungemein empfindlichen Geruchsorganes Spuren jenes Turnunterrichtes entdecken und ihrem Ehegemahl ob solcher, obendrein gefährlicher Narrheiten eine Strafpredigt halten, und hätte der Bürgermeister Reuter etwas davon erfahren, er wäre sicherlich nicht weniger entschieden gegen eine Fortsetzung der sogenannten Turnstunden aufgetreten, obschon er sonst, wie uns bekannt, kein Gegner von körperlicher Bewegung war und es darum auch gerne gestattete, wenn Onkel Herse den Knaben auf eine andere Manier hierzu verhalf, indem

*) Vgl. Schurr-Murr pag. 219 ff.

er z. B. botanische Excursionen (bei vielleicht etwas freier Behandlung der lateinischen Namen für die Stavenhagener Flora) mit ihnen machte und zur Gielower Benz, einem Walde, fuhr, oder im Herbst sie hinausführte, um die von seiner eigenen Hand mit allerlei Medusen-Gefichtern scheinlich schön bemalten Papierdrachen steigen zu lassen oder endlich im Winter ihr Schlittschuhlaufen auf dem Svenacker See leitete. Zuweilen ging Herse auch mit den Knaben August und Fritz auf die Jagd, wobei August das größere Gewehr, Fritz als der schwächere dagegen die Vogelflinte trug, legte hierbei dem Gefangenen Waldvögel einen menschlichen Text unter und erschloß so in seiner Weise dem künftigen Dichter des „Hanne Rüte“ das Geheimniß der Vogelsprache. Zu gewaltigen Sägern vor dem Herrn aber bildete Herse seine jugendlichen Begleiter nicht heran, obgleich er sie auch im Laden und Abschießen eines Gewehres unterwies, denn er war selbst kein Nimrod.

Auch der Bürgermeister Neuter selbst sorgte dafür, daß sich seine Knaben in der frischen Luft herumtummeln konnten, indem er die Erholung jener mit seinen Geschäften als Landwirth vereinte. Hatte er nämlich seine streng geordneten Tagesbeschäftigungen*)

*) Ich kann es mir nicht versagen an dieser Stelle die Tagesordnung mitzutheilen, welche Bürgermeister Neuter sich entworfen hatte und an der er fast unveränderlich festhielt: Morgens zwischen 4 und 5 Uhr stand er auf und schrieb, wie seine Kinder sich ausdrückten, bis 6 Uhr Acten, d. h. besorgte seine schriftlichen Arbeiten als Richter und Communalbeamter. Dann kamen die Knechte und die als Statthalter fungirenden Tagelöhner und nahmen seine landwirthschaftlichen Anordnungen für den Tag ent-

absolvirt, so ging oder ritt er Nachmittags mit den Knaben zu Felde. Hohes Entzücken rief es hierbei hervor, wenn der Vater einen seiner „Söhne“ beauftragte den Braunen zu satteln, denn dann ritten die Knaben, bis der Vater fertig war, abwechselnd die nach dem Schlosse führende Allee auf und ab. Der Beglückteste aber von ihnen war derjenige, welcher auf dem Spaziergange nach Hause geschickt wurde, um den Braunen nach einem Stelldichein, etwa der Ziegelei, zu bringen. Die übrigen mußten dann per pedes oder auf den Beispferden mit den Knechten zurückkehren.

Da wir hier einmal bei den „Leibesübungen“ stehen, so müssen wir auch der Studien Reuters in jener Kunst gedenken, welche nach den Versicherungen eines mir vorliegenden vortrefflichen „Handbuches für die äussere Bildung“ aus dem Jahre 1791 „dem Körper Adresse, Gewandtheit und Anstand gibt, unseren Stellungen das Holprigte, Eßigte, Einkische und Verdrehte nimmt, unsere Bewegungen symmetrisch, rund, geschmeidig und reizend macht.“

gegen. Bis die Gerichtstermine oder die Raths- und Bürgerausschüßsungen angingen, schrieb Reuter darauf weiter War es möglich, so ging oder ritt er vor Tisch noch einmal das Feld durch. Während des Mittagmahles kamen dann die Knechte, welche für den Nachmittag Befehle zu erhalten hatten. Nach Tisch gönnte sich Reuter etwa eine Stunde Ruhe und schrieb darauf wieder, bis er mit den Knaben von neuem die Felder besuchte. Von dort kehrte er gegen 7 Uhr zurück, um welche Zeit zu Abend gegessen wurde, und ging um 9 Uhr zu Bett. Diese Tagesordnung erlitt nur während des Winters hin und wieder kleine, durch die Jahreszeit veranlaßte Abänderungen.

In dieser hochgepriesenen Kunst des Tanzens hat es Friß Neuter niemals zu sehenswerthen Leistungen gebracht, und macht er hierfür sein Kindermädchen „Marieten Wienken“ verantwortlich. Musicirte nämlich an Jahrmakttstagen der Stadtmusikus Grüzmacher aus Malchin mit seiner Kapelle in den Straßen der Stadt, so benutzten Marieten Wienken und ihre Dienstgenossinnen die Gelegenheit, auf dem Kornboden des Rathhauses zwischen Hafer- und Erbsenhäufen einen bal champêtre zu arrangiren. In Ermangelung eines Besseren mußte Friß bei diesem improvisirten Tanzvergnügen als Cavalier dienen und wurde von seiner Dame in die Geheimnisse des Beinsages eingeführt, die heilsamen Fesseln des Tactes verstand aber diese Lehrmeisterin ihm nicht anzulegen, und so, meint der Dichter, ist es denn gekommen, daß er trotz des ihm später wiederholt ertheilten Unterrichtes „in genialer Tactlosigkeit und in allerlei fessellosen Sprüngen das Leben durchtanzt habe.“*) Soweit die Ansicht des Dichters. Nach meiner Meinung ist an diesen Mißerfolgen auf dem Gebiete Terpsichorens weniger Marieten Wienken, als Neuter's wahrscheinlich sehr geringe musikalische Befähigung schuldig.

Daß übrigens der Stavenhäger Tanzlehrer, dem Friß nebst seinen Bettern nach langem Protestiren des Vaters anvertrauet ward, ein Herr Stengel, geeignet war, den Knaben, auch wenn er mehr musikalisches Talent besessen, zu einem eleganten Tänzer zu machen und seinen Stellungen „das Holprigte, Eckige, Einkische

*) Schurr-Murr pag. 189.

und Verdrehte" zu nehmen muß man nach den Berichten seines Schülers in „Schurr-Murr“ stark in Zweifel ziehen. *) Der Tanzkursus des Herrn Stengel endete mit einem Scholarenball im Toll'schen Saale, an dem auch die Reuter'schen Kinder: Lisette, Fritz, Ernst und August unter Leitung der Tante Christiane theilnehmen durften. Bürgermeister Reuter, der schon den Nutzen der Tanzstunden nicht einsehen konnte, vermochte in dem Besuch eines Balles noch viel weniger einen Gewinn für seine Kinder zu erblicken und, als er nach langen Verhandlungen endlich seine Einwilligung gab, geschah es nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die jugendlichen Ballgäste mit ihrer Ehrendame präcise 10 Uhr in das Rathhaus zurückkehrten. Tante Christiane versprach es, diese Bedingung zu erfüllen, hatte bei diesem Gelöbniß aber ihrer Autorität doch zuviel zugetrauet, denn als die Uhr 10 schlug, waren die Bürgermeisterkinder nicht zum Heimmarsch zu sammeln, soviel Energie und Klugheit auch die Führerin bei dieser Aufgabe entfalten mochte. Vater Reuter, der nun schon eine Stunde seiner gewöhnlichen Nachtruhe geopfert hatte, ging verdrießlich in seinem Zimmer auf und ab, und, als die Ballgesellschaft ihren Urlaub immer weiter über die Zeit des Zapfenstreiches ausdehnen zu wollen schien, beauftragte er um 10½ Uhr den alten Nachtwächter Hirsch, der gerade am Hause vorüberging, mit der Rückführung seiner Hausgenossen.

*) Schurr-Murr pag. 239 ff. wo Fritz Reuter sagt, Stengel's Füße wären zum Schmkneten in einer Siegelei geschaffen gewesen und, wenn er tempête getanz, hätte das Rathhaus in seinen Grundfesten gebebt

Besterer entledigte sich denn auch unter Mitwirkung seines Collegen Negband in bester Form dieses Auftrages, und — allgemeine Verstimmung war die Folge dieses Ballfestes. Tante Christiane namentlich erklärte, sie würde nie wieder zu Ball gehen; durch Nachtwächter vom Balle geholt zu werden, wäre ihr denn doch zu stark.

Die gute, lebenslustige Dame nahm es mit diesem Schwure nicht so genau; ein Maskenball, welcher bald darauf die ganze Stavenhägener Gesellschaft von Neuem zu Toll's führte, ließ sie ihrem Vorsatz ungetreu werden, und abermals nach langen Debatten zog Tante Christiane mit den vier Reuter'schen Kindern zu Maskenball. Fritz war als Schornsteinfeger maskirt und sollte auf Tante „Schänings“ ausdrückliches Geheiß sich auch als solcher geriren, d. h. von seiner Leiter aus an den Wänden kragen und fegen, auf den Ofen steigen und endlich auch an Personen hinaufflettern. So geschickt auch Fritz die beiden ersten Aufgaben löste, mit dem letzten Experimente wollte es ihm durchaus nicht glücken, weil sich nämlich keiner der Ballgäste zu demselben hergeben wollte. Endlich fand Tante Christiane in einer jüdischen Handelsfrau Levin eine mitleidige Seele, und der Knabe stieg an dem Rücken der als Königin der Nacht verkleideten Frau empor. Oben angelangt, fühlte er einen Durst nach Thaten, er griff also zu seinem Besen und bearbeitete den Sternenschleier der Königin. Alles wäre gut abgegangen, wäre nicht unglücklicher Weise dieser Schleier nicht an natürlichem Haar, sondern an einer Perrücke befestigt gewesen. So

aber löste sich mit dem Schleier das Geheimniß des üppigen Haarwuchses. Frau Levin, die das Schwinden ihres Hauptschmuckes fühlte, eilte sich den Blicken der Versammlung zu entziehen, Fritz stürzte infolge dessen mit seiner Leiter kopfüber in den Saal, die ganze Gesellschaft drängte sich um ihn, und zwei kräftige Dhrseigen verriethen dem jungen Schwarzkünstler den Zorn seiner Tante über solche Ungeschicklichkeit. Fritz, höchlichst entrüstet über dieses öffentliche Strafverfahren, zog sich mit Karl Rahmmacher, der ebenfalls mit den Händen seiner Mutter in etwas unsanfte Berührung gekommen war, unter einen tiefverhängten Theetisch des Schenkkimmers zurück, wo die beiden schwergekränkten Freunde bald in den festesten Schlummer versanken. Vergebens suchte inzwischen Tante Christiane ihren Neffen, und in nicht geringerer Aufregung befand sich die Familie Rahmmacher. Endlich wurde dem Bürgermeister Reuter Nachricht von dem Vorfalle gebracht, und dieser arrangirte nun unter Mitwirkung der eigenen wie der Rahmmacher'schen Knechte und Tagelöhner einen nächtlichen Streifzug durch Stavenhagen, der natürlich erfolglos blieb. Endlich sollte es dem Stadtdiener Luth und dem Reuter'schen Kuchknecht Friedrich vergönnt sein, die beiden Deserteure unter dem bewußten Tische sanft ruhend zu entdecken, zu Füßen ihres Dunkels Herse und des Postmeisters Stürmer, welche, nachdem sich „der Schwarm verlaufen“ hatte, noch als Ritter Tassilo von Hohenzollern und Kuno von Kyburg die Humpen schwangen und „eine treffliche Tafelrunde“ hielten. — Fritz Reuter hat diese beiden Ballepisoden in Schurr-Murr pag. 249 ff. und pag. 255 ff. wie fast alle

dort mitgetheilten Jugendgeschichten bedeutend dichterisch ausgeschmückt erzählt.

Begleiten wir nun den Dichter von dem Herrschergebiete Terpsichoren's bis an das Reich Euterpen's, ich sage bis an das Reich, denn hineingekommen ist er niemals, da es ihm zum Eintritte in das Heiligthum dieser Muse an der nöthigen Legitimation durchaus fehlte. Friß Reuter besaß einmal kein Talent für die Musik, und so mußte denn das gute Beispiel, welches ihm Tante Christiane, Onkel Herse und die anderen musikalischen Größen Stenbhagens gaben, ohne jeden Erfolg bleiben. Die gute Tante, welche mit Modulirung ihrer Stimme sogar eine kleine dramatische Gesangsscene zur Zither vortrug, *) brach denn auch über Friß, wie über Ernst und Lisette Reuter ohne Bedenken den Stab und prophezeite, daß aus ihnen in dieser Richtung nie etwas werden würde, August Reuter dagegen stellte sie ein glänzendes Prognostikon als zukünftigem Sänger. Diese Prophezeiung ist inbezug auf die drei erstgenannten zur Wahrheit geworden, nicht erfüllt aber hat sich Tante Christianens glänzende Hoffnung rücksichtlich des letzteren; August Reuter ist, wie wir wissen, kein Opernsänger geworden. An Unterweisung in der Musik wie an leuchtenden Vorbildern gebrach es, wie wir sehen, unserm Friß keineswegs, namentlich zeichnete sich ja auch der sonst so einflußreiche Rathsherr Herse in der Musik aus. Ältere Stenbhagener erinnern sich noch sehr wohl, daß er die Geige spielte und — man denke sich diesen köstlichen Subal! — zur Harfe sang, und

*) Schurr-Murr pag. 234 ff.

nach Fritz Reuter's Bericht in Schurr-Murr*) und „Ut de Franzosentid“ hatte er sogar ein kleines Dilettanten-Orchester um sich versammelt, welches vorzugsweise Variationen über das schöne Lied „Gestern Abend war Better Michel da“ zum Vortrage brachte. Wer unter so günstigen Zeitgestirnen nicht zum Musiker wurde, dem mußte überhaupt die Disposition dazu fehlen.

Befreundeter als mit der Musik wurde Fritz mit der dramatischen Kunst, ob schon ihm diese hier unter sehr desolaten Umständen entgegentrat. Nach verschiedenen anderen Schauspielertruppen erschien endlich der uns schon bekannte Tanzmeister Stengel, um mit seiner Frau und Schwägerin auf dem Rathhaussaale Vorstellungen im Gebiete des Mährspieles, des Lustspieles, der Operette und des Ballets zu geben. In jedem Genre waren die Leistungen schwach, selbst im Ballet, welches Stengel zu seiner eigenen Empfehlung cultivirte, am schwächsten aber in der Operette, welche daher auch bald vom Repertoire verschwand. So schlecht, wie gesagt, diese theatralischen Productionen waren, die Stavenhägener kamen doch in's Theater und, da die Mehrzahl von ihnen in solchen Dingen noch ein kindlich zufriedenes Gemüth besaß, so waren sie ebenso erbauet von den Stengel'schen Darstellungen wie die Reuter'schen Kinder, denen der Bürgermeister nach langem Sträuben und wiederholten Vorträgen über die Schaubühne als Anstalt zur Erziehung des Menschengeschlechtes von Seiten des Dnkels Herse und

*) pag. 232. In Stavenhagen wollen sich übrigens ältere Einwohner an dieses Orchester, welches Fritz Reuter in „Ut de Franzosentid“ wiederholt concertiren läßt, nicht mehr erinnern.

der Tante Christiane den Besuch der „Remedie“ gestattet. Das erste Stück, welches Fritz Reuter zu sehen bekam, war Kogebue's „Der arme Poet“, und schildert uns der Dichter den mächtigen Eindruck, welchen diese erste Schauspielvorstellung auf seine Kinderseele machte, selbst in Schurr-Murr*) mit folgenden Worten: „Es sind jetzt über vierzig Jahre her, als ich den „armen Poeten“ als erste Darstellung gesehen habe, und als dies Stück vor zwei Jahren hier gegeben wurde, stand mir noch alles so deutlich vor der Seele, daß ich im Nothfalle hätte souffliren können. Aber was machte dies — im Ganzen so unschuldige — Stück auch für einen Eindruck auf mich! — Ich habe geweint, als wenn mir Vater und Mutter gestorben wäre, Tante Christiane weinte neben mir, Onkel Herse hinter mir und ab und an quoll durch seine Rührung der Ausruf durch: „En olles dämliches Stück!“ Und als Stengel als armer Poet den Verlust der Gattin auf offenem Meere erzählte und die Arme ausstreckte und der Verlorenen ein letztes Lebewohl nachrief, da weinte ganz Stavenhagen, 1ster und 2ter Platz (Kinder bezahlen die Hälfte) und bei mir wurde die Rührung so bedenklich, daß Tante Christiane sich in ihrer eigenen unterbrach und mir einen Rippenstoß versetzte: „Jung', lat doch dat Hulen sin, Du rohrst jo as en Roggenwulf!“ — Aber wie spielte Stengel heut Abend auch schön? wie hungerte und wimmerte er in seiner armen Poeteneigenschaft auf den Brettern umher! — Da habe ich den ersten richtigen Begriff von den

*) pag. 285,

Nöthen und Kümernissen eines Poeten eingesogen und bin dadurch von der dichterischen Laufbahn so abgeschreckt worden, daß ich erst dann ihren dornenvollen Pfad zu betreten mich entschloß, als ich alles Mögliche versucht hatte: Klutentreten und Dungefahren, Schulmeisteriren und Kinder schlagen und zuletzt gar noch städtische Angelegenheiten. — Als Beschwichtigungsmittel und Dämpfer setzte Stengel der allgemein eingerissenen Rührung am heutigen Abende „Das Landhaus an der Heerstraße“ auf. — Hätte er wohl etwas Schöneres wählen können? — Für mich gewiß nicht. — Was habe ich über die gestörte Gemüthlichkeit des Alten gelacht! Und wie machte Stengel das köstlich! Wie natürlich schimpfte er sich mit der Waschfrau herum! — Seine angeborene Grobheit, die er durch Übung in den Tanzstunden mehr ausgebildet hatte, kam ihm hier trefflich zu statten, und er überließ sich ihrem Zug um so mehr, als er improvisiren mußte, weil er stets schlecht memorirte. Das Publikum lachte wie toll und der 2te Platz, der zur Strafe für das nicht vollständig gezahlte Entree stehen mußte, benutzte seine Stellung, um durch Trampeln mit den Beinen seine Freude auszudrücken, und zwar so, daß unten auf dem Flure der Kalk vom Boden fiel und Luth hinaufkam, um Ruhe zu gebieten. Aber Luth! — ach, was war Luth in diesem Augenblicke? — — — Auch der tüchtigste Polizeidiener ist nicht im Stande, die Ausbrüche der Heiterkeit einer Stadt zu arretiren, — Luth lachte und trampelte mit. — — Das war ein prächtiger Abend! Er hat lange in meinem Kopfe herumgespuht, und um dies besser zu können, warf er vor Allem erst

die Aufmerksamkeit in den Schulstunden aus demselben und darauf folgte das Vischen Wissen nach."

Mit diesen Schlußworten hat uns der Dichter selbst die Brücke geschlagen, welche uns wieder hinüberführt von dem heiteren Gebiete der Kunst in das der ernstern Wissenschaft. Von Fritz Reuter's Beschäftigung mit den schönen Künsten wenden wir uns von Neuem zu seinen gelehrten Studien, zu den Schulstunden.

Wie das süße Nichts- oder Wenigthun der Kindheit sollte auch das beglückende „Interregnum“ der Knabenzeit sein Ende erreichen. Onkel Herse's redliche Bemühungen mochten zwar einer geistigen Verwilderung vorbeugen, sie mochten auch in vielfacher Beziehung wirklich anregend für seine Zöglinge sein und ihnen zu mancherlei Fertigkeiten verhelfen, aber auf das Endziel, welches sich der Vater bei der Erziehung seiner Knaben im Elternhause gesteckt hatte, auf die Vorbereitung für den Besuch eines Gymnasiums wirkten sie nicht hin. Dieses Ziel zu erreichen, mußte ein anderer Weg eingeschlagen werden, und der Bürgermeister Reuter that dies, indem er im Jahre 1819 den cand. theol. Simonis, einen Predigersohn aus Lüßow bei Güstrow, als Hauslehrer engagirte. Jetzt kam systematische Ordnung in den Unterricht, an welchem auch noch ein anderes Stavenhägener Kind, der als Kaufmann zu Güstrow verstorbene Bernhard Salomon und, natürlich mit Ausschluß der Stunden in den alten Sprachen, auch Lisette Reuter theilnahmen. Von den Unterrichtsgegenständen fesselte nunmehr vorzugsweise die Geographie das Interesse der Kinder, da Simonis viele Reisen gemacht hatte und folglich manches zu erzählen wußte.

Nach einiger Zeit schied dieser Lehrer wieder aus dem Reuter'schen Hause, und an seine Stelle trat der Candidat Schneider aus Criviß. Unter seiner Leitung lasen die Knaben den Charles XII., worauf sich Fritz Reuter später auf dem Friedländer Gymnasium seinen Mitschülern gegenüber nicht wenig zu Gute that und dadurch die Veranlassung zu dem Beinamen „Charles douze“ gab, der ihm auch während seiner Universitätszeit treu blieb. Aber auch Schneider sollte die Knaben noch nicht bis zur Reife für die gelehrte Schule bringen, er wurde als Pastor nach Garwiß berufen und mußte seine Stellung in Stavenhagen aufgeben. *) Ihm folgte als letzter Privatlehrer der Candidat Scheibel aus Penzlin, welcher später im Penzliner Armenhause verstarb.

Die Knaben waren trotz des Interessanten, welches einzelne dieser Lektionen ihnen darboten, herzlich froh, wenn der tägliche Unterricht beendet war und sie wenig zu arbeiten hatten, obgleich ihnen dann keineswegs immer freie Zeit für's Spiel gegönnt wurde. Denn, so lange die Jahreszeit für Feldarbeiten günstig war, richtete der Vater oft nach Schluß des Unterrichtes die Frage an seine Knaben: „Was habt Ihr zu thun?“, und war es wenig, so hieß es: „Ihr könnt morgen früh 5 Uhr aufstehen und bis halb acht Uhr Alles fertig machen! Nehmt die Hacken und geht zum Kummelhacken, oder sammelt Steine von dem gemoddeten (gemoderten) Acker, oder forkt nach beim Einfahren, oder geht zu Heu zc.“ Unter Führung einer verstan-

*) Schneider kam später als Pastor von Garwiß nach Herzberg und starb im Jahre 1873 als pastor emeritus in Parchim.

digen Frau oder eines zuverlässigen Mannes zogen dann die Knaben zu Felde, arbeiteten dort bis Dunkelwerden und erhielten in dieser anhaltenden Beschäftigung in frischer Luft vollen Ersatz für die früheren regelmäßigen Nachmittagsercursionen unter der Leitung des Vaters. Auch während der Sommerferien verwendete Bürgermeister Reuter seine jugendlichen Hausgenossen in dieser Weise, er ließ jene Vacanz in die Zeit der Rummelerndte legen, und waren die Knaben dann oft von früh bis spät in Thätigkeit.

Es war nicht der Gewinn an Arbeitskraft, welcher den alten Reuter zu diesen Anordnungen bestimmte — dieser war selbstverständlich ein sehr geringer — als vielmehr der Wunsch, seine Kinder körperlich und damit geistig gesund und frisch zu erhalten, wie ferner das Bestreben jeden Angehörigen des Hauses nach seinem Vermögen für das Haus wirken zu lassen und ihn so zu lehren, sich als Theil eines Ganzen zu fühlen. Je früher letzteres Gefühl in uns wachgerufen wird, desto mehr werden wir dereinst in der Welt nützen; das wußte der alte Reuter wohl, und zu nützlichen, tüchtigen Männern wollte er seine Knaben heranwachsen sehen.

Dieser Unterricht durch Hauslehrer, der für unsern Fritz so viele Beschwerlichkeiten, so viele unangenehme Stunden bringen sollte, wurde in einer ganz eigenen, dem Knaben die schönsten Hoffnungen auf neue Annehmlichkeit erweckenden Art eingeleitet. Der Amtshauptmann Weber, jener gelehrte alte Herr voll drolliger Einfälle, voll aber auch von kleinen Pedanterien und

mit komischen Angewohnheiten gezeichnet*), hatte eines seiner Kleinode, eine Schnupftabaktdose von gelbem Buchsbaum-Maser, welche ihm ein verstorbener Freund geschenkt, auf einem Spaziergange durch die Felder verloren. Fritj war Begleiter seines Vathen auf dieser Tour, wußte daher genau, welchen Weg er genommen, spürte nach und fand die Dose glücklich wieder. Der alte Herr war außer sich vor Freude und klopfte Fritj verschiedentlich auf den Kopf: „Ne, wat denn Fritj? Ne, wat denn? — Min Söhn, dat will ick Di gedenken.“ — Nach einiger Zeit wurde Fritj wieder auf das Schloß beschieden, und der Herr Amtshauptmann händigte ihm drei dicke Bücher als Finderlohn aus. Der Knabe, welcher von früheren Besuchen im Amtshause gewöhnt war mit sehr lieblichen Gaben heimzukehren**),

*) Leider ist es mir trotz wiederholter Bemühung und trotz des freundlichsten Entgegenkommens, welches ich hierbei fand, unmöglich gewesen etwas Weiteres über den Amtshauptmann Weber in Erfahrung zu bringen, als daß derselbe am 15. Juni 1826 in Stavenhagen verstorben und am 18. desselben Monats auf dem dortigen Kirchhofe beerdigt ist. Zu Johannis 1826 sollte derselbe in den Ruhestand treten. (Acten des Domanalamtes Stavenhagen.) Nach Aussage von Personen, welche den alten prächtigen Herrn noch gekannt, ist das Bild, welches Fritj Reuter in „Ut de Franzosentid“ und „Schurr-Rurr“ von seinem originellen Vathen mit vieler Liebe gezeichnet hat, ein ganz getreues.

**) Ich erinnere hier an das erste Kapitel von „Ut de Franzosentid“, wo Reuter von seinem Verkehr mit dem Amtshauptmann erzählt: „Un wenn ik denn 'ne Bestellung utrichten ded von minen Vader un hadd't glatt rut kregen, denn slog hei mi up den Kopp un säd: „Fiz, Sung', as en Füerslott! Dat möt nich lang' hadden un knarren un knaden, as Du losdrückst, möt't

vermuthete in diesem umfangreichen Geschenke, welches ihm als Lohn für eine ganz besondere Dienstleistung eingehändigt wurde, auch etwas ganz besonders Angenehmes, also ein köstliches Unterhaltungsbuch; allein er sollte bitter enttäuscht werden, denn dieses dreibändige Werk war — Scheller's Lexikon*).

Der Unterricht der letzten vier Jahre hatte unserem Dichter die wissenschaftlichen Flügel soweit gekräftigt, daß er im Herbst des Jahres 1824, wenn auch mit innerlichem Widerstreben, den Aufflug zu höheren Zielen nehmen konnte. Ehe wir ihn jedoch auf diesem Fluge begleiten, werfen wir noch einen Blick zurück auf die bis jetzt vollendete Strecke seines vielverschlungenen Lebensweges.

Auf keinen Dichter paßt das bekannte Dictum:

„Wer den Dichter will verstehen,

Muß in Dichters Lande gehen“

mehr als auf den Humoristen und auf keinen Humoristen besser als auf Fritz Reuter. Selten wohl zeigt die dichterische Entwicklung eine gleiche Abhängigkeit von der Gestaltung der äußeren Lebensverhältnisse, selten stehen Dichtung und Leben in so innigem Zusammenhange wie bei unserem Dichter. Keine Lebensphase von allen aber ist einflußreicher für Reuter gewesen als die Kinder- und Knabenzeit im Elternhause zu Stavenhagen, keine darum auch wichtiger zum Verständnis seines späteren poetischen Schaffens. —

ot blißen. — Nu gah hen nah Mamsell Westphalen un
lat Di en Appel geben.“

*) Vgl. Schurr-Murr pag. 226.

Wie wir gesehen haben, war der Knabe Neuter in keiner Beziehung ein außergewöhnliches Kind. Körperlich anfangs zart und schwächlich, wie viele, ja die meisten Kinder, erstarke er unter einer vernünftigen Erziehung immer mehr und konnte bei seinem Scheiden aus Stavenhagen für einen normal entwickelten Knaben gelten. Ebenso regelmäßig geht seine geistige Entfaltung vor sich. Nicht einmal außergewöhnliche, geschweige denn glänzende Geistesgaben kommen an dem kleinen Neuter zum Vorschein. Da ist keine Spur jener vom Unverstande bewunderten und stimulirten, jeden Besonnenen aber beunruhigenden Frühreife. Die natürliche Ordnung wird nicht, wenigstens nicht in eclatanter Weise durchbrochen, und der verständige Mecklenburger, welcher sogenannten Wunderkindern gegenüber mit bedenklichem Kopfschütteln zu äußern pflegt: „Dat Kind is gor tau klauk, dat ward nich olt!“, konnte hier guten Muthes sein. Mit Absicht habe ich bemerkt, die natürliche Ordnung des Entwicklungsganges wäre nicht „in eclatanter Weise“ durchbrochen worden, denn, wie der Verlauf seines Lebens lehren sollte, waren bei dem Knaben doch zwei geistige Fähigkeiten in ungewöhnlich hohem Grade vorhanden, beides aber Eigenschaften, deren frühes Zugegensein seiner Umgebung nothwendig entging und erst dann offenbar wurde, als die Tage der Kindheit für Neuter längst vergangene waren und die Zeit ihm die Dichtfeder in die Hand gedrückt hatte, ich meine: eine für jenes Alter jedenfalls außerordentliche Receptivität den verschiedenartigsten Eindrücken gegenüber und die un- gemein früh und verhältnißmäßig fein entwickelte Gabe

der Beobachtung für Alles, was in den Gesichtskreis des Kindes kam. Den Beweis für die Gegenwart dieser Fähigkeiten liefern aber die Werke des Dichters, in welchen er seine eigene Jugendgeschichte behandelt, „Ut de Franzosentid“ und „Schurr-Murr“. Mag Neuter auch, wie man einwenden wird, vieles von dem dort Erzählten später erst durch Hörensagen erfahren haben, so bis in's Detail lebenswahr, so plastisch schildert man keine Personen, welche man nicht selbst gründlich beobachtet hat. Diese Beobachtung aber konnte nur in der Kinderzeit selbst stattfinden, denn, als Neuter zum Jünglinge herangereift war, weilten schon die hervorragendsten, bestportraitirten Charaktere aus jenen Jugenderzählungen nicht mehr unter den Lebenden. Receptiv und still beobachtend (d. h. natürlich ohne sich selbst dessen bewusst zu werden) ist denn auch die richtige Bezeichnung für das Verhalten Neuter's während seiner Kinderzeit.

Selten aber werden sich wohl einem Kinde so viele interessante Beobachtungsobjecte darbieten, wie hier in der mecklenburgischen Kleinstadt. Es war eine ganz besonders günstige Fügung, daß Fritz Neuter, der künftige Humorist, gerade in einer kleinen Landstadt, welche das ganze charakteristische Wesen einer solchen zeigte, das Licht der Welt erblickte.

Der Gesichtskreis ist hier naturgemäß ein beschränkter, und alles in demselben Befindliche, auch das sonst Unbedeutende, erscheint in desto stärkerem Lichte. Das Auge, nicht durch große oder wenigstens neue Erscheinungen abgelenkt, gewöhnt sich immermehr an die Miniaturbilder in seiner Nähe und gewinnt ihnen

gegenüber mit der Zeit eine mikroskopische Schärfe. So werden Personen und Sachen, welche man unter anderen Umständen gar nicht oder nur flüchtig beachten würde, zu Gegenständen eines regen Interesses, und Züge offenbaren sich dem geistigen Auge an seinen Objecten, die ihm sonst gänzlich entgehen.

Das Leben in einer Kleinstadt bringt ferner die Menschen einander näher. Auf den Verkehr unter sich, auf gegenseitige Unterstützung in vielerlei Dingen angewiesen, tauschen sie ihre Gedanken, ihre Empfindungen lebhafter aus, lernen sich in ihren Vorzügen und ihren Schwächen gründlicher kennen, als dies in einer Großstadt mit ihren wechselnden Zerstreuungen, ihren umfassenden, speculativen Vorkehrungen für alle Lebensbedürfnisse der Fall sein kann.

Man hat behauptet, daß die Originale in unseren Tagen ausgestorben seien. Dem ist nicht so, nicht die Originale haben wir verloren, sondern nur das Auge für dieselben; unser Blick hat sich gewöhnt in's Weite zu schweifen und das Nähere zu übersehen, die großen Erscheinungen der Ferne fesseln ihn und haben ihn dem Kleinleben in unserer Umgebung entzogen. So kommt es denn, daß die Originale zwar nicht aussterben — das werden sie nicht so lange es Menschen giebt —, aber doch sich weniger reich und kräftig entwickeln als früher, bedürfen sie doch zu ihrem Gedeihen der Theilnahme ihrer Mitmenschen ebenso sehr wie die erotischen Pflanzen der Wärme. Diese Lebensbedingungen für das Original werden wiederum am besten in einer Kleinstadt erfüllt werden; und diese wird denn

auch seine eigentliche Heimat bleiben, bis sie selbst von der Landkarte verschwindet.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich, daß kleine Städte das Heim, den Entwicklungsort für den charakteristischen Miniaturmaler, den Zeichner humoristischer Originale, den Humoristen bilden, und es ist sicher kein zufälliges Zusammentreffen, daß fast alle Schriftsteller, welche auf dem Gebiete des Humors Hervorragendes leisteten, von kleinen Städten ausgingen.

Unserem Fritz Reuter waren nun aber die Gestirne ganz besonders hold gewesen. Voll entwickelte Originale werden wir, wie gesagt, in jeder Kleinstadt finden, aber selten eine Vereinigung so vieler und so verschiedenartiger an ein und demselben Orte wie hier. Die Stavenhäger Originale von damals bilden eine Stufenleiter, auf deren höchster Sprosse sich der Amtshauptmann Weber befindet, deren Mitte — ein gewichtiger Mittelpunkt — Onkel Herse einnimmt und deren Fußende sich eine Schaar von *di minorum gentium* streitig macht. Fritz Reuter kam bald als Pathe, bald als „Neffe“, bald als „Kronprinz von Sten-
hagen“ mit diesen Originalen in die innigste Berührung, alle suchten sie sich ihm von ihrer vortheilhaftesten Seite zu zeigen. Dieser fortgesetzte, unmittelbare Verkehr mit den Stavenhäger Originalen, namentlich mit dem Rathsherrn Herse, ist für Reuter's Zukunft als humoristischer Schriftsteller von bedeutendem Einfluß gewesen, wie dies bereits früher hervorgehoben wurde.

Auch in anderer Beziehung fehlte es nicht an poetischen Anregungen. Daß die Mutter eine für

Poesie empfängliche, ja sogar poetisch angelegte Frau war, wissen wir bereits. Daß aber andererseits die schöne, idyllische Umgebung von Stavenhagen nicht ohne Einwirkung auf das empfängliche Gemüth des Knaben blieb, ist zweifellos. Trotzdem verrieth Friß in nichts den dereinstigen Dichter, eher schon hätte man ihm eine Zukunft als Maler prophezeihen können.

Lassen wir den bisherigen Gesichtspunkt, die Rücksicht auf seine späteren schriftstellerischen Leistungen fallen und wenden uns ausschließlich dem Menschen Friß Neuter zu, so sehen wir einen ausgelassenen, beziehungsweise wilden, aber dabei durchaus gut gearteten Knaben vor uns. Die Erziehung, welche ihm zu Theil wurde, war so rationell wie alles, was der Bürgermeister Neuter unternahm.

Seitdem uns Goethe seinen geistigen Stammbaum mitgetheilt, ist es üblich geworden auszuführen, welche Eigenschaften die Dichter ihren Eltern und Voreltern verdanken. Beschränken wir uns bei Neuter auf Vater und Mutter. Vom ersteren ging auf Friß der klare, praktische Verstand und jene Zähigkeit über, deren der Dichter in einer späteren Lebensperiode so dringend bedurfte, um nicht der Verzweiflung anheimzufallen, während ihm die Mutter alle Vorzüge ihres reichen Geistes und Gemüthes schenkte.

Der Verkehr mit den Jugendgespielen hat auf Neuter's innere Entwicklung keinen weiteren Einfluß gehabt, als daß er sich früh an geselligen Verkehr und an Freundschaft gewöhnte und letztere hochschätzen lernte. Wenn übrigens Friß Neuter in „Ven 't Pird up den

Esel^{*)}) einen Fritz Nisch als seinen „besten Freund“ bezeichnet, so ist das eine poetische Lizenz. Fritz Nisch, der Sohn des Schmiedes Nisch, war einer von den vielen Knaben, mit welchen die Bürgermeisterkinder spielten. In intimeren Verkehr mit Fritz Neuter trat nur der mehrfach erwähnte Carl Rahmmacher, den man als „Busenfreund“ des Dichters bezeichnen darf.

Der „Franzoesentid“ ist zwar auf diesen Blättern bereits und verhältnißmäßig eingehend gedacht worden. Wenn aber hierbei hervorgehoben werden mußte, daß Fritz Neuter an diese Zeit selber so gut wie gar keine Erinnerungen haben konnte, so darf hier auch wohl nicht der Nachweis fehlen über die Quellen, aus welchen dem Dichter von „Ut de Franzoesentid“ die Mittheilungen über jene Periode unserer Geschichte zufflossen.

Die Begeisterung, welche die Befreiungskriege hervorriefen, war viel nachhaltiger als der Enthusiasmus von 1870—71. Ganz natürlich; war doch jenen Kämpfen ein Druck, eine Noth vorangegangen, von denen die Generation des jüngsten Franzosenkrieges keine Ahnung hat, hatte es doch der größten Anstrengung aller geistigen und körperlichen Kräfte bedurft, um sich nach langen Jahren der systematischen Erschöpfung zu einem energischen Widerstande, zum Entscheidungskampfe zu erheben. Nun war dieser Kampf ein überraschend siegreicher gewesen, das deutsche Volk, welches man, und nicht in Frankreich allein, für entkräftet bis zur Vernichtung gehalten hatte, führte das

*) Schurr Murr pag. 125.

Schwert mit ungeahnter Kraft und versetzte dem Herrscher, vor dem die Welt gezittert, den Todesstreich. Kein Wunder, wenn der Jubel, die Freude, der Stolz über solche Errungenschaften noch lange fortlebte in den Herzen derer, welche jene Tage der Erniedrigung wie diese Zeit des Ruhmes gesehen hatten.

Auch Stavenhagen hatte, wie wir wissen, unter dem Napoleonischen Regimente schwer gelitten, um so größer war daher auch die Freude über die ruhmvolle Beendigung dieses qualvollen Zustandes, um so lebhafter die Begeisterung für die Ereignisse, welche der französischen Gewaltherrschaft den Schlussstein gesetzt, wie für die Helden dieser welterschütternden Begebenheiten. Fast in keinem Hause fehlten damals die Bilder eines Blücher, Gneisenau u., und das Dankgebet der drei Monarchen nach der Schlacht bei Leipzig galt für den schönsten Zimmerschmuck*). Neben diesen ernstern Bildern fanden sich auch die heiteren Erscheinungen, welche der Krieg auf diesem Gebiete hervorgerufen, die politischen Caricaturen. Unter den letzteren erfreute sich ein Bild, welches Napoleon in einem Tintenfass sitzend darstellte, besonderer Beliebtheit. Auch unser Fritz fand an dieser Caricatur ein so großes Gefallen, daß er dieselbe wiederholt aus dem Gedächtnisse nachzeichnete und sie der größeren Deutlichkeit wegen noch durch die Unterschrift „Napoleon in der Tinte“ vervollständigte.

*) Ich folge im Nachstehenden den Berichten desselben Gewährsmanns, welchem ich die meisten der bisherigen Mittheilungen aus der Jugendzeit unseres Dichters verdanke.

Ueberall wurde ferner von der Franzosenzeit erzählt und überall knüpften diese Erzählungen an die dem Stavenhäger nächstliegenden Vorgänge an. So bildete die Verhaftung des Bürgermeisters Neuter, weil er die geforderte Schatzung nicht herbeigeschafft, und die intendirte Ueberführung desselben nach Stettin, welcher er sich am Mühlenberge durch eine kühne Flucht auf dem Pferde des Inspectors von Jürgensdorf entzog, häufig den Gegenstand der Unterhaltung im Stavenhäger Rathhause. *) Auch von den Thaten des Landsturmes und den kriegerischen Operationen des Amtshauptmanns Weber und des Rathsherrn Herse wußte die Gama Vieles zu berichten. Ferner fand Herr Droz in seinen Unterrichtsstunden oft genug Gelegenheit den Knaben von der Kriegszeit zu erzählen; mit großem Stolze berichtete er dann, wie ihm beim Eintreffen der Leipziger Siegesnachricht Bürgermeister Neuter mehre Pfund Pulver ausgehändigt und er auf dem Marktplatz Victoria geschossen habe.

Einen ganz besonders mächtiger Eindruck mußte es unter solchen Umständen auf die Knaben machen, als sie bald nach den Befreiungskriegen den gefeiertsten Helden derselben von Angesicht zu Angesicht sahen. Als im Jahre 1816 oder 1817 Fürst Blücher dem Grafen von Pleßen in Svenack einen Besuch abstattete, ließ der patriotische Bürgermeister Neuter, sobald er sichere Nachricht von dem Eintreffen desselben erhalten, Morgens 8 Uhr vier Pferde aus dem Acker holen und sie vor den größten Erndtewagen spannen, setzte sich mit

*) Vgl. „Alt de Franzosentid“ Kap 13.

den Knaben darauf und fuhr nun langsamen Schrittes durch die Malchiner und Basepoler Straße. Wo ihnen ein Bürger begegnete, hieß es: „Meiste nu rup up den Wagen! Blüchert is in Ivenack!“, und so viele nur auf dem Wagen fest werden konnten, fuhren mit gen Ivenack. Dort angelangt, kamen die Knaben ins Gedränge, verloren sich vom Vater und sahen sich plötzlich gewissen Leuten gegenüber, wie sie noch nie gesehen, alle in weiten Leinwandbeinkleidern und engen kurzen Jacken, Eichenlaub vor den kleinen schwarzen Mützen. Es waren, wie man später erfuhr, die Friedländer Turner, welche gleichfalls gekommen waren, den alten Blücher zu sehen. Endlich fand ein guter Stavenhäger die Knaben wieder und brachte sie dem Vater. Dieser führte sie nun an eine Stelle, von wo sie einen Greis an der Ecke des Schlosses auf großem Lehnstuhl, umgeben von vielen Herren in schwarzen Leibröcken (dem Grafen, seinen Söhnen u. a.), sitzen und, eine kurze Pfeife rauchend, die edlen Pferde des gräflichen Marstalls mustern sahen, unter den letzteren den „Herodot“, einen Schimmelhengst, welcher 1806 von den Franzosen als Beute fortgeführt worden war und den Napoleon bei seinen Siegesinzügen geritten hatte. *) „Das ist Blücher!“ waren die wenigen Worte, welche Reuter zu seinen staunenden Knaben sprach; einer weiteren Erklärung bedurfte es nicht, denn vom „Marschall Vorwärts“ hatten sie oft genug „singen und sagen“ gehört.

*) Friß Reuter erwähnt diesen historischen Schimmelhengst einmal in „Ut de Franzosentid“. In den Augen der Knaben war übrigens das Thier eine so große Merkwürdigkeit, daß sie es sich ansahen, so oft sie nach Ivenack kamen.

Diese, allerdings nur sehr oberflächliche, Bekanntschaft mit dem Fürsten Blücher wirkte doch sehr anregend auf Fritz Reuter, welcher dem greisen Helden der Befreiungskriege fortdauernd ein lebendiges Interesse bewahrte. Hat er selbst auch in seinen Jugenderinnerungen dieses (mir wohl verbürgten) Begegnens mit Blücher nicht gedacht, so gab ihm der Besuch des Feldmarschalls in Svenack doch die Anregung zu zwei Gedichten, welche in die erste Zeit seiner schriftstellerischen Thätigkeit fallen, zu einer poetischen Erzählung und einem kleinen dramatischen Schwanke, beide mit dem Titel „Blücher in Teterow“, welsch letzteren Ort der berühmte Gast des Grafen von Plessen auf seiner Reise passirte.

Mit dieser Blücherepisode möge der erste Abschnitt dieser Biographie, die reiche, interessante und, was am meisten ins Gewicht fällt, für Reuter's Zukunft bedeutungsvolle Kindheitsperiode ihren Abschluß finden. Das kleine Lebensschiff unseres Fritz Reuter ist zu weiterer Fahrt tüchtig geworden, nun vorwärts zum nächsten Hafen: gen Friedland!

II.

Aus der Schülerzeit.

„De rugsten Fahlen warden
de glattsten Pird.“

Friedland.

Die Friedländer Gelehrten-Schule — diesen hochtönenden Namen führte damals und bis zum Jahre 1840 das wahrscheinlich schon um die Zeit der Reformation gegründete Gymnasium zu Friedland — erfreute sich zu jener Zeit des Rufes einer besonders wohlgeordneten und mit den tüchtigsten Lehrkräften ausgestatteten Bildungsanstalt, welcher nicht nur aus ihrem engeren Heimatlande: Mecklenburg-Strelitz, sondern auch aus Pommern und namentlich aus dem östlichen Theile des Mecklenburg-Schwerinschen Landes Zöglinge zuströmten. Der Bürgermeister Neuter war auf die Vorzüge dieses Institutes, welches neben andern in engeren Kreisen vortheilhaft bekannten Männern die preussischen Staatsminister Graf Schwerin-Puzar und — les extrêmes se touchent — Rodbertus zu ihren Schülern zählte, speciell durch einen Sohn des Pastors Schmidt zu Stavenhagen, den unter den Schulmännern und Philologen mit Achtung genannten späteren Director des Wittenberger Gymnasiums, Dr. Hermann Schmidt *) aufmerksam gemacht worden,

*) Jetzt als Director emer. in Wittenberg lebend.

welcher gleichfalls die Friedländer Schule besucht hatte und gerade zu der Zeit, als Frizens Vater den Entschluß faßte seinen Sohn auf eine höhere Schule zu schicken, als cand. theol. et philol. bei dem Pastor Buchka in dem $1\frac{1}{2}$ Meilen nordwestlich von Friedland gelegenen Schwanbeck die Stellung eines Hauslehrers einnahm. Schmidt war ferner befreundet mit dem zu Michaelis 1824 als Subrektor angestellten Heinrich Gefellius und konnte daher, als Bürgermeister Reuter um dieselbe Zeit seinen Sohn Fritz und seinen Pflege-sohn August nach Friedland entsandte, den Knaben eine Empfehlung an diesen tüchtigen Schulmann mitgeben.

Gefellius nahm sich denn auch treulich der beiden neuen Zöglinge an und miethete dieselben, um sie beständig unter seiner Aufsicht zu haben, bei seiner eigenen Wirthin ein. Als jedoch die letztere nach einiger Zeit den Bürgermeisterkindern ein schlechteres Zimmer anweisen wollte, erhoben diese, empört über solche Ungerechtigkeit, den lebhaftesten Protest und, nachdem dies ohne Erfolg geschehen, wandten sie sich mit einer Beschwerde an die Eltern. Das Ende war, daß Gefellius für seine Schüpflinge ein neues Quartier anschaffen mußte, in dem sie es — noch schlechter haben sollten. Das Mobiliar des neu acquirirten Zimmers war ein nur den bescheidensten Ansprüchen genügendes und bestand außer den Bettstellen in einem schwarzgestrichenen Lannentisch und drei Brettstühlen von gleicher Beschaffenheit; rechnet man hinzu noch die zwei kleinen Commoden, welche die Knaben besaßen, so hat man die ganze Ausstattung ihrer Friedländer Schülerwohnung beisammen.

Bei der Prüfung, welcher der Rector Professor Wegener die Reuter'schen Söhne unterzog, erwiesen sich dieselben als reif für Tertia. Beim Eintritt in diese Classe stellte sich jedoch heraus, daß sie im Griechischen noch nicht hinreichende Kenntnisse gesammelt, weshalb sie in dieser Section vorläufig an dem Unterrichte der Quarta theilnehmen mußten.

Da zu Friz Reuter's Zeiten noch keine Censuren an der Friedländer Schule ertheilt wurden, so sind wir hinsichtlich seines Verhaltens zu den Wissenschaften ausschließlich auf die Tradition angewiesen, welche, wenn man sie mit den späteren Schulzeugnissen aus Parchim zusammenhält, die größte Wahrscheinlichkeit gewinnt. Eines geht aus diesen mündlichen Mittheilungen unzweifelhaft hervor, daß sich unser Dichter in Friedland ebensowenig wie im Vaterhause durch besonderen Fleiß auszeichnete. Den alten Sprachen namentlich konnte er durchaus keinen Geschmack abgewinnen und zog sich hierdurch häufig den Tadel seiner Lehrer zu. Für Geschichte und Mathematik dagegen verrieth Reuter ein lebhaftes Interesse, und im Französischen hatte er, wie wir wissen, schon ziemliche Kenntnisse aus Stavenhagen mitgebracht, vermochte also ohne große Anstrengung den Forderungen der Classe zu genügen. Einen wirklichen Fleiß, wirkliche Hingabe zeigte Friz aber nur im Zeichenunterricht, den sein Schusspatron Subrector Gesellius, selbst ein gewandter Zeichner und tüchtiger Mathematiker, leitete. Wie von Friedland und demnächst von Parchim aus berichtet wird, waren Reuter's Leistungen im Zeichnen inderthat der Beachtung werth; im Portraitiren namentlich entwickelte

er ein überraschendes Talent. Kam nun noch hinzu, daß diese Kunst damals in Friedland, Dank dem Unterrichte des dortigen Malers Adlich, sehr florirte und ein Mitschüler Fritzens es unter Führung dieses Lehrers sogar bis zum Delmalen brachte, so wird es begreiflich, daß Fritze Reuter Lust bekam, den Wissenschaften den Rücken zu kehren und die Malerei zum Berufe seines Lebens zu erwählen. Wie dieses Project an dem festen Willen des Vaters scheiterte, werden wir später sehen.

Entwickelte Reuter auch keinen besonderen Fleiß, war er in Folge seines lebhaften Temperamentes auch zuweilen vorlaut, so hatten ihn die Lehrer um seiner hohen Anlagen willen wie seines guten Gemüthes wegen doch alle von ganzem Herzen lieb. Der erste unter jenen Männern, welcher die eminente Begabung des Knaben erkannte, war der Prorektor Glasewald, der, je mehr er sich über die seltenen Fähigkeiten seines Favoriten freute, desto ungehaltener wurde, wenn Fritze es zeitweilig an jedem Interesse für die Unterrichtsgegenstände fehlen ließ. Hatte sich Glasewald eine Zeit lang geärgert oder gegrämt, dann sagte Fritze wohl: „Es ist doch Unrecht von mir, was ich thue. Im Herzen hat er mich lieb. Ich will ihn wieder trösten!“, und er ging hin, that Buße und arbeitete. Glasewald freute sich dann sichtlich und erwies dem wieder zu großen Hoffnungen berechtigenden Schüler alle Liebe, bis, ja bis — Fritze von Neuem in seinen natürlichen Fehler verfiel und das Lied von Borne anfang. Neben Glasewald unterrichtete den Knaben vorzüglich Gesellius, dessen Interesse für ihn uns schon bekannt ist. — Reuter war sich übrigens seiner Dankeschuld gegen alle

Lehrer wohl bewußt und, wenn er dies auch nicht durch sein Benehmen in den Schulstunden zeigte, so ergriff er doch jede sonstige Gelegenheit, ihnen eine Freude zu bereiten. So dedicirte er dem Dr. Boffart, vermuthlich als dieser ihm die Ilias explicirte, einen selbstgezeichneten großen Achilles-Kopf.

Nicht minder gern als die Lehrer hatten die Mitschüler unseren Fritß, obgleich er auch ihnen durch seine Lust zum Spotten und Lächerlichmachen mitunter beschwerlich werden konnte. Da sie aber wußten, daß der kleine Humorist es nicht böse meinte, und diesen kleinen Belästigungen Hunderte von Beispielen seiner unverwüßlichen Gutmüthigkeit entgegenzustellen hatten, so konnten sie ihm ob solcher Neckereien nicht lange gram sein. Hatte Neuter aber einen derselben allzuschwer „gekränkt“, so bot er ihm wohl als Verjöhnungsmittel und „Ableiter“ eine jener Caricaturen bekannter Friedländer Persönlichkeiten dar, welche er, mit Feder oder Bleistift rasch hingeworfen, zu allgemeiner Erheiterung öfters in Umlauf setzte. Gegen die kleineren Schüler bewies sich Fritß besonders freundlich, beschenkte sie auch, so oft er dazu im Stande war, und unterließ es jedenfalls nie ihnen aus den Ferien einige Kleinigkeiten mitzubringen.

In Friedland sollte der Dichter denn auch gründliche Bekanntschaft mit jener Kunst machen, von welcher ihm Dunkel Herse die erste, sehr schwache Vorstellung verschafft hatte, nämlich mit der Turnkunst, welche hier auf dem im Jahre 1815 eingerichteten Turnplatze zuerst von einem mecklenburgischen Gymnasium gepflegt wurde. Auch Fritß Neuter nahm an

diesem Unterrichte theil, — das Turn-Album zeigt seinen, offenbar von ihm selbst eingetragenen Namen in kräftigen, festen Zügen, — und entfaltete als Turner sogar einen ziemlich regen Eifer. Mehr als die gymnastischen Uebungen interessirten jedoch wohl die jährlichen Turnfahrten den Schüler, welcher, wie wir aus seiner Kindheitsgeschichte wissen, von früh auf eine ganz besondere Vorliebe für Fußwanderungen hegte.

Daß Fritz Reuter in Friedland bereits dichterische Versuche gemacht, ist den Commilitonen, welche ihm am nächsten standen, nicht erinnerlich und überhaupt nicht recht glaublich, denn damals wurde sein ganzes Sinnen noch von der Malerei gefangen gehalten, wohl aber ist mir aus dieser Periode eine Anekdote von zuverlässiger Seite überliefert, welche in Fritz den künftigen, spannenden Erzähler ankündigt: Unter der Schuljugend war damals der Schmetterlingsfang eine Lieblingsbeschäftigung, und ihr sich hinzugeben, machte sich eines Tages auch Fritz Reuter mit 4 bis 5 seiner Mitschüler auf den Weg. Sie kamen, nachdem sie einige Schmetterlinge gefangen, zu einem Gehölz und lagerten sich dort, um vor weiterer Jagd einen kleinen Smbiß einzunehmen. Als sich die Gesellschaft auf dem grünen Waldteppiche gruppiert hatte, rief Reuter, der sich in dieser Zeit gerade mit der Lectüre der Walter Scott'schen Romane — vielleicht auf Kosten der „trockenen“ Schulwissenschaften — viel und gerne beschäftigt hatte, : „Jungs, nu will 't Jug mal wat vertellen!“, und nun erzählte er ihnen in aller Kürze, aber mit solcher Anschaulichkeit und in so spannender, packender Weise den Inhalt von Scott's „Ivanhoe“,

seine Hauptentwicklung, wie auch einzelne Scenen desselben, daß die Schmetterlingsfänger ihre Fangneze und die Falter ganz vergaßen, des Hörens nicht müde wurden, bis der Abend zum Aufbruch mahnte, und erst sehr spät mit einer gar bescheidenen Beute von 5—6 Schmetterlingen heimkehrten. Das war der erste Erfolg, welchen Fritz Reuter als Erzähler errang!

In Friedland sollte unseren Dichter auch ein sehr schwerer Verlust, das Dahinscheiden seiner treuen Mutter treffen. Es war am 19. Mai 1826, als der Tod seinen Einzug in das Stavenhagener Rathhaus hielt und dem thätigen Leben der Frau Johanna Reuter ein Ende machte. Fritz war alt genug, um die ganze Schwere dieses Verlustes zu fühlen, und der Schmerz darüber klingt uns noch oft aus seinen Schriften entgegen; wo er seiner „guten“ Mutter gedenkt, scheint uns eine Thräne seinem Auge zu entperlen. Und konnte es anders sein? Verdankte er nicht dieser begabten Frau mit dem für alles Schöne und Edle empfänglichen Herzen einen Theil seines eigenen Selbst, hatte sie nicht schirmend die Hände über das zarte Kind gebreitet, ihm zuerst Herz und Sinn erschlossen? Das innige Band, welches zu allen Zeiten die Herzen der Dichter mit denen ihrer Mütter verband, es war zerrissen, und jetzt erst fühlte Fritz Reuter, wie fest und doch wie zart diese Verbindung gewesen. Zwei Augen, die voll treuer Liebe auf ihm geruht, waren für immer erloschen; sie sollten nicht mehr vor Mutterfreude erglänzen, als der Name des Sohnes die Welt erfüllte, dies höchste Dichterglück ward Reuter nicht mehr beschieden; aber eben diese Augen, sie sollten auch

nicht vom Kummer getrübt werden, als man ihren Liebling im Mai seines Lebens aus der Bahn herausriß und dem Kerker überlieferte. Auch der höchste Schmerz, das tiefe Weh, welches bei dem Gedanken unsere Brust durchwühlt, daß ein Mutterauge unsertwegen von Thränen überquillt, auch dieses bittere Leid sollte unserm Dichter erspart bleiben. — —

Fritz blieb nach dem Tode seiner Mutter noch zwei Jahre in Friedland und ging alsdann zu Ostern 1828, nachdem er seit Michaelis 1826 der Secunda angehört, auf den Wunsch seines Vaters nach Parchim. Das Hauptmotiv, welches den Bürgermeister Neuter zu dieser Vertauschung der Friedländer Gelehrten-Schule mit dem Friedrich-Franz-Gymnasium in Parchim bestimmte, war der Uebergang zweier, von Friedland her als besonders tüchtig bekannter Lehrer zu der letzteren Anstalt. Es leisteten nämlich zu Michaelis 1827 Fritzens Protector Heinrich Gesellius und Dr. Johannes Zehlicke dem Rufe an das reorganisirte Parchimer Gymnasium Folge. Ersterer schied unmittelbar aus seiner Friedländer Wirksamkeit, Zehlicke dagegen hatte bereits Ostern 1826 Mecklenburg verlassen und während der dazwischen liegenden Zeit als Subdirector am Gymnasium zu Greifswald fungirt. Letzterer, der, ein ausgezeichnete Schulmann, jetzt an die Spitze der Parchimer Schule trat, war während seiner Wirksamkeit in Friedland ausschließlich in den oberen Classen beschäftigt gewesen, so daß Fritz keinen Unterricht mehr bei diesem vortrefflichen Lehrer hatte genießen können. Je lebhafter Bürgermeister Neuter damals das Scheiden Zehlicke's aus Mecklenburg bedauert hatte, desto

größer war jetzt die Freude, seinen Sohn nun doch noch der Pflege des weithin auf das Vortheilhafteste bekannten Pädagogen anvertrauen zu können. Ein anderer Grund gefellte sich zu diesem gewichtigsten Motive. Friß Reuter hatte um diese Zeit, begeistert für die Malerei, den Vater gebeten, sich ganz dieser Kunst widmen zu dürfen, und hoffte nun Bürgermeister Reuter, der einer derartigen Neigung durchaus entgegen war, durch diese Localveränderung und die damit verbundene Andersgestaltung seines Gesichtskreises den Jüngling auf andere Gedanken zu bringen und ihn von der brodlosen Kunst wieder ganz zu den Wissenschaften zurückzuführen.

Fragen wir nun noch: wie stand es mit der äußeren dichterischen Anregung in Friedland, welchen Einfluß hatte die dortige Gesellschaft wie die Umgebung des Städtchens auf den Jüngling ausgeübt, so müssen wir antworten, daß hier von diesen beiden Seiten fast gar keine oder doch nur eine sehr geringe Wirkung auf den Jüngling ausgeübt wurde. Großen Familienverkehr, wie später in Parchim, scheint Reuter in Friedland noch nicht gehabt zu haben, und an originellen Charakteren hat daselbst dem Anschein nach geradezu ein Mangel geherrscht, denn sonst würden wir doch wohl in Reuter's Werken auch hervorragende Friedländer Figuren finden, was bekanntlich nicht der Fall ist und sich nur daraus erklärt, daß die dortigen Persönlichkeiten ihm wohl nur Stoff für seine Caricaturen, also lächerliche Aeußerlichkeiten, aber keine innere Originalität, kein Sujet für eine humoristische Gestaltung durch die Poesie darboten. Auch in der natürlichen

Lage des Städtchens machte sich ein bedeutender Unterschied gegen Stavenhagen geltend. Von eigentlicher landschaftlicher Schönheit, die doch die Umgegend der Vaterstadt unseres Dichters zeigt, kann hier nicht die Rede sein, es fehlt dazu vornehmlich an dem in unserem norddeutschen Flachlande unerläßlichen Baumschmuck der Wälder. Auch die Stadt macht keinen sonderlich freundlichen Eindruck, ist aber trotzdem vielleicht durch ihr alterthümliches Gepräge und ihre nicht uninteressante Geschichte für die Phantasie des jungen Reuter anregend gewesen.

P a r c h i m.

Die Borderstadt Parchim, der Geburtsort Hellmuth von Moltke's, ist wie Stavenhagen und Friedland der Wohnsitz einer vorzugsweise Ackerbau treibenden Bevölkerung, hat jedoch — und hatte zu Reuter's Zeit mehr noch denn heute — auch als industrieller Ort und Handelsplatz seine Bedeutung. *)

*) Es mag hier an die auch jetzt noch in Parchim lebhaft betriebene Tuchfabrication wie an die nicht weniger ausgedehnte Herstellung des „deutschen Caffer's“ erinnert sein, um welcher letztere sich der bereits S. 3. erwähnte Commerzienrath Hoffmann besonders verdient gemacht hatte.

Ueberdem blickt Parchim zurück auf eine stolze Vergangenheit, auf eine Zeit, wo sie nach Rostock, dem sie auch heute noch rücksichtlich der Größe des städtischen Gebietes unmittelbar folgt, die angesehenste Stadt des Landes war, von den Fürsten häufig zu Friedensschlüssen und sonstigen Verhandlungen zugezogen, sowie auch als Schiedsrichter angerufen wurde, aus seinen Fehden mit dem mecklenburgischen und dem märkischen Adel stets glänzend hervorging und in äußeren Kriegen nach Rostock den größten Contingent an Truppen stellte. Diese Blüthezeit Parchim's, während welcher sie die Hauptstadt des Binnenhandels und überhaupt die bevölkerteste und wohlhabendste von allen Landstädten war, dauerte etwa von Mitte des 14. bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Von da ab führten große Feuersbrünste, Kriegsschäden *), Pest **) und innere Unruhen immermehr den Verfall der Stadt herbei, welche sich jedoch aus jener ruhmvollen Periode, auch im Aeußeren, ein gewisses stillvornehmes Wesen bis heute bewahrt hat.

*) Im dreißigjährigen Kriege hatte Parchim besonders schwer zu leiden, und werden die Kriegsschäden der Stadt in den Jahren 1635—45 auf mehr als 300,000 Thaler veranschlagt. Nicht minder hart geschädigt wurde die Stadt im schwedisch-deutschen Kriege, denn im Jahre 1659 wurde sie nebst ihrer Umgegend 11 Wochen lang durch die kaiserliche Armee unter Montecuculi förmlich ausgefogen. Der siebenjährige Krieg endlich forderte von keiner mecklenburgischen Stadt größere Opfer als eben von Parchim.

**) Der „schwarze Tod“ soll im Jahre 1626 an 1600 Menschen dahingerafft und 10 Jahre später noch schrecklicher gewüthet haben.

Die Umgebung ist eine sehr freundliche und weist namentlich herrliche Waldungen, wie das Buchholz, und für unsere Gegenden ansehnliche Bodenerhebungen auf, so den Eichberg am Wokensee und den sehr schönen, bewaldeten Höhenzug des Sonnenberges mit dem hübsch gelegenen und eine weite Aussicht gewährenden Brunnen, einem vielbesuchten Bergnütungs- und Badeort mit einer Eisenquelle.

An der im Jahre 1564 gegründeten „lateinischen Schule“ zu Parchim, welche besonders durch das Zuthun des dortigen Superintendenten Consistorialraths Floerke in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts neu organisiert und 1827 zu einem Friedrich-Franz-Gymnasium erhoben wurde, wirkten um die Zeit, als Reuter dieselbe bezog, neben Zehlicke als Director und Gesellius als Conrector eine Reihe der begabtesten und für ihre hohe Aufgabe begeistertsten Lehrer. Das Streben der Schule galt im ganzen Lande als ein den höchsten Zielen zugewandtes, in ganz Mecklenburg war die ideale Richtung dieser Anstalt und der auf ihr herrschende sittliche Ernst auf das Beste bekannt und führte dem Gymnasium zahlreiche Schüler zu.

Fritz Reuter war von der Friedländer Schule als Secundaner abgegangen *) und wurde Ostern 1828 in Parchim als Schüler derselben Classe recipirt. Ueber seine dortigen wissenschaftlichen Leistungen lautet das Urtheil der Zeitgenossen ähnlich wie das seiner Friedländer Schulcameraden. In keinem Gegenstande des Schul-

*) Seinem Vetter August Reuter war es gleichfalls angeboten nach Parchim überzusiedeln, er zog es jedoch vor in Friedland seinen Schulcurfus zu vollenden.

unterrichtet sich besonders auszeichnend und nirgends einen auffallenden, am wenigsten aber einen stetigen Fleiß entfaltend, wußte er sich vermöge seines guten Kopfes überall durchzuschlagen und verrieth auch in keinem Fache völlige Unkenntniß. Seiner Fähigkeiten wegen wie um seines frischen, herzlichen und geraden Wesens willen liebten ihn auch hier die Lehrer, obgleich er ihnen durch seinen geringen Eifer und durch sein zuweilen vorlautes, die ganze Classe störendes Benehmen manchen Verdruß bereitete. Soviel im Allgemeinen, im Speciellen mögen die mir vorliegenden Schulzeugnisse *) sprechen: Die Censur von Michaelis 1828 tadelt das ebengedachte vorlaute Wesen, welches es verhindere, ihm hinsichtlich des Betragens ein Lob zu ertheilen. Sein Schulbesuch wird als unausgesetzt bezeichnet, doch habe er die üble Angewohnheit zuweilen zu spät zu kommen. „Aufmerksamkeit“, heißt es weiter, „ist nicht in allen Lehrstunden gleichmäßig vorhanden“, und der häusliche Fleiß wird mit folgenden Worten censurirt: „Fleiß ist in den deutschen und mathematischen Arbeiten nicht zu verkennen, nur wird er dann erst rechter Art sein, wenn er mit Pünktlichkeit und Ordnung verknüpft ist. Die Ferienaufgabe war in keiner Hinsicht genügend gelöst. In der letzten Zeit ist im Lateinischen und Griechischen weit mehr Fleiß bemerkt worden, als ehemals.“ Fortschritte sind nach diesem Zeugnisse zwar zu constatiren, werden aber in noch größerem Maße erwartet. Noch ungünstiger

*) Aus den mir gütigst zur Benutzung erlaubten Acten des Pärchimer Friedrich-Franz-Gymnasiums.

läßt sich das zu Ostern 1829 ertheilte Zeugniß aus, in welchem wiederum an seinem Betragen Vieles ausgefetzt, seine ungleiche Aufmerksamkeit aber und sein mangelhafter Fleiß *) noch schärfer gerügt wird. Auch von den Fortschritten scheinen die Lehrer nicht gerade befriedigt und meinen namentlich, daß dieselben im Französischen „bei größerem Fleiße“ hätten „bemerkbarer“ sein können. Trotzdem wurde Reuter einmal in Rücksicht auf sein hohes Classenalter (2½ Jahre), dann aber auch im Vertrauen auf seine oft bewiesene Leistungsfähigkeit Ostern 1829 nach Prima versetzt, durfte jedoch erst seit Michaelis 1829 an den prosaischen Sectionen der ersten griechischen Classe, seit Ostern 1830 an dem mathematischen Unterricht in Prima und seit Neujahr 1831 an den poetischen Sectionen der ersten griechischen Classe theilnehmen. Fritz scheint sich von nun an wirklich mehr zusammengenommen zu haben, wenigstens zeigt das Ostern 1830 ausgestellte Zeugniß

*) In dieser Beziehung wird besonders die regelmäßig verspätete Einlieferung der schriftlichen Arbeiten getadelt. — Nach den Berichten seiner Schulgenossen war übrigens Reuter niemals um eine Entschuldigung für solche Nachlässigkeit, unter welcher vorzugsweise die griechischen Exercitien zu leiden hatten, verlegen. Bald führte er zu seiner Vertheidigung an, daß gerade Sahrmarkt gewesen sei, bald „hatte er es ganz vergessen“ oder er stellte sich im höchsten Grade überrascht: er habe doch erst neulich ein Exercitium abgegeben, es könne unmöglich schon wieder so weit sein &c. Da er alle diese originellen Entschuldigungen mit einem eigenthümlichen Humor unter großem Jubel der Classe vorbrachte, so kam er bei den ihm unverkennbar wohlwollenden Lehrern fast immer damit durch und mußte sich nur in den Zeugnissen eine mißbilligende Bemerkung gefallen lassen.

des Primaners Reuter schon ein weit günstigeres Aussehen als die vorangegangenen. Dasselbe möge hier mit Auslassung einiger weniger, für weitere Kreise gleichgültiger Bemerkungen seinen Platz finden:

„ Betragen ohne Tadel. Kommt zuweilen zu spät. — Schulbesuch. Regelmäßig mit Ausnahme nicht ganz unbedeutender, durch Kränklichkeit verursachter Unterbrechungen. — Aufmerksamkeit vorhanden. — Häuslicher Fleiß hat seit Michaelis einen merklichen Aufschwung genommen, jedoch sind die Früchte desselben fast nur noch die größtentheils regelmäßige Ablieferung der aufgegebenen Arbeiten; namentlich hätte der Wiederholung oft größerer Fleiß gewidmet werden müssen. Ist in der Mathematik anzuerkennen und würde viel Lob verdienen, wenn die schriftlichen Arbeiten immer pünktlich abgeliefert würden. In der Geschichte etwas bemerkt. Auf die französischen schriftlichen Arbeiten muß mehr Sorgfalt verwendet werden. — Fortschritte. Im Allgemeinen beurkunden sie sich in den deutschen Arbeiten am meisten; obwohl auch diese bei längerer Bearbeitung besser gerathen würden. Die lateinischen und griechischen Arbeiten sind noch immer sehr fehlerhaft, erstere auch in einer wenig römischen Sprache geschrieben. Uebrigens sind in beiden Sprachen einige Fortschritte gemacht, wie in der deutschen Sprache; geringere in der Literatur-Geschichte. Erfreuliche in der Mathematik und einige in der Geschichte und im Französischen. — In die 1. mathem. Classe versetzt.“

Nach diesem wie nach dem Zeugniß von Michaelis 1830, welches im Folgenden wiedergegeben werden soll, gewinnt es den Anschein, als wäre Friz Reuter in Prima, wo ein so grundgelehrter, für das Alterthum hochbegeisterter Mann wie Zehlike in den Hauptfächern: im Lateinischen, Griechischen und Deutschen, den Unterricht in der anregendsten Weise erteilte, ein ganz

anderer Schüler geworden. — Von großer Wichtigkeit ist noch für uns, die wir uns hier mit der Geschichte des Schriftstellers Reuter beschäftigen, in beiden Censuren das Urtheil über seine deutschen Aufsätze, auf welche nach diesen Berichten großer Fleiß verwendet wurde und in denen sich die meisten und erfreulichsten *) Fortschritte befundeten. In dem Ofterzeugniß von 1830 wird hierbei hervorgehoben, daß diese Arbeiten durch eine „längere“, d. h. doch wohl eingehendere, sorgfältigere, Behandlung noch gewinnen würden, und von Seiten eines Mitschülers geht mir die Mittheilung zu, daß diese tadelnde Bemerkung in der Flüchtigkeit, mit welcher Reuter oft vorzüglich angelegte Aufsätze ausführte, seinen guten Grund gehabt habe. Auch nach dieser Quelle schrieb Fritsch einen ganz vortrefflichen deutschen Aufsatz, aber er kam oftmals damit nicht ganz zu Stande. So, erinnert sich mein Gewährsmann, hatte unser Fritsch einmal eine deutsche Arbeit abgeliefert. Die Einleitung war gut, das Ganze vortrefflich angelegt, die Ausführung mit Fleiß begonnen, aber nun hatte die Arbeitslust des jungen Autors plötzlich ihr Ende erreicht und die Durchführung war sehr schwach ausgefallen. Zehlicke schrieb folgende treffende Kritik unter den Aufsatz: „Ich sah ein prächtiges Thor zu einem herrlichen Bau, und — dahinter stand ein Schilderhaus!“ und hatte mit diesen Worten

*) Die hierauf bezüglichen Aeußerungen der Zeugnisse sind durch gesperrte Schrift hervorgehoben worden; ebenso eine für uns nicht minder interessante Notiz (in der Censur d. d. Michaelis 1830) über das bei der Lectüre der classischen Autoren bewiesene Verständniß.

viele, ja die meisten der damaligen deutschen Elaborate Reuter's charakterisirt. — Ich lasse nun das erwähnte Zeugniß von Michaelis 1830 seinem Wortlaute nach folgen:

„Betragen: lobenswürdig. — Schulbesuch: regelmäßig. — Aufmerksamkeit: vorhanden und mitunter gespannt. — Häuslicher Fleiß ist vorhanden; die Leistungen desselben sind jedoch ungleich; verhältnißmäßig am meisten auf deutsche Aufsätze verwendet, welche alle, obwohl mitunter spät, eingeliefert sind; vollständig, obwohl zuweilen spät sind auch die lateinischen und griechischen Arbeiten eingeliefert. Die mathematischen Arbeiten sind nicht regelmäßig abgeliefert. Ist nicht gleichmäßig auf die französischen Arbeiten verwendet worden. — Fortschritte: Erfreulich in deutschen Aufsätzen; die lateinischen Exercitien fangen an, grammatischer Reinheit und röm. Sprachgebrauche sich einigermaßen zu nähern. Griechische Arbeiten zeigen auch einige Fortschritte, welche sich dagegen durchgängig im Verständniß der Schriftsteller bekrunden. In der Mathem. Fortschritte gemacht; im Franz. gemacht.“

Zu diesem im Ganzen befriedigt lautenden und hoffnungsvollen Schulzeugnisse stellt sich dasjenige von Ostern 1831 in ziemlich scharfen Gegensatz und läßt vermuthen, daß Reuter's wissenschaftlicher Eifer inzwischen wieder bedeutend nachgelassen habe. Sein Wortlaut ist folgender:

„Betragen: Weniger lobenswürdig, als im vorigen Halbjahr. — Schulbesuch: einige Tage durch Kränklichkeit unterbrochen. — Aufmerksamkeit: gespannt; im Französischen häufig durch seinen Mitschülern mitgetheilte Bemerkungen unterbrochen.*) — Häuslicher Fleiß ist

*) Ein Schulfreund unseres Dichters bekräftigt mir, daß Reuter sehr häufig humoristische und sarkastische Bemerkungen in

zwar vorhanden, muß jedoch noch zuweilen erzwungen werden; die schriftlichen Beweise desselben liegen vor, bemerkt muß werden, daß auch auf einzelne lateinische Exercitien wirklicher Fleiß verwendet worden ist. Weit ungleich und weniger genügend waren aber die mündlichen Beweise desselben. Wissenschaftlicher Selbsttrieb scheint fast gänzlich zu fehlen und die Beweise des Fleißes nicht weiter zu gehen, als sie erzwungen oder ihr Fehlen bestraft werden kann. Die meisten schriftlichen Arbeiten werden zu spät eingeliefert. Auf die französische Section ist nicht genügender Fleiß verwendet worden — Fortschritte werden im Lateinischen und Griechischen, so lange es ihm noch an wissenschaftlichem Ernst dafür fehlt, nicht bedeutend sein; daher (im Latein. und Griech.) zwar einige, aber doch nur unbedeutende bemerkt sind; wogegen seine deutschen Arbeiten fortwährend Anerkennung verdienen; im Französischen geringe; in der Mathematik [unverkennbare] gemacht.“

Das lautete nicht gerade günstig für Jemanden, der zwei Jahre in der Prima gefessen hatte und gewillt war, sich im kommenden Halbjahr der Abiturientenprüfung zu unterziehen. Unser Fritz ließ sich jedoch dadurch nicht abschrecken; er vertraute seinem Ingenium, das ihn bisher in kritischen Augenblicken höchst selten im Stiche gelassen, den Kenntnissen, die er sich trotz alledem, spielend, erworben, und endlich dem Wohlwollen seiner Lehrer, an welchem ihn die schlechten Zeugnisse nicht irre werden ließen. So stellte er sich denn im Sommer 1831 mit seinem in „Ut mine Festungstid“ mehrfach erwähnten Freunde Franz Floerke *),

den Schulstunden nicht habe unterdrücken können und dadurch allerdings zuweilen Unterbrechungen des Unterrichts verursacht habe.

*) Setzt als Hofrath Dr. jur. Floerke das Bürgermeisteramt in Grabow verwaltend.

dem Sohne des im Anfange dieses Abschnittes genannten Parchimer Superintendenten, zum Abgangseramen, zunächst zur schriftlichen Prüfung.

Durch das freundlichste Entgegenkommen bin ich in den Stand gesetzt, die Themata wie die manches Interessante, Charakteristische enthaltenden Beurtheilungen der schriftlichen Prüfungsarbeiten nach den Parchimer Schulacten im Folgenden mitzutheilen:

Für den deutschen Aufsatz lautete das Thema: „Ueber den Mißbrauch der Schwächen Anderer“, und Zehlicke kritisirte die Arbeit mit nachstehenden Worten:

„Zwischen Einleitung und Ausführung findet ein großes Mißverhältniß statt; auch vermißt man den Uebergang von der einen zur andern; einmal scheint der Verfasser sich nicht klar gewesen zu sein. Gleichwohl zeigt der Aufsatz, daß es dem Verfasser weder an Gedanken, noch an Gabe der Darstellung fehlt, und kann als genügend betrachtet werden.“

Der lateinische Aufsatz behandelte das Thema: *Quibus rebus factum sit, ut Romani rempublicam amiserint*, und das gleichfalls von Zehlicke herrührende Urtheil darüber sagt:

„Das Thema ist richtig behandelt, obwohl nicht genügend ausgeführt, indeß darf der Aufsatz in dieser Hinsicht doch als genügend gelten. — Die Darstellung leidet an Sprachfehlern, welche wohl zum Theil nur Versehen oder Germanismen sind; an unlateinischen Ausdrücken und Wendungen ebenso durchweg, wie an Unbehülflichkeit, und von dieser Seite kann der Aufsatz nicht als genügend gelten.“

Die übrigen schriftlichen Arbeiten in den alten Sprachen sind Uebersetzungen und Commentationen.

Im Horaz übersezt und interpretirte Reuter die schwermüthige Ode über die Vergänglichkeit alles Irdischen: *Eheu fugaces, Postume, Postume* (Lib. II., 14), und bemerkt wiederum Zehlike hierzu:

„Die Uebersetzung ist größtentheils richtig. In Stellen in welchen der Sinn verfehlt ist, hat sich der Verfasser wenigstens etwas an sich nicht Unvernünftiges gedacht. — Die Anmerkungen sind, in schlechter Latinität geschrieben, zum Theil sehr ungenügend und unbedeutend, jedoch größtentheils richtig. Auch der Inhalt ist richtig angegeben. Die Arbeit mag im Ganzen als genügend gelten.“

Vom Tacitus wurden cap. XXXIV. und XXXV. aus dem XVI. Buch der Annalen übersezt; nicht mit besonderlichem Glück, denn Zehlike meint:

„Mehreres ist in der Uebersetzung verfehlt, so daß sie nicht als genügend angesehen werden kann.“

Ueber die griechische Arbeit (Uebersetzung aus dem Deutschen in's Griechische) sagt derselbe Examinator:

„Die Arbeit enthält Fehler gegen Wortbildung und Wortfügung, verräth indessen im Ganzen Bekanntschaft mit beiden und mag also als genügend gelten können.“

Hierneben mußte Reuter noch Uebersetzungen aus dem Xenophon und Homer anfertigen. Aus des ersteren Schriftstellers *Convivium* war ihm caput 2. zur Bearbeitung aufgegeben worden. Wie der Dichter diese Aufgabe löste, erhellt aus dem nachfolgenden Bericht:

„Die Uebersetzung umfaßt nicht das ganze aufgegebenes Stück, welches um so mehr zu bedauern ist, da der Schluß desselben zugleich den Schlüssel zu demselben enthält. — Was im Uebrigen verfehlt ist, beweiset nicht gerade Unwissenheit, sondern läßt die Ansicht, daß der Verfasser der Lectüre des Xenophon gewachsen sei, außer Zweifel. So nach könnte die — freilich leichte — Arbeit wohl für genügend gelten. — Zehlike.“

Aus Homer's Odysee war den Abiturienten ein Pensum aus dem X. Buche (B. 203 ff.) zugetheilt worden; die Kritik des Directors sagt:

„In der Uebersetzung ist Manches verfehlt; die Anmerkungen sind größtentheils unbedeutend, einige auch unrichtig; und daher kann die Arbeit wohl nicht völlig genügen.“

Die geringsten Kenntnisse zeigte Friß Reuter im Französischen. Ueber den von ihm angefertigten Aufsatz, welcher über „Les suites de la guerre de trente ans“ handelte, läßt sich der Lehrer Adolf Steffenhagen *) in folgenden Worten aus:

„ — — Aus der gegebenen Uebersicht geht hervor, daß der Verfasser in einer gewissen logisch begründeten Folge sein Thema behandelt habe. — Hinsichtlich des Französischen ist zu bemerken, daß in stilistischer und lexicalischer Hinsicht der Verfasser manche Härten sich hat zu Schulden kommen lassen, — doch wird hier Manches entschuldigt werden können. Die eigentlichen Sprachfehler aber finden eine solche Entschuldigung nicht; und diese finden sich in großer Menge. — Es wird diese Arbeit deshalb wohl nur als „nicht genügend“ angesehen werden können.“

Von seiner vortheilhaftesten Seite zeigte sich dagegen Reuter im mathematischen Examen. In der von Gesellius herrührenden Recension der betreffenden Arbeit heißt es am Schlusse:

„ — — und somit möchte aus der Arbeit hervorgehen, daß der Verfasser zum weiteren Studium der Mathematik genügende Kenntnisse besitzt.“

*) Steffenhagen, tüchtig durch Lehrmethode und seiner Zeit auch als pädagogischer und schulwissenschaftlicher Schriftsteller geachtet, war Michaelis 1828 am Friedrich-Franz-Gymnasium angestellt worden und starb 1863 in Parchim.

Eines ergibt sich aus diesen Arbeiten zur vollen Evidenz, daß nämlich unser Fritz ebenso wenig ein bedeutendes Talent wie andererseits eine große Vorliebe für fremde Sprachen besaß. Nicht minder zweifellos ist aber nach diesen Zeugnissen das Vorhandensein eines reich, wenn auch nicht gerade schulmäßig, entwickelten Geistes bei dem Dichter und der Fähigkeit, sich in der Muttersprache klar und mit stylistischer Schönheit auszudrücken. Namentlich zeigte sein deutscher Aufsatz gute Gedanken in ansprechender Form, „es fehlt dem Verfasser weder an Gedanken, noch an Gabe der Darstellung“, sagt die Recension, und bei allen Arbeiten, wo es auf Raisonnement ankam, wird hervorgehoben, daß der Abiturient logisch zu Werke gegangen sei. Die Kritik über den deutschen und lateinischen Aufsatz enthält übrigens wieder den alten, von Zehlike schon so oft dem Schüler gemachten Vorwurf, daß die Ausführung nicht der Anlage der Arbeit entspräche. Das Urtheil Gesellius' über die mathematische Leistung ist in doppelter Hinsicht interessant, einmal weil dasselbe bestätigt, was Reuter selbst in seinen Schriften mehrfach hervorhebt, daß er nämlich große Hinneigung zu der Mathematik gehabt und — was der Dichter in seiner bekannten großen Bescheidenheit natürlich nicht mittheilt — auch tüchtige Kenntnisse in dieser Wissenschaft besessen habe, und anderntheils weil es nach ihm den Anschein gewinnt, als habe Reuter damals die Absicht gehabt, die Mathematik zum Gegenstande seiner Universitätsstudien zu machen und von diesem Plane den ihm befreundeten Lehrer in Kenntniß gesetzt habe, denn ich wüßte sonst

nicht, weshalb Gesellius in der Recension ausdrücklich bemerkt haben sollte, daß Friß genügende Kenntnisse „zum weiteren Studium der Mathematik“ besäße.

Nachdem die beiden Abiturienten das schriftliche Examen absolvirt, hatten sie am 15. August die mündliche Prüfung zu bestehen. Am Schlusse des über dieselbe aufgenommenen Protokolls heißt es:

„Nach genaueren Besprechungen über die schriftlichen Ausarbeitungen und mündlichen Prüfungen vereinigte man sich zu nachstehendem Resultat:

der Gymnasiast Reuter ward

- a. im Philologischen als nicht völlig genügend,
- b. in der Mathematik als genügend,
- c. in der Geschichte als genügend

befunden.

—————
 —————
 Beiden Abiturienten soll jetzt das Zeugniß der Reife zuerkannt werden.“

Aus dem historischen Examen, welches, wie sich aus dem Vorstehenden ergibt, ja im Ganzen günstig ausfiel, wird mir von zuverlässiger Seite noch folgendes kleines Intermezzo berichtet: Reuter hatte sich die Geschichtsdaten nur mangelhaft eingepägt, und so kam es, daß er bei einer Frage um die betreffende Jahreszahl verlegen war. Sein Leidensgenosse soufflirte ihm dieselbe, Friß mißverstand sie jedoch und kam nun mit einer argen Zeitverwechslung zum Vorschein, die den um den glücklichen Ausgang des Examens seines jugendlichen Freundes wohl etwas besorgten Conrector Gesellius in so große Aufregung versetzte, daß er den

Abiturienten in Gegenwart des ganzen Scholarchats und Lehrercollegiums andonnerte: „Fritz, bist Du verrückt!“

Den Beschluß dieser Darstellung des wissenschaftlichen Entwicklungsganges, welchen Fritz Reuter auf dem Pärchimer Gymnasium nahm, möge das ihm unter dem 29. September 1831 ausgestellte Entlassungszeugniß bilden. Die im Anfange desselben mitgetheilten biographischen Daten sind meinen Lesern zwar bereits bekannt, da sie jedoch ein ganz gutes Resumé der bisherigen Bildungsgeschichte abgeben, so füge ich das Actenstück hier ungekürzt ein:

Entlassungs-Zeugniß.

Heinrich Ludwig Christian Friedrich Reuter, Sohn des Bürgermeisters Reuter in Stavenhagen, 20 Jahr alt, lutherischer Confession, erhielt seinen ersten Unterricht in dem väterlichen Hause durch einen Hauslehrer, ging Mich. 1824 auf die gelehrte Stadtschule zu Friedland, ward in die dritte Classe daselbst aufgenommen und Michaelis 1826 in die zweite versetzt, kam Ostern 1828 auf das Großh. Fr.-Fr.-Gymnasium und ward in Secunda recipirt, jedoch Ostern 1829 nach Prima versetzt, nahm jedoch erst seit Mich. 1829 an den prosaischen Lectionen der ersten griech., seit Ostern 1830 an den Lectionen der ersten mathemat. und seit Neujahr 1831 an den poet. Lectionen der ersten griech. Classe Theil.

Sein Betragen hat erwiesen, daß er von Zeit zu Zeit immer mehr bemühet gewesen ist, die Zufriedenheit seiner Lehrer zu gewinnen;

sein Fleiß war ungleich; in einzelnen Fällen anzuerkennen, in anderen vermißt;

seine Fortschritte sind in allen Unterrichtsgegenständen durch sein Vorrücken bewiesen;

seine Kenntnisse sind in der vorschriftsmäßig mit ihm angestellten Abiturienten-Prüfung befunden:

in fremden Sprachen als nicht völlig genügend,
 in der Mathematik als genügend und
 in der Geschichte als genügend,
 und ist ihm das Zeugniß

der Reise

zum Besuche der Universität zuerkannt.

Es wird also dieser durch geistige Regsamkeit und günstige Anlagen für ein der Wissenschaft gewidmetes Leben berufene Sünling unter guten Hoffnungen und Wünschen von der hiesigen Bildungsanstalt entlassen.

Großherzogl. Fr.-Fr.-Gymnasium zu Parchim,
 den 24. Septbr. 1831.

Das gesellschaftliche Leben gestaltete sich für Fritz Reuter in Parchim zu einem sehr angenehmen. Nicht nur, daß die Lehrer in ungezwungenster, herzlichster Weise mit ihren Zöglingen verkehrten und sich, nachdem das wissenschaftliche Tagewerk vollendet, häufig sogar mit ihnen zu einer gemüthlichen Kneiperei vereinigten, auch von Seiten der ganzen Einwohnerschaft Parchim's wurde den Angehörigen der neuerstandenen Schule, auf deren Blüthe man große Hoffnungen für das materielle Gedeihen der Stadt bauete, das größte Wohlwollen entgegengebracht, und die Gymnasiasten spielten — wie auch bis in die neueste Zeit hinein — eine hervorragende Rolle in der Parchimer Gesellschaft. Von den damaligen Schülern des Friedrich-Franz-Gymnasiums erfreueten sich aber nur wenige einer gleichen Liebtlichkeit in vornehmen und bürgerlichen

Kreisen wie Friß Reuter, dessen frisches, originelles, urgemüthliches Wesen ihn überall zu einem gerungesehenen Gaste machte. Neben den Häusern seiner Verwandten und Lehrer erschloß sich ihm dasjenige des ersten Bürgermeisters Geh. Hofraths Wüsthoff, welcher die Primaner und Secundaner sehr oft zu Tanzgesellschaften einlud, wie das seines Collegen des Bürgermeisters Kofß und des Ober-Appellations-Gerichts-Raths Baron von Nettelbladt. Weiter gingen ihm und seinen Collegen regelmäßig Einladungen zu den Bällen des „Casino's“, einer Vereinigung der vornehmen Gesellschaft, zu. Der höhere Bürgerstand hatte unter sich einen socialen Kreis gebildet, welcher sehr exclusiv war und zu dem Schüler fast gar nicht zugezogen wurden, ausgenommen jedoch Friß Reuter mit seinen Freunden Carl Krüger (jetzt Senator in Malchin *) und Carl Behm, dem Pflegesohn des Directors Zehlficke.

Bei soviel Einladungen zum Tanze mußte Friß Reuter seine Ungewandtheit in dieser Kunst doppelt schmerzlich empfinden, und als die ihrer Zeit in Mecklenburg auf's Beste bekannte Madame Buschenheuer **)

*) Es ist dies derselbe „Karl Krüger“, dem Reuter später seine Dichtung: „Hanne Rüte „taum Gedächtniß an de schönen Sungs- un Schaulohren“ widmete.

**) So, und nicht „Kremer“, wie F. Kofß der Sohn des Parchimer Bürgermeisters und jetzt in Amerika, in „Der Herold“ d. d. Milwaukee, den 15. September 1874, meint, lautete der Name dieser Tanzlehrerin. Frau Kremer oder „Krämer“, wie sie richtig geschrieben wird, trat erst viel später auf. Der Kofß'sche, „Friß Reuter als Maler“ überschriebene Aufsatz enthält überhaupt neben manchen interessanten Mittheilungen viele phantastische Zuthaten.

einen Tanzcurfus in Parchim eröffnete, ergriff er begierig diese Gelegenheit zu seiner Vervollkommnung. Damals war die heute, bei uns in Mecklenburg wenigstens, längst von den Tanzordnungen verschwundene Mazurka gerade Modetanz, welche Madame Buschenheuer u. a. auch der Tochter des Bürgermeisters Kofz und einigen ihrer Freundinnen im Hause des Vaters einstudiren mußte, und unter den Cavalieren, welche zu diesem am Mittwoch stattfindenden Unterrichte gezogen wurden, befand sich auch unser Dichter. Soweit es bei diesem Tanze auf die Entfaltung jugendlicher Kraft ankam, leistete der „bräsig“ Friß Vorzügliches, weniger konnte dieses in Rücksicht auf Grazie und Rhythmik gesagt werden, wie denn überhaupt auch in diesen Tanzstunden wieder der Mangel des musikalischen Ohres bei Reuter in fühlbarster Weise hervortrat und alle Hoffnungen, welche er auf diese erneuerten Studien gesetzt hatte, zu Schanden werden ließ. Welche Unannehmlichkeiten ihm dieses Unvermögen, im Tanze etwas zu leisten, verursachte und wie er sich hierüber zu trösten suchte, hat er uns in „Schurr-Murr“ pag. 248. ganz spaßhaft geschildert: „Meine Beine waren an den schlechten Erfolgen nicht Schuld — ich bin, Gott sei Dank, noch heute mit ihnen zufrieden — das Uebel lag bei mir höher hinauf, in meinen Ohren; die schönödeste Tactlosigkeit verdarb jede zierliche Bewegung meiner armen, strebsamen Glieder, indem sie dieselben zur un rechten Zeit ein- und ausfallen ließ; und da ich glücklicherweise von diesem Uebel nicht die geringste Ahnung hatte, so habe ich in gutem Glauben manches Jahr durchgehops't, bis mir

denn endlich in jenen Jahren, in denen der blinde Knabe die Engagements auf den Bällen vermittelt, schrecklich die Augen aufgehen sollten. Kein junges, irgend hübsches Mädchen wollte mit mir tanzen, weil sie sich lächerlich zu machen und dadurch die Thür zum Ehestandstempel zu verschließen fürchtete, und daher blieb für mich nur jene alte Garde übrig, die sich bisher auf keinem Ballschlachtfelde ergeben hatte, und jene noch nicht förmlich einrangirte Schaar kleiner Tanzrefruten, die man im gewöhnlichen Leben Backfische zu nennen pflegt. Als ich diese Erfahrung machte, schmerzte sie Anfangs allerdings; aber als ich mir Alles wohl überlegte, beschloß ich meine Beine ferner zum Benefiz unglücklicher Damen forttanzen zu lassen, und niemals ist eine gute That besser belohnt worden: die alte Garde erklärte, ich sei für meine Jahre schon sehr verständig, und die kleinen Refruten, ich sei für meine Jahre noch sehr liebenswürdig. Beides hat mir schöne Früchte getragen; verzweifelten die älteren Damen auch bald daran, mir den Takt im Tanzen beizubringen, so führten sie mich doch in die Taktik einer pikanten Unterhaltung ein, und die kleinen Backfische eröffneten mir in ihrer Dankbarkeit einen ganzen Himmel von Hoffnungen für die Zukunft; und da ich mein ganzes Leben hindurch thöricht genug gewesen bin, die Hoffnungen auf die Zukunft dem Genuße der Gegenwart vorzuziehen, so ließ ich die sicher schon erhaschten Sperlinge aus der Hand fliegen und griff nach den kleinen unschuldigen Tauben auf dem Dache.“ — Ganz so schlimm, wie Reuter sie hier darstellt, war übrigens die Sache in Wirklichkeit nicht,

der junge „Frisz-Burmeister“ (= Bürgermeister's Frisz) war trotz seiner Ungeschicklichkeit im Tanzen, wie die vorerwähnten Einladungen zu den verschiedenartigsten Gesellschaften beweisen, überall willkommen und gesucht.

Besonders genufreiche Stunden gewährten dem Sünzlinge auch die abendlichen Vereinigungen beim Director Zehlicke, in dessen Hause er auch eine Zeit lang mit anderen Schulcameraden als Pensionair weilte. *) Nach vollbrachter Arbeit pflegte Zehlicke, ein Mann von lebhaftem Geiste und zuweilen sprudelnd von Witz, mit seinen Hausgenossen der geselligen und gemüthlichen Unterhaltung, wobei sich unser Frisz durch Frische, Lebendigkeit und Schlagfertigkeit wie durch humoristische Auffassung und Darstellung mancher Vorkommnisse auszeichnete. Als an einem solchen Abende Neuter seiner kühnen Phantasie allzusehr die Zügel schießen ließ und eine gar zu romantische Erzählung zum Besten gab, unterbrach ihn der damals noch kleine Sohn Zehlicke's Johannes **) mit der

*) Ich habe diese Notiz von einem älteren, damals schon in Parchim beannteten Freunde Neuter's, dem ich überhaupt manche zuverlässige Mittheilung über diesen Lebensabschnitt verdanke. Wenn mir von anderer Seite durch einen Schulgenossen die nicht minder dankenswerthe Nachricht zuzug, Neuter sei in der ersten Zeit beim Conrector Gesellius in Pension gewesen und habe später, nachdem er dessen Haus verlassen, eine Privatwohnung bezogen, so haben wir diesen anscheinend nur kurzen und eben darum dem Gedächtnisse seines Schulgenossen vielleicht entfallenen Aufenthalt bei Zehlicke wohl in die Zwischenzeit zwischen beiden zu verlegen. Das später innegehabte Privatlogis befand sich im Hause des Bäckers Hilgendorf.

**) Lebte als Rentier in Röbel.

Reminiscenz aus Gellert's Fabeln: „Fritz, Fritz, die Brücke kommt!“, ein Einfall, der große Heiterkeit erregte und dem Vater ob der dadurch bewiesenen Aufgewecktheit seines Söhnleins eine herzliche Freude bereitete.

Zu den Pensionairen in Zehlicke's Hause gehörten zu jener Zeit auch die Söhne des Generals von Boddien: der spätere Hofmarschall in Neustrelitz Adolf von Boddien und der als Forstmeister in Schwerin verstorbene Gustav von Boddien, welcher sich Ende der vierziger Jahre durch seine vorzüglichen politischen Caricaturen wie den „Reichscanarienvogel“, „Weltanschauung“ u. als talentvoller Zeichner und geistreicher Satyriker bekannt machte. Ob Lesterey sich auch auf der Schule schon mit dem Zeichnen von Caricaturen beschäftigt, kann ich nicht angeben, möglich ist es jedoch immer, daß Neuter's Neigung zum Caricaturzeichnen durch die v. Boddien'schen Versuche neue Nahrung erhalten hat, möglich aber auch, daß das Umgekehrte der Fall war. Denn daß Fritz seiner von Friedland her bekannten Liebhaberei zu cariciren treu blieb, steht nach den Berichten seiner Schulcameraden außer allem Zweifel. Neuter fuhr überhaupt fort, die lächerlichen Eigenthümlichkeiten an den Personen seiner Umgebung, selbst an seinen Lehrern, zu beobachten und hervorzukehren, ohne jedoch Jemanden dadurch verletzen zu wollen, vielmehr nur weil er persönlich eine Freude an diesen komischen Seiten seiner Mitmenschen hatte.

Auch beim Zeichnen ernsterer Objecte zeigte Fritz nach wie vor Fleiß und Geschick. Ein jüngerer Pärchimer Gymnasiast aus jener Zeit erinnert sich noch sehr wohl, daß Corrector Gesellius in seiner jeden

Mittwoch und Sonnabend Nachmittag stattfindenden Zeichenstunde von Fritz Reuter herrührende Zeichnungen als nachahmungswerthe Beispiele für die Anfänger herumreichte. Es waren das meistens antike Köpfe, wie denn das Zeichnen von Köpfen, speciell das Portraitiren, fortdauernd die liebste Form der Reuter'schen Zeichenstudien blieb.

Außer mit dem Zeichnen beschäftigte sich unser Fritz damals viel mit dem Studium der hervorragenden Dichter unseres eigenen Volkes wie des Auslandes. War unter den letzteren Walter Scott der Liebling seiner Friedländer Zeit gewesen, so wandte er sich jetzt vorzugsweise Shakespear und Ossian zu; des letzteren Gedichte las er in der damals beliebten Ahlwardt'schen Uebersetzung. Diese Lectüre ward zu einer sehr fruchtbaren, Dank seinem in Wahrheit außerordentlichen Gedächtniß, dem sich alle irgend bemerkenswerthen Stellen so fest einprägten, daß er sie mit Leichtigkeit *ex abrupto* citiren konnte. Noch in viel späteren Jahren verfügte er mit gleicher Sicherheit über den damals erworbenen Citatenschatz zum gerechten Erstaunen seiner Umgebung.

In die Zeit des Parchimer Aufenthaltes fällt auch die Entstehung seines ersten Gedichtes, zu welchem eine mit einigen Freunden unternommene Reise nach dem romantischen Rügen den äußeren Anlaß, die eben besprochene eingehende Beschäftigung mit großen Dichtwerken aber wohl die innere poetische Anregung gab. Fritz Reuter befang in achtzeiligen Stanzas den Herthasee und zwar nach Ansicht seiner damaligen Freunde „ganz vortrefflich“. Das Poem wurde dann als

„Zulflapp“ dem Director Zehlicke auf die Diele geworfen, welcher, stolz auf diese Leistung eines seiner Schüler, dasselbe als ein treffliches Zeugniß für den auf dem Parchimer Gymnasium herrschenden Geist officiell beim Ministerium eingereicht oder doch dem dormaligen höheren Schulbeamten, dem Schulrath Meyer, übersandt haben soll. So wenigstens will ein Freund, der Friß Reuter während seiner Parchimer Zeit sehr nahe stand und von dem mir manche höchst werthvolle Beiträge für diesen Abschnitt zugehen, später gehört haben. Leider ergaben die Nachsuchungen, welche Herr Schulrath Dr. Hartwig in Schwerin auf meine Bitte in den Ministerialacten wie unter den im Besitze des Herrn Oberstabsarzt Dr. Meyer daselbst befindlichen, vom Schulrath Meyer herrührenden Papieren zu veranlassen die Güte hatte, keine Spur dieses Gedichtes, und wird dasselbe, dessen Existenz zweifellos ist, auch wohl von Zehlicke überhaupt nicht abgeschickt und, falls es nicht etwa noch in den Händen irgend eines Privaten sich befindet, verloren gegangen sein. Gedruckt ist es jedenfalls nicht.

Dies war Reuter's erstes Gedicht, d. h. das erste Gedicht, bei welchem er selbst sich seines dichterischen Schaffens bewußt war. Daß der Dichter schon in seiner Knabenzeit Verse gemacht, wie die in „Schurr-Murr“ pag. 238. von ihm selbst mitgetheilten und von Otto Glagau *) als „erstes Gedicht“ reproducirten:

*) „Friß Reuter und seine Dichtungen“. Von Otto Glagau, 1866. pag. 6.

„Im Frühling blühen die Rosen,
Im Sommer verlieren die Gänse ihre Posen“,

ist durchaus nicht zu bezweifeln, haben wir doch fast alle in unseren Knabenjahren derartige Reimereien zu Stande gebracht, „sind aber keine Reuter geworden“ und sind uns wohlbewußt, daß es uns damals nur auf den Gleichklang der Sylben, den Reim ankam, daß uns also nur das Gefallen am Tönen und Klingen, welches jedem Kinde, auch dem später „unmusikalischsten“, eigen ist, zu solchen Versuchen verleitete. Als „Gedicht“ kann man daher die beiden obigen Zeilen mit Reuter nur im Scherze bezeichnen.

Auch noch in einer anderen Kunst als der Malerei und Poesie versuchte sich Fritz Reuter in Parchim, freilich nur einmal, aber dieses eine Mal auch mit dem besten Erfolge. Als Michaelis 1829 der Subrektor des Friedrich-Franz-Gymnasiums Friedrich Loescher *) die Tochter des Geh. Hofraths Wüsthoff heiratete, traten am Polterabend die Primaner bei Ueberreichung ihrer Geschenke in allerlei Soloscherzen auf. Fritz Reuter, der ein sehr hübsches Umschlagetuch überbrachte, hatte hierzu die Maske eines jüdischen Trödlers gewählt und das dabei vorgetragene, recht launige Gedicht wahrscheinlich selbst verfaßt. „Unvergeßlich“, schreibt mir ein Augenzeuge, „ist mir sein hierbei bewiesenes dramatisches Talent, wie er das kriechende Wesen eines Kleidertrödlers in Sprache (Zargon) und Gesten vorzüglich und zu allgemeinem Ergötzen darstellte.“ Wie Reuter später eben diesen Berichterstatter mittelst jenes

*) Lehrer der Parchimer Schule seit 1824, seit Michaelis 1833 Prediger an der Pfarrkirche zu Güstrow

dramatischen Talentes einmal mystificirte, wird seiner Zeit berichtet werden.

Im Verkehr mit seinen Schulcameraden zeigte sich Frits ganz ebenso wie in Friedland. Den gutmüthigen Scherz, die harmlose Neckerei liebend, war er auf der anderen Seite der zu jedem Dienste bereite, ja sich aufopfernde Freund. Einmal sollte ihn seine freundschaftliche Treue in einige Verlegenheit bringen. Pfingsten 1829 war nämlich Neuter mit einigen Schulgenossen und älteren Freunden nach dem häufig von ihnen besuchten Brunnen hinausgegangen. Die muntere Gesellschaft hatte dort fleißig der Flasche zugesprochen, und da diese überdem mit einem herzlich schlechten Wein gefüllt war, so war einer der älteren Aneipanten derartig mit den Gesetzen der Statik in Collision gerathen, daß er ob dieses Vergehens bis zum nächsten Morgen auf dem Brunnen als Arrestant verbleiben mußte. Frits Neuter war schon mit den Uebrigen auf dem Heimwege zur Stadt, als er von dem Ungemach hörte, welches seinen Freund betroffen. Sofort ging er nach dem Brunnen zurück, ließ sich in demselben Zimmer mit dem „Verwundeten“ ein Bett geben und verweilte bei ihm bis zum Morgen. Es muß dies in der Zeit gewesen sein, wo unser Freund bei Zehliche in Pension war, denn als er am andern Morgen in die Classe kam, fragte ihn dieser, wo er die Nacht gewesen sei. Frits, in seiner bekannten Unerschütterlichkeit, antwortete mit dem ernsthaftesten Gesichte von der Welt: „Ich wollte auf dem Brunnen die Sonne aufgehen sehen!“ Diese, allgemeine Heiterkeit erweckende Aus-

rede, wurde in Parchim bald eine sehr beliebte Scherzbezeichnung für Nachtschwärmeri.

Reuter's Schuljahre in Parchim waren aber nicht nur die Zeit seines ersten dichterischen Schaffens, sie sahen auch sein Herz zum ersten Male in feuriger Liebe entflammen. Das war aber keine jener gewöhnlichen „Schülerflammen“, wie viele sie vielleicht in ihren Herzen angezündet und eine Zeitlang genährt haben, um sie bald darauf, kopfschüttelnd über ihre Pennalthorheit, mit dem kalten Verstande wieder zu erdrücken, nein, Reuter's Jugendliebe gehörte nicht zu diesen hellflackernden, aber schnell verlöschbaren Feuern, sie glühte fort und fort, bis ihr ein enger Kerker die Lebensluft abschneidte und sie ersticken mußte. Noch in Rostock als Student stand ihm das Bild seiner Schülerliebe so klar vor Augen, daß er es mit sprechender Portraitähnlichkeit aus dem Gedächtnisse zeichnete; und daß er während der ganzen Studentenzeit allerlei schöne Pläne und Hoffnungen rücksichtlich seiner Angebeteten gehegt, geht aus Kap. 21 von „Ut mine Festungstid“ hervor, wo sich Reuter dem schwärmenden „Kapteihn“ gegenüber die Worte in den Mund legt: „Ik heww of mal 'ne schöne blage Sleuf von en schönen blonden Kopp unner de West dragen un hadd nu all Fru un Kinner hewwen künnt, wenn de hactermentsche Festungsgeschiedt dor nich mang kamen wir.“ Und wenn er weiter fortfahrend ausruft: „Ach, Kapteihu! Wat heww ik vör romantische Geschiedten anstellt!“ und nun zum Belege für diese Behauptung erzählt, wie er als Schüler in einen Pflaumenbaum gestiegen sei, um das Schlafstubenfenster seiner Geliebten zu sehen, während

ein Freund unten zur Guitarre sang: „Höre, wie der Regen fällt, hör', wie Nachbars Hündchen bellt!“, und wie er dann, nachdem der bleiche Strahl des Mondes der Umschwärmten und ihrer Schwester seinen lustigen Observationspunkt verrathen, unter schwerer Verletzung eines sehr nothwendigen Kleidungsstückes, ziemlich beschneien den Rückzug angetreten habe, so berichtet er nur der historischen Wahrheit gemäß. Auch das ferner ist richtig, daß der Vater seiner Herzensdame, in dessen Hause der Dichter vielfach verkehrte, zuerst sehr ungehalten war über diese Störung seiner Nachtruhe. Nachdem sich jedoch die erste Aufregung gelegt, scherzte der joviale alte Herr selbst über diese verunglückte Serenade und lud den jungen Seladon noch oft zu sich ein. Wie mächtig bei diesen Besuchen allein schon die Nähe, das Erscheinen der Verehrten auf Reuter's jugendliches Gemüth wirkte, schilderte er in späteren Jahren seinen Freunden oft mit den Worten: „Wenn se mi 'ne Tass' Thee presentiren ded, denn würd 't all rot, ihr 't drunken had.“ — Als später „Lowising“ ihren Einzug in Reuter's Herz hielt und Alleinherrscherin in diesem schönen Reiche wurde, muß ihr Fritz seine Jugendfreundin in so lichten Farben gezeichnet haben, daß auch sie, weit entfernt von irgendwelcher Eiferfuchtelei, diese Dame lieb gewann und ihr beim Hinscheiden Reuter's den Tod ihres „Jugendfreundes“ in den herzlichsten, freundschaftlichsten Worten anzeigte und dadurch einen neuen, schönen Beweis ihres reichen und edlen Gemüthes gab.

Während so Reuter's Herz in bisher ungekannten Freuden schwelgte, sollte ihm hier in Parchim auch der

Schmerz nicht erspart bleiben. In die Zeit seines Pärchimer Schulbesuches, auf den 18. Januar 1829, fällt auch das Abscheiden des Rathsherrn Herse, und wenn den Dichter dieses Ereigniß auch nicht in der Weise erschütterte wie der Tod seiner Mutter, ganz spurlos ging dasselbe doch nicht an ihm vorüber, denn er hatte dem prächtigen Manne, welcher der treueste Freund seiner glücklichen Kindheit gewesen, ein schönes Plätzchen in seinem Herzen bewahrt. Und mehr noch als ein väterlicher Freund, ein Stück Poesie, wie der Dichter selbst sehr richtig sagt *), wurde für Neuter in „Dankel“ Herse begraben. Wie diese letztere Aeußerung zu verstehen, darüber wird es für diejenigen, welche Neuter's Werke kennen und meiner Darstellung bis hierher gefolgt sind, keiner erneuerten Erklärung bedürfen. An Herse knüpften sich die freundlichsten Kindheitserinnerungen, die schönsten Momente der lieblichen Stembäger Idylle, er war sein liebevoller, heiterer Führer auf den ersten Lebenswegen, er war endlich, was für Neuter als künftigen Humoristen am meisten in's Gewicht fällt, das originellste unter den Originalen von Stavenhagen gewesen.

Wir stehen am Ende der Schülerzeit Neuter's und haben nur noch das Facit aus derselben zu ziehen.

Werfen wir zunächst einen Blick auf Neuter's äußere Erscheinung, so sehen wir eine ächt mecklen-

*) Schurr-Murr pag. 304.

lenburgische, stämmige Gestalt vor uns, einen Jüngling in der vollen Entwicklung seiner Kraft, aber auch im Vollgefühl dieser erwachenden Stärke. Von der früheren Schwächlichkeit und Schwächlichkeit ist nichts mehr zu merken, die beim Abgange aus dem Elternhause eingetretene Erstarkung ist sicher fortgeschritten, und hatte man Reuter als Kind „knendlich“ genannt, so ist „bräsig“ für den Schüler die treffendste Bezeichnung.*)

Die gleiche Frische und Kraft zeigt uns Friß in geistiger Beziehung. Seine Leistungen in den Schulstunden freilich darf man hierbei nicht recht zum Maßstabe nehmen, denn, ungenügend in einzelnen Fächern, geht es in anderen mit ihnen fortwährend auf und ab. Seine Schulzeugnisse lassen uns selbst in den Unterrichtsgegenständen, welche ihm die liebsten zu sein schienen, also im Deutschen, in der Mathematik und Geschichte, einen beständigen Wechsel sehen, und wenn wir nach ihnen einen Schluß auf sein geistiges Leben ziehen wollten, so würde derselbe nicht immer günstig ausfallen.

Wir dürfen aber, wie gesagt, nach diesen Berichten kein allgemein gültiges Urtheil fällen wollen. In den vorgeschriebenen Gang einer Schule konnte sich Reuter nie recht finden, und nach

*) „Bräsig“ wird zunächst von der Gesichtsfarbe gebraucht und heißt dann allerdings soviel wie „frisch, roth aussehend“. (Vgl. Fehle, Wörterbuch zu Friß Reuter's sämtlichen Werken.) Es wird hierbei aber immer an die Röthe der Gesundheit, die rothen, von Gesundheit geschwellten Wangen gedacht, und so hat denn „bräsig“ auch die weitere Bedeutung: „von Gesundheit strotzend“ erhalten.

den von ihr vorgesteckten Zielen in einer fest bestimmten Weise zu streben, war ihm nicht gut möglich. Trotz des zuweilen, dem Anscheine nach wenigstens, gänzlich mangelnden Interesses, trotz seines intermittirenden Fleißes erwarb sich unser Freund kraft seines hochentwickelten Geistes treffliche Kenntnisse, die ihm zufolge seines starken Gedächtnisses für's Leben treu blieben und von denen er uns in seinen Werken wiederholt vollgültige Proben gegeben hat. Daß die Erlangung dieser Schätze ohne viel Mühe und Arbeit geschah, lag eben in seiner, schon von früh an beobachteten, großen Receptivität begründet und war sein Vortheil, führte aber den, welcher keinen tieferen Blick in sein Geistesleben zu werfen Gelegenheit hatte, leicht zu der Vermuthung, daß es ihm überhaupt an Interesse für die Wissenschaft und ihr Endziel: die absolute Wahrheit fehle. Wer ihm aber näher stand wie ein Zehlicke, ein Gesellius, der ließ sich nicht durch den äußeren Anschein trügen, sondern wußte, daß er hier einen eminent begabten, leistungsfähigen jungen Mann vor sich hatte, und verzagte nicht nur nicht an ihm, sondern setzte große und berechnigte Hoffnungen in seine Zukunft. Das also wollen wir festhalten: an Liebe zum wissenschaftlichen Leben gebrach es Reuter nicht, wohl aber an Sinn für eine feststehende Ordnung desselben, und letzteres eben bedauerten seine Lehrer und suchten durch freundliche Mahnung wie ernstern Tadel hier einen Wandel zu schaffen, denn auch sie waren der Ansicht, daß selbst dem Genie Regelmäßigkeit in seiner Entwicklung nur zuträglich sein könnte. Friß Reuter war jedoch, wie wir sahen, anderer

Meinung und hat auch, das lehrt der Erfolg, aus seinem unregelmäßigen wissenschaftlichen Treiben in Friedland und Pärchim, anderweitigen Erfahrungen zum Trost, keinen großen Schaden genommen. Aus dem unbändigen Füllen, dem „rugen Fahren“, sollte dereinst ein edles, stattliches Roß werden. Nicht so glücklich würde sich aber wohl bei dieser Einrichtung seines wissenschaftlichen Lebens für ihn die Zukunft gestalten haben, wäre er auf die Schulstunden allein angewiesen gewesen, die ihm ja zuweilen gar nicht schmecken wollten, und hätte er nicht die Anregung, welche ihm jene, nach seiner Ansicht, nicht zu geben vermochten, in dem fortgesetzten, regen Verkehr mit den hochbegabten Lehrern in reichstem Maße gefunden. Der persönliche Umgang mit so geistig hervorragenden Männern, wie es u. a. Zehlike und Gesellius waren, ist nach meinem Dafürhalten von einem unberechenbaren Einfluß auf Reuter's Geistesentwicklung gewesen. In diesen gemüthlichen Unterhaltungen wurden neue Gesichtspunkte dem Jünglinge eröffnet, die erwachenden Geisteskräfte gestärkt, die noch schlummernden geweckt, hier fand neben dem in würdigem und doch anmuthigem Gewande erscheinenden wissenschaftlichen Ernst auch der fröhliche gefellige Scherz, der Wit und Humor seine Stelle.

Wie Fritz Reuter's Herz während dieser Schulzeit immer mächtiger in Freundschaft und zum ersten Male in Liebe erglühete, ist in Vorstehendem ausführlich geschildert worden, und wir ersehen daraus, daß sich gleichzeitig mit seinem Geiste auch sein Gemüth immer mehr zu schöner Blüthe entfaltete.

Wie beim Rückblick auf die Knabenzeit tritt uns auch am Schlusse dieser Lebensperiode die Frage entgegen: Welche Ausichten eröffnet uns Frits Neuter in dem verflossenen Zeitabschnitt auf seine dereinstigen Leistungen als Dichter, speciell als humoristischer Schriftsteller, läßt er uns seine spätere Größe ahnen und welche besonderen Anregungen empfängt er in eben dieser poetischen Beziehung?

Man kann nicht sagen, daß der Schüler Neuter gerade ein Herold des künftigen humoristischen Dichters gewesen sei, aber den Humoristen im Allgemeinen kündigte er doch schon vernehmlich genug an. Vorläufig freilich war das Organ dieses erwachenden Humors noch die Hand und der Zeichenstift, sein Ausdruck das gezeichnete Bild.

Und die Neuter'schen Caricaturen waren nur humoristische Schöpfungen; eine satyrische Absicht, wie man sie neuerdings gewöhnlich mit der Caricatur verbunden findet und in Folge dessen zuweilen fälschlich als zu ihrem Wesen gehörig ansieht, trat bei den Bildern unseres jungen Freundes nicht hervor. Er zeichnete in grotesker Manier die komischen Figuren seiner Umgebung nur ihrer selbst willen, weil er seine Freude an ihnen hatte und auch andere dieses Vergnügens theilhaftig machen wollte. „Die Menschen zu bessern und zu befehren“, diese Tendenz lag ihm damals als Maler wie später als Dichter völlig fern. Es waren wohlgelungene Portraits, mit denen es ihm ging wie jedem Portraitmaler: das, was diesem an den Originalen besonders gut entwickelt, sonderlich schön erscheint, erfreuet sich auch der sorgfältigsten Wiedergabe und tritt

uns auf dem Bilde noch vollendeter, noch schöner entgegen. Für Fritz Reuter waren eben diese komischen Seiten der Personen das Bestentwickelste, Interessanteste, Schönste, ihre Reproduction war darum auch ihm die Hauptsache, und er verschönte sie in seiner Manier und nach seiner Idee, indem er sie weiter ausführte und vervollständigte.

Humoristisches Talent war also schon damals unverkennbar vorhanden, und die außerordentliche Beobachtungsgabe, welche wir schon an dem Knaben wahrnahmen, trat immer deutlicher, immermehr entwickelt hervor. Und wandte sich damals auch sein humoristisches Darstellungstalent noch vorzugsweise komischen Neugierlichkeiten zu, wie sie eben in der Caricatur veranschaulicht werden, so entging seinem scharfen Geistesauge darum doch keineswegs die innere Komik der Menschen in seiner Umgebung, und er zeigte bereits die Fähigkeit auch diese zum Ausdruck zu bringen, wie dies u. a. der auf S. 99. erwähnte theatrale Versuch beweist. Der Humor, die humoristische Gemüthlichkeit durchzog überhaupt schon damals das ganze Wesen Reuter's, wovon sich in den vorangegangenen Erzählungen genug der Beispiele finden.

An komischen Beobachtungsobjecten hat es dem Dichter weder in Friedland, noch in Parchim gefehlt, doch boten ihm diese wohl hier wie dort nur einzelne komische, und zwar meist äußerliche, Züge dar; humoristischen Totalitäten, denen er später eine bedeutende Rolle in seinen Dichtungen zuertheilen konnte und wie er sie in „Stemhagen“ kennen gelernt hatte, scheint er in beiden Städten fremd geblieben zu sein.

Dagegen hatte er an beiden Orten vollauf Gelegenheit das kleinbürgerliche Leben in seinen Licht- und Schattenseiten weiter zu studiren.

Daß landschaftliche Schönheit, wie sie auch die freundliche Umgebung von Parchim zeigte, nach wie vor den wohlthätigsten Einfluß auf die Stimmung seines Gemüthes behielt, steht unzweifelhaft fest, und daß ihn Naturschönheit direct zum dichterischen Schaffen zu begeistern vermochte, beweist das auf S. 97. erwähnte Gedicht auf den Herthasee, sein erster poetischer Versuch.

Daß er letzterem noch viele andere habe folgen lassen, wie daß er überhaupt an der Dichterei damals schon Gefallen gefunden, wird uns nicht berichtet, und so bleiben uns denn als Boten seiner späteren schriftstellerischen Leistungen nur seine Schulaufsätze, die allerdings die schönsten Hoffnungen wachzurufen geeignet waren.

III.

Burschenjahre.

„Ist ein Leben auf der Welt,
Das vor allen mir gefällt,
Ist es das Studentenleben,
Weil's von lauter Luft umgeben. —
Ja, der Freude Sonnenschein
Lassen wir in's Herz hinein,
Uns geziemt vor allen Dingen,
Mit der Jugend leichten Schwingen
Zwanglos durch die Welt zu springen.

Hoffmann v. Fallersleben.

Rostock.

„De Seestadt Rostock is de Up- un Dal-
Sprung för jeden richtigen Mecklen-
börger.“

So hatte denn Fritz Reuter als seliger „Mulus“ die Parchimer Schule verlassen und im elterlichen Hause jene glückliche Zeit verlebt, wo man, selbst ein unbestimmbares Etwas, auf den Pannalismus mit souveräner Verachtung herabblickt, ehrfurchtsvoll aber und zugleich mit der freudigen Erwartung himmlischer Genüsse das Auge emporhebt zu dem vielbesungenen Burschenleben, um dessentwillen das „Fegefeuer der Schulen“ ertragen werden mußte. Das Einzige, was dieses schöne Gefühl der Selbstzufriedenheit und angenehmen Spannung störte, waren die Verhandlungen mit dem Vater, welcher nun einmal fest entschlossen war, aus seinem Sohne einen Juristen zu machen, während der letztere auch jetzt noch am liebsten Maler geworden wäre, da ihm die Verwirklichung dieses Wunsches aber verwehrt wurde, eben jeder anderen Wissenschaft, so namentlich auch der Mathematik, den

Vorzug vor der trockenen Rechtsgelahrtheit gab. Da fruchtete aber keine Vorstellung, kein Protestiren, der Vater verharrte bei seinem Entschlusse, und am 19. October 1831 gab der studiosus juris Fritz Reuter dem Rector der Landesuniversität Rostock Professor Dr. med. Spitta den Handschlag als akademischer Bürger*), um bald darauf beim Professor Dr. Elvers**) das den Anfang aller juristischen Gelehrtheit bildende Colleg über Institutionen und beim Professor Dr. Türl†) eine Vorlesung über juristische Encyclopädie zu belegen.

Seine bescheidene Wohnung hatte der junge Musensohn in dem Hause Nr. 1491 der damals noch nicht ihres Strandthores ledigen und darum etwas düster ausschauenden Lagerstraße aufgeschlagen. Eine Stätte stiller wissenschaftlicher Thätigkeit sollte diese „Bude“ nicht werden. Die Jurisprudenz ward ihm jetzt, wo er mit ihr in nähere Berührung kam, stündlich mehr zuwider und schließlich so verhaßt, daß er, nachdem er ihr bereits in seiner Behausung die Gastfreundschaft aufgekündigt, sich ihrem Umgange gänzlich entzog und auch nicht mehr in den Collegien erschien. ††) Wied Reuter sonach die juristischen Vorlesungen, so erschien er dagegen häufiger hospitirend in den philo-

*) Dieses wie die nachfolgenden Daten sind den Archivacten der Landesuniversität entnommen.

**) Elvers starb als Ober-Appellations-Rath in Kassel.

†) Professor Dr. Türl, der damalige Historiker der Rostocker Hochschule, ist auch außerhalb Mecklenburgs durch seine Verwicklung in den Rostocker Hochverrathsproceß bekannt geworden.

††) Vgl. die Andeutungen, welche Reuter hierüber selbst in „De mecklenbörgschen Montecchi un Capuletti“ pag. 2. macht.

sophischen Collegien, so namentlich, wie er in einem an anderer Stelle mitzutheilenden, einer späteren Lebensperiode angehörigen Briefe selbst hervorhebt, in demjenigen des Professors Frißche über den Altmeister der Komik: Aristophanes. Diese Collegienbesuche waren aber nur Zwischenzustände, im Allgemeinen gelüftete es den jungen Studenten weniger nach „der Weisheit Brüsten“ als nach den Quellen des studentischen Vergnügens, welche damals in Rostock noch reichlicher flossen denn heute.

Wer in unseren Tagen die stolze Hansestadt besucht, der wird sofort den Eindruck gewinnen, daß er sich in der größten, bevölkersten und verkehrreichsten Stadt, an dem ersten Handelsplatze des Landes, im Centrum des inneren mecklenburgischen Lebens befindet. Aber daß Rostock eine Universitätsstadt, der Gedanke wird sich ihm nicht ohne Weiteres aufdrängen. Und inderthat, erhöhe sich nicht am Blücherplatze ein stolzes, den Wissenschaften geweihtes Haus, zugleich eine bauliche Zierde für Norddeutschland, man würde Rostock für alles andere leichter als für eine Musenstadt halten. Das macht, Rostock ist heute der Ruhehafen geworden, in welchen sich des Vaterlandes Söhne nach den draußen überstandenen Stürmen des studentischen Lebens flüchten, um sich in stiller Bienenhätigkeit auf die schwersten Tage ihres Lebens, wie sie die Examina mit sich bringen, auf den trauervollen Rückzug in's Philisterland vorzubereiten. Darum ist Rostock heute eine ungemein fleißige Universität, eine schöne Stätte für echt wissenschaftliches Leben, aber eben darum ist sie auch eine ungemein stille Universität. Das laute studentische

Leben ist verrauscht, die breiten Steine sind einer nach dem andern geschwunden und mit ihnen die auf den ersten Blick kenntlichen Burschen. Heute trifft es vielleicht zu, was Wilhelm Cornelius um die vierziger Jahre im „Malerischen und romantischen Deutschland“ berichtete, daß mancher Rostocker stürbe, ohne in seinem Leben einen Studenten gesehen zu haben, freilich in einem anderen als dem dort gemeinten, boshaften Sinne. In den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts aber war es anders in Rostock, damals herrschte dort noch ein frisches, lustiges, ja tolles Studentenleben.

Ältere Rostocker erinnern sich noch sehr wohl der großartigen studentischen Schlittenfahrten jener Zeiten und wissen manche köstliche Geschichte zu erzählen von den Foppereien, welche sich die damaligen Burschen mit der Rostocker Hermandad, den ob ihrer rothen Uniform „Krewt“ (Krebse) genannten Polizeidienern, erlaubten, jenen tapferen Friedenshelden, von denen sich einmal ein Braver der Theilnahme an der Bewältigung eines Straßenauflaufes mit den denkwürdigen Worten entzogen haben soll: „Ik heww Fru un Kinner, ik gah nah Hus!“ *) Den glänzenden Schlussmoment aber dieser stetigen Nachtscharmügel mit den Handlangern der Gerechtigkeit bildete häufig der Krebsfang unter dem „Schwibbogen“ der Nicolaiskirche. Während nämlich einige Musensöhne, nachdem irgendeine gemein-

*) Das wohlgelungene Conterfei eines dieser alten Rostocker Stadtsoldaten enthält der vierte Jahrgang des vom Geh. Archivrath Bisch herausgegebenen Kunstwerkes „Mecklenburg in Bildern“. Zum Vergleiche findet sich daneben ein Stadtsoldat in der seit 1829 eingeführten Tracht abgebildet.

same „Unthat“ vollbracht war, mit sich ein Treibjagen durch die Straßen Rostocks anstellen ließen, hatten andere von ihnen an dem engen Durchgange unter der Nicolaiikirche, dem Schwibbogen, mit einem großen Sack Auffstellung genommen, und, wenn sich dann die verfolgten Opfer der Justiz am Schlusse des lustigen Spieles programmäßig in die Altstadt zurückzogen und durch den Schwibbogen flüchteten, liefen die, nun ihres Sieges gewissen, „Krebse“ zum größten Gaudium in den Sack, der darauf schnell verschlossen wurde. Nicht minder molestirt als die Polizei wurden in jener Zeit auch diejenigen „Philister“, welche sich irgendwie mißlieblich gemacht hatten. So wurde dem Bewohner einer der damals noch zahlreich vorhandenen Kellerwohnungen, der mit den Studenten in feindliche Berührung gekommen, bei nachtschlafender Zeit der Keller voll Wasser gepumpt und er darauf durch „Feuerrufe“ veranlaßt aus dem Bette zu springen und sich die Füße zu erkälten. Derartigen, etwas derben Scherzen standen feinere Neckereien ohne rächerische Nebenzwecke gegenüber. Ein Fuhrmann wurde einmal mit seinem Reisewagen von den Studenten für eine Spritour engagirt. Er fährt vor dem ihm bezeichneten Hause vor, und nun steigt Student auf Student in das Gefährt, bis ihre Zahl die enorme Höhe von 20 und einigen erreicht hatte und der Befehl zum Abfahren gegeben wurde. Der schlaue Kosselenker treibt die Pferde an, und wider sein Erwarten kommt der Wagen in Bewegung. Aber nun heißt es langsam fahren, damit die Thiere nicht vor dem Ziele, irgendeinem der Vergnügungsorte bei Rostock, erlahmen. Im Tempo eines Leichen-

wagens fährt er also durch die Straßen der Stadt seinem Bestimmungsorte entgegen. Dort angelangt, öffnet sich die Wagenthür und freundlich grüßend entsteigt derselben — der schwächteste, leichteste Rostocker Fuchs als einziger Fahrgast. Die übrigen Mufensöhne waren bei der günstigen Aufstellung, welche sie dem Wagen hatten geben lassen, sofort auf der anderen Seite wieder ausgestiegen und im Hause verschwunden. Daß der düpirtre Fuhrmann Hexerei und Teufelsput hierbei im Spiele glaubte, versteht sich von selbst. *)

Derartige Burschenstreiche durfte sich aber nur ein kraftvoll entwickeltes Studententhum erlauben, und dies war damals das Rostocker Studententhum, es repräsentierte wirklich eine Macht, die sich ihren Verächtern sehr unangenehm fühlbar machen konnte. Das beweist am Schlagendsten die folgende Geschichte, welche den Beschluß dieser Erinnerungen an die Rostocker Studenten vergangener Zeiten bilden mag: Eine noch junge und dabei sehr stolze Gutsbefizierwitwe, welche sich nach dem Tode ihres Mannes in Rostock niedergelassen hatte, war mit ihrer Gesellschafterin zum Studentenballe geladen worden, hatte aber diese Einladung in der schöndesten Weise mit verächtlichen Redensarten zurückgewiesen. Die Studentenschaft schwor Rache und faßte den unabänderlichen Beschluß, am nächsten Sonntage in den eigenen Gemächern der Wittwe mit ihr und der Gesellschafterin einen Thé dansant zu feiern. Der Sonntag Abend kam; unsere Studentenverächterin hatte

*) Ähnliche harmlose Studentenstreiche hat uns Fritz Reuter in „Läuschen und Rimelt“ I. Band von seinem Freunde „Mein . . .“ berichtet. („De Karnallenwagel“ und „De Gaushandel“.)

eben den Abendtisch herrichten und mit allerlei kalter Küche, u. a. mit einem großen und schönen Kalbsbraten, besetzen lassen, als es an die Thür klopfte und in feinsten Balltoilette ein Student eintrat, welcher nach graciöser Verbeugung sofort an dem Theetische Platz nahm und dem Kalbsbraten wacker zusprach. Ihm folgte in kürzester Frist ein zweiter, dann ein dritter und so fort, bis ein ganzes, zwar kleines, aber thatkräftiges Consilium beisammen war, welches nun glorreich zu Ende führte, was der Ersterschienene ruhmvoll begonnen. Nachdem der Kalbsbraten als erstes Opfer der Studentenrache gefallen, wurden Tische und Stühle bei Seite geschafft und die wuthlochende Wirthin wider Willen mußte sich von den Musensohnen im Tanze drehen lassen und dazu noch gute Miene machen, bis sich am späten Abende die akademischen Bürger mit dem wärmsten Danke für die vergnügten Stunden empfahlen. Jetzt aber brach der Born der Wittwe lichterloh hervor, „Rache“ war jetzt auch ihr einziger Gedanke. Sie revanchirte sich durch eine, gelinde gesagt, sehr unvorsichtig abgefaßte Zeitungsanzeige des Inhaltes, daß am letzten Sonntag Abend eine Schaar junger Leute in ihre Wohnung gedrungen sei und sich bei ihr ohne Weiteres zu Gaste gebeten habe. Am Schlusse des Inserates wurde als ein zufälliges Zusammentreffen bemerkt, daß bald nach diesem unerwarteten Besuche auch einige silberne Löffel vermißt seien. — Als die Dame am Tage nach dieser Veröffentlichung Morgens ihr Zimmer lüften wollte, brauchte sie das Fenster nicht zu öffnen: der frische, von Wärmemünde her wehende Wind hielt schon ungehindert seinen Ein-

zug durch die scheinlosen Fenster. Die Demolirung wiederholte sich in der folgenden Nacht, und gleichzeitig ging der Dame die anonyme Ankündigung zu, daß diese erfolgreichen Angriffe auf die „Augen ihres Hauses“ so lange erneuert werden würden, bis sie sich zu einem Widerruf entschloße. Was blieb zu thun übrig? Die gute Dame mußte in den sauren Apfel beißen, indem sie der Rostocker Studentenschaft eine öffentliche Ehrenerklärung gab, und siehe da! als am Morgen darauf die Sonne das Fenster der Studentenseindin beschien, fiel ihr Strahl auf einen während der Nacht dort aufgehängten Kalbsbraten von vorzüglicher Qualität und nach allen Regeln der Kunst gespickt — mit Sidibuffen.

Warum ich alle diese Geschichten, die doch mit Reuter's Leben nicht in directem Zusammenhange stehen, hier erzählt habe? Um der Ansicht derjenigen Biographen zu begegnen, welche vermeinen, sie könnten über Reuter's Rostocker Studentenzeit mit den wenig und doch so viel sagenden Worten des alle Universitäten charakterisirenden Commerzliedes: „Rostock liegt in Mecklenburg“ hinweggehen, und dadurch den Glauben erwecken, als wäre unser Fritz in Rostock lebendig begraben gewesen und habe seinen Wanderstab weiter gesetzt, um doch wieder unter Lebende zu kommen. Dem gegenüber also habe ich betonen wollen, daß auch in Rostock ein Studentenleben und zwar — nach dem Geschmacke der Zeit, — sogar sehr blühendes Studentenleben geherrscht hat; einen ziemlich kräftigen Beweis hierfür aber giebt uns Reuter selbst in seiner Schilderung zu Anfang von „Montecchi und Capuletti“,

aus welcher auch unzweifelhaft hervorgeht, daß sich unser Dichter in Rostock recht wohl gefühlt habe.

Daß aber die ohnehin schon bewegten Wellen des akademischen Lebens zu Rostock noch höher gingen, als sie vom Sturmeshauche der Julirevolution berührt wurden, braucht wohl nicht erst besonders hervorgehoben zu werden. Auf keiner deutschen Universität blieben ja die überrheinischen Sturmsignale ohne Wiederhall.

Ob die in Rostock von Reuter und seinem Freundeskreise gestiftete Verbindung zu den neu auftauchenden Freiheitsideen in irgendeiner Beziehung stand, bleibt unentschieden. Möglich, sogar wahrscheinlich ist es, daß sie unter dem Einfluß dieser Ereignisse in's Leben trat und sich anfangs vielleicht auch mit allerlei wichtigen, das Wohl von Volk und Menschheit betreffenden Fragen beschäftigte. Daß sie aber bald sich ausschließlich dem Vergnügen widmete, erhellt aus Reuter's eigenem Bericht: *) Lepterer, der uns, natürlich nach Abzug einiger, auch hier angebrachter poetischer Ausschmückung, ein klares Bild von der Gestaltung seines Rostocker Studentenlebens giebt, möge hier eingefügt werden. Er beginnt mit den diesem Abschnitte als Motto vorangeschickten Worten: „De Seestadt Rostock is de Up- un Dal-Sprung för jeden richtigen Meckelnbörger“, und fährt dann fort: „Dl min Upsprung is sei mal west, as ik von de groten Schaulen mal 'ne Tram höger up de Universität hüppen ded; äwer dat is all lang' her, un wi weiten uns nich mihr

*) „De meckelnbörgschen Montecchi und Capuletti“, 5. Auflage pag. 1. ff.

recht dorup tau besinnen, vör Allen nich up Professor
 Elwersen sine Institutschonen. Äwer dat weit ik doch
 noch, dat wi Studenten en idel lustig Lewen führen
 deden, dat wi uns bi Nachtslapentid mit de Krewt
 rümmer jögen, dese ollen, braven, städtischen Kriegs-
 knechts, de dunn nich mihr rod, ne, all blag wiren,
 un dat wi ol Finstern insmeten. Wi lös'ten de grote,
 sociale Frag' un stift'ten 'ne „Allgemeinheit“ unner
 uns, de de hactermentschen Constantisten un Bandalen
 schändliche Wi' de „Gemeinheit“ näumen deden. Wi
 lös'ten noch annere sihr wichtige Fragen, wenn wi in
 unsere „Kränzchen“ tausamen seten, taum Exempel up
 mine Stuw', de wichtige Frag': „Was ist die Ehre?“,
 würden äwer so bald nich slüffig doräwer, als Sir
 John; äwer mi treckten sei dorbi 'ne Ruf' ut, denn,
 as mine allgemeinen Frün'n von mi furt gungen, hadd
 ik as Bof „die Ehre“ de Zech tau betalen. Wi gung-
 en mit Fackeln von Korshoff *) in de Stadt herin
 un sungen dat erhebende Lied: „Höret die Geschichte
 von der Wasserfluth“, un as wi up den ollen Markt
 kemen gegen den ollen scheiwen Petrihorm, dunn wiren
 de Bers' all, un ik makke in de Geschwindigkeit noch
 einen dortau:

„Da schickt der Noah 'ne Taub' hinaus,
 Die bracht' ein grünes Blatt nach Haus.“

*) Karshof, ein vor dem Petrihore an der Warnow gelegenes Vergnügungsort, welches sich damals, in der noch hier-
 tellerlosen Zeit, eines lebhafteren Besuches als in unseren Tagen
 erfreute, jedoch auch heute noch von den Studenten, namentlich
 bei Gelegenheit der auf große allgemeine Commerse folgenden Ver-
 anstaltungen, zuweilen sehr zahlreich besucht wird.

Un wat uns' Öbberst was, de seel Pastor Knigly tau Grotten-Barchow, de kamm nah mi ranne un kloppete mi up de Schuller un säd: so süll ik man bibliwen, denn würd woll wat ut mi warden, un wenn ik so 'ne Bers' mihr maken kunn, so smet dat en Licht up de Allgemeinheit, un't gereifte ehr tau 'ne Freud' un tau 'ne Ihr; un ik make denn of noch fir en Stückerner fir Bers' wider, de ik äwer — Gott sei Dank! — vergeten hemm; un ik glöwte em dat of All ihrlich tau, denn ik was man Bos, un hei was all in sin achttes Semester. Un dunn tredten wi up den nigen Markt un smeten uns' Fackeln up en Hümpel un sungen: „Freiheit, die ich meine“, un de Krewt stünnen um uns rüm, säden äwer nick, un as sei nahsten fragt wiren, worum sei nick gegen den Straten-spectakel dahn hadden, hadden sei jo seggt, 't wir tau fierlich west, sei hadden't dauhn wullt, äwer as sei't hadden dauhn wullt, dunn hadd dat Lid ehr ävernamen, un't wir ehr ordentlich den Puckel daltrapan. — So was 't dunn; äwer't is all lang' her, un Bele, de dunn up den Ball, den wi de braven Rostocker Philisters bi Schleuders *) gewen, un op den de olle gaude Professor Frißche noch fröhlich nah de Melodie danzte: „Ich und mein Fläschchen sind immer beisammen“, danzen nu nick mihr, un annere Tiden sünd nu äwer de Welt kamen.“ — Da hören wir's also: „kreuzfidel“ („idel lustig“) nennt Reuter selbst sein Rostocker Studentenleben und gedenkt noch in alten Tagen mit sichtlichem Wohlgefallen der Zeit, wo er als „crasser Fuchs“ die alte

*) „Hotel de Russie“ am Neuen Markt, jetziger Besitzer B. Schodt.

Hansfaßstadt durchjubelte, jenes Rostock, bei dessen bloßer Nennung „jeden Meckelnbürger dat Hart upgeißt“.

Eigentliche Reuteranekdoten aus diesem Lebensabschnitt sind uns nicht aufbewahrt, und findet dies darin seine Erklärung, daß Reuter zu jener Zeit nur mit der „Allgemeinheit“ dachte, fühlte und handelte. Er bemühte sich als eifriger Fuchs „die guten Manieren der Burschen nachzuahmen“ und trat als selbständiges Individuum zu wenig in den Vordergrund. *)

Verse, wie die von ihm selbst überlieferten Supplemente zu dem bekannten Wasserfluthliede, wird er in Rostock wohl noch mehr producirt haben. Von einer auf höhere Stoffe verwandten Dichterthätigkeit haben wir keine Proben. Der Zeichenstift dagegen blieb auch in Rostock, während der wenigen freien Stunden, welche das schwere Studentenleben ihm gönnte, sein schöpferischer Freund. Wie Professor Dr. Julius Wiggers in der „Spener'schen Zeitung“ vom 22. Juli 1874 erzählt, schenkte ihm sein Freund Reuter beim Abgange von Rostock ein in schwarzer Kreide ausgeführtes Damenportrait, welches noch jetzt die Wand eines Zimmers in der Wiggers'schen Wohnung schmückt, als ein Andenken an den vortrefflichen Menschen-Zeichner (in dop-

*) Mancher charakteristische Zug des Studenten Reuter wird jedoch ganz sicherlich seinen Genossen entweder völlig entgangen sein oder war wenigstens nicht auffällig und bedeutend genug, um sich ihrem Gedächtnisse einzuprägen. „Wenn man damals“, schreibt mir mit dem ihm eigenen trockenen Humor ein Freund Reuter's aus jener Zeit, „wenn man damals in dem Studenten den späteren Friß Reuter hätte ahnen können, würde man besser aufgepaßt und sich Notizen gemacht haben.“

peltem Sinne) und zugleich als „ein Zeugniß jener verbotenen künstlerischen Beschäftigung, von welcher die Institutionen des römischen Rechtes ihn nicht abzuziehen vermochten.“

Anregung bot Rostock wie überhaupt für jeden aufgeweckten jungen Mann, so im Besonderen für den erwachenden Humoristen in der mannigfaltigsten Weise. In ersterer Beziehung wird mir jeder Recht geben, der das damals noch wechselvollere Leben der althistorischen Stadt näher kennen gelernt hat, in letzterer Hinsicht möchte ich ältere, mit dem Rostock von damals vertraute Leser nur an die berühmten, sogar durch ein lithographisches Portrait der Vergessenheit entrissenen vier Rostocker „Zeitgenossen“ erinnern, die Straßenoriginale Uelken, Martens, Spieß und Bölkow, komisch nach Außen, komisch im Inneren, Figuren, wie sie sich der Humorist nicht besser wünschen kann. Einem von ihnen, dem biederen Uelken, welcher als Wächter der Studenten „für den äußeren Glanz der Universität“ sich abmühte und, also wohl verdient um Rostocks Musensöhne, in familiärer, noch richtiger: in väterlicher Weise mit ihnen verkehrte, ist noch ein anderes Denkmal geschaffen worden als das eben erwähnte Bildniß. Reuter's „Fründ Rein . . .“, der jetzt in Holz bei Sternberg weilende frühere Rector L. Reinhard, gedenkt in seiner 1839 unter dem Titel „Scherben“ erschienenen humoristischen Beschreibung einer Reise von Ludwigslust nach Norwegen des köstlichen Uelken mit begeisterten Worten. Auf seiner Wanderung in Rostock angelangt, ruft er die Erinnerungen an seine entschwundene Studentenzeit wach, vor seinem Geiste erscheinen die einst so tapferen

„Krebse“ und sehnfüchtig erhebt er seine Stimme nach Uelken: „Wo aber weilst Du, laudator temporis acti; Du, der seinen besten Zug im Halse hatte; Du mit Deinem Motto: Nulla dies sine lineo, d. i. kein Tag ohne Strich; Du, der so gern auf seinen kahlen Schädel zeigte, die Spötter mit dem rührenden Trostwort belehrend: Da hebb'n wi uns Vergnügen für hatt! — Purpurträger an Nas' und Wangen; Uelken, Factotum, wo weilst Du? — Wie beehrtest Du so gerne die Lieblinge Deiner Seele mit dem herzergreifenden Namen: Mein Sohn Johann! — Noch höre, noch sehe ich Dich, wie Du unter uns sahest, uns scheltend ein entartetes Geschlecht und die würdigen Vorfahren uns preisend; oder, wie Du uns ermahntest, nach Hause zu gehen und Hefte zu machen und die Nase in Spalding's Repertorium zu stecken; oder wenn Du im Enthusiasmus ausriefst: Ludwig Nation ich sterbe unschuldig! — Die den Alten kennen, wissen, daß er ein Bild auf seiner Stube hatte, darstellend, wie Ludwig XVI. im Begriff ist, den Kopf auf dem Schaffot zu verlieren. Unter dem Bilde stand geschrieben: Ludwig: Nation, ich sterbe unschuldig! Uelken aber sprach das Ganze unisono und wußte auch ohne Zeichen zu lesen, wie ein gelehrter Rabbi das Hebräische!“ — Uelken's College in der Berühmtheit, der Ausrufer Martens war vor Allem durch die originelle Art und Weise, in welcher er die ihm aufgetragenen Verkündigungen vorbrachte, bekannt und gern gehört als öffentlicher Redner. Als die damalige Liedertafel eines Tages einen Ausflug nach Karlsdorf angefaßt hatte, des eintretenden schlechten Wetters wegen aber von der

Ausführung dieses Planes abstehen mußte, machte Martens den Interessenten von dieser Abänderung in folgender Weise Anzeige: „Hören Se, mine Herren, wat ik Se will seggen!“ — so nämlich lautete der unveränderliche Eingang seiner öffentlichen Ansprachen, — „De Fohrt, de de Liedertafel hüt nah Korshoff maken wull, dor ward nißs von, sonders dat Weder is nich paßlich!“ Mit Uelzen und Martens verglichen, erschienen die beiden noch übrigen „Zeitgenossen“ zwar wie Schatten- gestalten, waren aber trotzdem so komische Persönlichkeiten, daß das Auge eines Reuter voll Vergnügen auf ihnen verweilen mußte.

Das waren einige, die berühmtesten der humoristischen Ganzheiten, welche zu jener Zeit unter Rostock's Sonne fröhlich gediehen, andere hier nicht weiter zu erwähnende, aber darum nicht weniger interessante standen ihnen zur Seite, unzählige komische Einzelzüge entdeckten sich dem trefflich geschulten Blicke des Dichters, wohin er sich nur wandte, und — mag der Rostocker Aufenthalt auch für den Juristen ein verlorener gewesen sein, für den Humoristen war er eine gewinnreiche Studienzeit.

Jena.

„Ach Jena! Jena! lieber Sohn,
Sag' mal, hörst'st Du von Jena schon?
Hast Du von Jena mal gelesen?
Ich bin ein Jahr darin gewesen,
Als ich noch Studiosus war.
Was war das für ein schönes Jahr!“
Aus „Sanne Rüte“.

Nach Ablauf seines ersten Semesters verließ Reuter das gemüthliche Klostoc und zog, folgend der „freien Burschenlust“ des Wanderns, zur fröhlichen Studentenstadt an der Saale, gen Jena, welches damals eine Lieblingsuniversität der studirenden Jugend Mecklenburgs war. *) Am 25. Mai 1832 immatriculirt**), nahm er mit seinem Freunde Karl Krüger, der auch sein Studiengenosse in Klostoc gewesen war, in demselben Hause Wohnung und belegte das Colleg über Institutionen bei dem damaligen Ober-Appellationsgerichts-rath und Professor von Schröter, dem späteren

*) Mit Reuter zusammen studirten in Jena im Ganzen 23 Mecklenburger aus beiden Großherzogthümern.

**) Nach dem Matrikelbuche der Universität Jena.

mecklenburgischen Minister, bei welchem er auch im folgenden Winterhalbjahre eine Vorlesung über Pandekten annahm. *)

„Ein der Wissenschaft gewidmetes Leben“ führte Reuter in Siena noch viel weniger als in Rostock. In den juristischen Vorlesungen zumal war er auch hier ein seltener Gast, und wenn er ein wissenschaftliches Interesse bethätigte, so war es in der Mathematik, welcher sich noch die Geschichte hinzugesellt haben mag, obgleich er, ganz entgegen der Sitte der damaligen Burschenschaft, sich bei Euden nicht als Zuhörer gemeldet hatte.

Je seltener unser Fritz im Auditorium zu finden war, desto häufiger sah man ihn auf der Kneipe und dem Paukboden; er war ein flotter, forscher Bursche im Allgemeinen und ein begeisterter Burschenschafter im Besonderen.

Kurz vorher, ehe unser Dichter nach Siena kam, hatten äußere Veranlassungen dort den tiefgehenden Unterschied zwischen den direct auf die reale Einheit Deutschlands zusteuern den Germanen und den sanfter und weniger unmittelbar vorgehenden Arminen zeitweilig verschwinden lassen. Es gab in Siena wieder eine allgemeine Burschenschaft, und freudige Hoffnungen knüpften sich an dieses Factum. Sie sollten unerfüllt bleiben, denn schon nach wenigen Monaten trat die Differenz zwischen beiden Richtungen von Neuem auf's Schärffste hervor, und im Juli 1832 verließen die fortschrittlichen Germanen den bisher gemeinsam innegehabten Burgkeller, um nach dem Fürstenkeller über-

*) Archivacten der Universität Siena.

zufiedeln. Auch Friß Reuter trennte sich von der Arminia, deren Tendenz: durch wissenschaftliche, sittliche und körperliche Ausbildung ihrer Mitglieder dem Vaterlande dereinst gute Bürger zuzuführen und so mittelbar für das Wohl des Vaterlandes zu wirken, seinem jugendlich erregten Gemüthe nicht zusagte; aus dem anfänglich allgemeinen Burschenschafter wurde ein enragirter Germane, der für die Ehre seiner Verbindung häufig auf der Mensur stand und manchem alten Senenser respectable „Schmisse“ beibrachte. *)

Immer ungestümer wurde bei der allgemeinen Gährung jener Zeit das Verlangen und die Hoffnung der „Germanen“, ihre politischen Ideen verwirklicht zu sehen, immer bestimmter und strenger wurden ihre Ordensregeln, immer mehr rüsteten sie sich, vom Reden zum Handeln überzugehen. Nachdem man schon auf dem Frankfurter Burschentage am 26. September 1831 einen Beschluß gefaßt hatte, nach welchem im Falle eines Aufstandes unter Umständen jeder Burschenschafter verpflichtet sein sollte, selbst mit Gewalt den Verbindungszweck zu erstreben, und an Volksaufständen, die zur Erreichung desselben führen könnten, theilzunehmen, ging man um Weihnachten 1832 auf dem letzten Burschentage zu Tübingen noch weiter, indem man bestimmte, die allgemeine deutsche Burschenschaft solle ihren Zweck,

*) Bei einer dieser Mensuren secundirte ihm sein Freund und Verbindungsgenosse, der stud. jur. C. Schmidt aus Bismar, der auch eine Zeitlang im Vorkande der Germania war. Ihm, der jetzt das Amt eines Gerichtssecrétaires in seiner Vaterstadt bekleidet, hat Reuter in dankbarer Erinnerung an jenen Freundschaftsdienst „Schurr-Murr“ dedicirt.

die Einheit und Freiheit Deutschlands, auf dem Wege der Revolution erstreben und deshalb dem Vaterlandsvereine in Frankfurt sich anschließen.

Je nachdrücklicher die Jeneser Germanen ihr Programm betonten, desto feindseliger wurde ihr Verhältniß zu den Arminen, es kam wiederholt zu blutigen Reibereien und endlich, am 23. Januar 1833, rückte ein starkes Militärcommando in Jena ein, um der Wiederkehr solcher Excesse vorzubeugen. Zahlreiche Verhaftungen und Relegationen folgten dem Erscheinen der bewaffneten Macht.

Auf die Kunde von diesen Studentenunruhen rief Bürgermeister Reuter seinen Sohn nach Hause zurück; Fritz Reuter mußte noch vor Ostern 1833 aus der Verbindung ausscheiden und sein geliebtes Jena verlassen.

„Sein geliebtes Jena.“ — Ja, es blieb ihm lieb und theuer für sein ganzes Leben dieses Jena, wo er in Burschenseeligkeit geschwelgt hatte. Wer erkennt nicht in der Jenabegeisterung des Galliner Landpfarrers in „Hanne Rüte“ den eigenen Enthusiasmus des Dichters wieder. Mit ihm ruft Reuter voll Entzücken dem zur Wanderschaft bereiten, über seine Reiseroute aber noch nicht ganz klaren Schmiedegesellen Hanne Schnut zu:

„Ach Jena! Jena! lieber Sohn,
Sag' mal, hörst' Du von Jena schon?
Hast Du von Jena mal gelesen?
Ich bin ein Jahr darin gewesen,
Als ich noch Studiosus war.
Was war das für ein schönes Jahr!

*) „Hanne Rüte“, Abschnitt 4. Auflage 8. pag. 37.

Ach, geh' mir doch mit Mutter's Schwaan
 Und mit des Alten Engeland *),
 Rein, Biegenhan und Lichtenhan,
 Und dann der Fuchsthurm, wohl bekannt,
 Und auf dem Keller die Frau Better **) —
 Es war ein Leben, wie für Götter! —
 Trink mal, mein Sohn, trink aus den Wein;
 Ich schenk' uns beiden wieder ein. —
 Und auf dem Markte standen wir,
 Zur Hand ein Jeder sein Rappier,
 Und Terz und Quart und Quartrevers —
 Sieb mir Dein Glas nur wieder her —
 Die flogen links und rechts hinüber;
 Ja, Ja, da ging es scharf, mein Lieber!"

Gleich diesen seinem Landpfarrer konnte sich noch in späteren Jahren Fritz Reuter für seine Tenenser Zeit auf's Wärmste begeistern.

In Rostock schon war er einem regen Studentenleben begegnet, aber was war das gegen dieses Wonnedaſein in Jena, wo der Student die erste, die einzige Rolle spielte und sich demnach das Burschenthum zur vollsten Blüthe entfalten konnte. Im Vergleich mit der Burschenschaft Jena war Rostock trotz seiner Reize ein armseliger Ort, und Reuter's Herz, das schon dort, in der alten Hansastadt freudiger gepocht hatte, wollte ihm beim Anschauen dieser Herrlichkeiten fast die Brust zersprengen. „Versenkt in's Meer der jugendlichen

*) Bekanntlich hat der alte Schnut seinem Sohne England als Wanderziel empfohlen, während die Mutter ihr Herzenkind nicht gerne über das einheimische Schwaan hinausziehen lassen möchte.

**) Eine Reminiscenz an die Kneipereien der vereinigten Burschenschafter auf dem Burgkeller.

Wonne“ genoß unser Dichter „der Freuden hohe Zahl“, und Hauff's begeisterten, dem Burschenthume gewidmeten Verse:

„Mit dem Pumpen in der Linken
Wollen wir dein Wohlsein trinken,
Altes, frohes Burschenthum:
Mit dem Sieber in der Rechten
Wollen wir dich kühn verfechten,
Freies, tapfres Burschenthum!“

sind der treffendste Ausdruck für die damalige Stimmung Fritz Reuter's.

Daß unser Freund in jener Zeit nur der Lust und den Freuden des Studententhumes lebte und nicht an die ernsteren Seiten desselben, an seine dereinstige Carriere dachte, wollen wir ihm nicht so sehr verargen, sondern bedenken, daß er sich damals noch in den ersten Semestern befand und Musensohne, welche unter günstigen Verhältnissen bereits in diesem Stadium sittlich entrüstet dem schönen, jugendlichen Burschenleben den Rücken kehren und ein Karthäuserdasein zu führen beginnen, zu den beneidens- oder — bemitleidenswerthen Ausnahmerscheinungen gehören. Den verlockenden Reizen des damaligen Jena würden übrigens höchst wahrscheinlich auch jene, durchaus ehrenhaften, Karthäuser nicht widerstanden haben.

Seiner äußeren Erscheinung nach schildert er sich selbst später *) als einen „mageren, lang aufgeschossenen Burschen mit langem Halse und langem Haar, bedeckt mit einer schwarz-roth-gold verbrämten Mütze“, der in

*) Vgl. „De Reif nah Belligen“. Vorrede.

seinem Wesen „etwas Antediluvianisches, jezt Unter-
gegangenens“ zeigte.

Im speciellen Verbindungsleben erwies sich Reuter nicht nur als begeisterten Verfechter der Ideen seiner Burschenschaft, sondern, wie wir nach früheren Beobachtungen auch schon vermuthen können, als allzeit lustigen Gesellschafter und als einen herzlichen, zuverlässigen Freund.

An „Sprigtouren“ ließen es Reuter und seine Couleurbrüder bei der einladenden Natur des Thüringerlandes selbstverständlich nicht fehlen. Eine derselben, welche sich nach der Rudelsburg bewegte, wurde Veranlassung zu einem humoristischen Gedichte Reuter's, welches derselbe auf der Rudelsburg selbst verfaßte und in das dortige Fremdenbuch schrieb. Es behandelt in scherzhafter Weise die Entstehung der Rudelsburg und ihres unter dem Spitznamen „Samiel“ in der Studentenwelt wohlbekannten Wirthes nebst seiner Gattin „Samiella“. Wie Reuter in späteren Jahren dem Freunde, von welchem mir diese Notiz zufloß, erzählte, hat der Eigenthümer der Burg, ein Herr von Schönburg, das Poem drucken lassen. Auch sollte es in Musik gesetzt und schließlich so populär geworden sein, daß es zu den Drehorgeln gesungen wurde. Ob es noch irgendwo vorhanden, kann ich nicht berichten. — Daß Reuter zur „Bermüunterung“ seiner Freunde noch ähnliche Dichtungen in die Welt gesetzt, ist im höchsten Grade wahrscheinlich, und ebenso darf unbedenklich angenommen werden, daß er auch durch humoristische Zeichnungen seinen Beitrag steuerte zur allgemeinen Heiterkeit. Gezeichnet wenigstens hat er — das ist

uns verbürgt — auch während der tollen Senenser Zeit ebenso eifrig wie früher.

Daß in einer Stadt, wo sich der Student ungenirt nach allen Richtungen hin entwickeln kann, auch die Originale, zumal die komischen, wohl gedeihen, steht außer allem Zweifel, und hat Reuter demnach seine in Mecklenburg begonnenen Studien in dieser Richtung mit Erfolg fortsetzen können. Von anderen, außerjensischen und zum Theil schon dem Leben entrückten Originalen empfing er von Freunden, welche jenen nahe gestanden, die köstlichsten Schilderungen. So von dem bekannten in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts verstorbenen Professor der Geschichte an dem großen Gymnasium zu Gotha, Galletti, einem Manne von ungeheurer Gelehrsamkeit, der aber den üblen Fehler hatte sehr zerstreuet zu sein und in Folge dessen köstliche *Quidproquo's* und oft den hervorragendsten Blödsinn zu Tage förderte, wie z. B.: „Charilaus wurde sehr jung geboren“, oder „Beim Ueberfall von Hochkirch schnallten die Preußen die bloßen Sättel über die Hemden und ritten in aller Eile zum Thor hinaus“, oder: „Maximilian I. hatte die Hoffnung, den Thron auf seinem Haupte zu sehen“, oder: „Die Israeliten sind schon ein gar altes Volk, sie kommen schon im Homer vor“, oder: „Als Maria Stuart hingerichtet war, erschien die Königin Elisabeth im Parlament, in einer Hand das Schnupftuch, in der anderen die Thränen“ u. dgl. m. Galletti's Schüler wußten sich während des trockenen und langweiligen Vortrages nicht besser zu beschäftigen, als indem sie diese geistigen Irrgänge ihres Praeceptors sofort mit größter Gewissenhaftigkeit

aufzeichneten, und so war denn einer von ihnen in der Lage, unserm Dichter ein Heft mit 158 solcher Gallettiana zu überliefern, deren Richtigkeit eine ganze Reihe anderer Zöglinge des Gothaer Gymnasiums, welche mit Reuter zusammen in Jena studirten, bezeugen konnten. „Eine unbeschreibliche Heiterkeit“, sagt Reuter, „bemächtigte sich in Erinnerung der auf den Gymnasialbänken verfloffenen Stunden des ganzen Kreises, wenn diese Dinge auf dem Burgkeller zu Jena vorgetragen wurden.“

Das liebliche Thüringer Land endlich gewann über unsern für Naturschönheit so empfänglichen Dichter eine zauberische Gewalt, welche ihn in späteren Jahren seines Lebens immer wieder wie zu einer Jugendliebe gen Thüringen zurückzog und ihn dort auch sein Leben beschließen ließ.

Wo uns soviel schöne Bande fesseln wie hier unsern jungen Freund, trennen wir uns ungerne und schwer, trotz alledem aber mußte Fritz Reuter scheiden, er mußte: der Wille seines Vater war unerschütterlich.

IV.

De Festungstid.

„Un wat hadden wie denn d a h n? — Nicks, g o r nicks. Blot in unſ Versammlungen un unner vier Dgen hadden wie von Ding' redt, de ſetzt up aben Strat fri utſchrigt warden, von Dütschlands Freiheit und Einigkeit, äwer taun Handeln wiren wie tau ſwack, taun Schriwen tau dumm, dorüm folgten wi de olle dütsche Mob', wie redten blot doräwer.“

„Ut mine Festungstid“ Kap. 3.

Graurige Zeiten sind es, von denen die nachfolgenden Blätter berichten sollen, Zeiten, die zwar Gott sei Dank! für uns, überstanden sind und — so dürfen wir hoffen — nimmer wiederkehren, bei deren Gedächtniß aber wir uns des Unwillens und der Wehmuth nicht erwehren können. Was hatten denn, fragen wir mit Fritz Reuter, jene Jünglinge, die man in bester Jugendkraft dem Gefängnisse überlieferte, was hatten sie weiter begangen, als das zu erwünschen und zu hoffen gewagt, für welches nicht zu erglühen, heute als Makel bezeichnet wird: ein einiges Deutschland? — „Aber sie hatten das Ziel ihrer Sehnsucht mit Gewalt herbeiführen wollen.“ — Allerdings, sie haben in ihren Versammlungen von energischen Maßnahmen gesprochen, diese und jene Parole ausgegeben, aber waren denn einige Hundert schwärmerisch begeisterte, in politics jedoch höchst unpraktische Studenten eine zu fürchtende Macht, konnten sie für sich allein „die Welt anstecken und entzünden“, falls sie es wirklich gewollt hätten, vermochten sie etwas ohne das Volk und hatten sie von diesem auch nur die mindeste Unterstützung zu gewärtigen? Wir müssen mit Nein und immer wieder

mit Nein antworten. Im großen Volke hatten die Bestrebungen dieser jugendlichen Gefühlspolitiker keinen Boden — wenn die, jenem so fern stehende, akademische Jugend in dieser Richtung erfolgreich wirken wollte, so mußte sie sich wie ein Mann erheben und durch ihr eigenes Beispiel für ihre Ideen Propaganda machen, was bekanntlich nicht der Fall war. Ferner: über die Wege, welche sie zur Erreichung ihres Zieles einschlugen, die Art und Weise, wie sie die Einheit Deutschlands organisiren wollten, darüber waren sich die deutschen Burschenschafter noch lange nicht klar, und als sie sich endlich — beim Frankfurter Attentat — zum Handeln überzugehen veranlaßt fühlten, geschah es in einer ziemlich ungeschickten Form, die keineswegs dazu angethan war Besorgnisse zu erregen. Gefährlich waren also jene Fanatiker der Einheit nicht und am wenigsten in einem Lande wie Deutschland, wo seit 1815 die Polizeieinrichtungen vortreffliche waren und das Volk sich noch lange nicht von der Erschöpfung der Kriegs- und Siegesjahre erholt hatte. Nur ein Politiker wie der vielgewandte Staatsmann an der Donau, der bei jedem, auch dem leisesten, Lufthauch, welcher über das mit soviel Sorgfalt und Kunst in die „Ruhe eines Kirchhofes“ versetzte Deutschland dahinzog, den Boten eines die auf unsicherem Boden errichteten Gebäude seiner Politik vernichtenden Sturmes witterte, nur ein Metternich konnte in diesen Vorgängen Grund zu ernstern Befürchtungen erblicken und sich veranlaßt fühlen das Hifthorn zu einer neuen Demagogenhag erschallen zu lassen. Der Ruf wurde in ganz Deutschland gehorfsamst vernommen und man beeilte sich dem-

selben Folge zu leisten. Hunderte von deutschen Jünglingen wanderten in die Kerker, die das Grab ihrer körperlichen oder geistigen Gesundheit, in vielen Fällen auch beider, werden sollten, Lebenspläne und Lebenshoffnungen wurden unbarmherzig zerstört, und manches Vater- und Mutterherz brach vor Kummer. Ja, sie haben schwer gelitten, die Idealisten der dreißiger Jahre, dafür hat aber auch die Idee, für welche sie geduldet, in unseren Tagen glänzend triumphirt, und gerade der Staat, welcher den größten Eifer beim Verfolgen der Vorfechter der Einheitsidee bethätigte, gerade er sollte der einst die Verwirklichung dieses Gedankens herbeiführen. Die deutschen Burschenschafter und ihre Anhänger waren zu sehr Gefühlspolitiker, um einen praktischen Erfolg zu erreichen, aber sie haben in einer Zeit der politischen Stagnirung durch ihre jugendliche Gluth den nationalen Gedanken wachgehalten und so ihrerseits mitgewirkt an dem großen Werke, welches nach langen Irrungen, wiederholten Enttäuschungen, schweren Leiden und blutigen Kämpfen dem deutschen Volke endlich gelungen ist. Das möge ihnen ein dankbares Vaterland nimmer vergessen!

Während im übrigen Deutschland schon energisch mit Verhaftungen gegen die Mitglieder der Burschenschaft vorgegangen wurde, saß Fritz Reuter unbehelligt im Vaterhause zu „Stemhagen“ und lag, zum ersten Male

vielleicht, seitdem er Studiosus war, mit Eifer seinen Studien ob. Der Sommer 1833 verging, unsern Fritz schien man inderthat gänzlich vergessen zu haben oder ihn doch nicht für einen der gefährlichsten Missethäter zu halten, welche man baldmöglichst hinter Schloß und Riegel setzen mußte.

Hierdurch sicher gemacht, überredete er seinen Vater ihn im October die Universität Leipzig beziehen zu lassen, und Bürgermeister Reuter, der selber nicht mehr an eine ernstliche Gefahr glaubte, gab seine Einwilligung. Gegen Ende des Octobermonats begab sich Fritz Reuter mit einem mecklenburgischen Studienfreunde auf die Reise nach Leipzig. Dort angelangt, wurden beide jedoch sofort als verdächtige Individuen zurückgewiesen und sahen sich dadurch veranlaßt schleunigst die Stadt wieder zu verlassen. Unschlüssig, wohin er sich wenden solle, ob zurück nach Mecklenburg oder nach einer anderen Universität, kam der nun selbst etwas beunruhigte, an die Möglichkeit einer Verhaftung außerhalb des Heimatlandes aber noch immer nicht denkende Dichter nach Berlin. Inzwischen hatten auch bereits Reclamationen seitens der mecklenburgischen Regierung bei dem Vater in Stavenhagen stattgehabt, welcher, wohl wissend, daß eine Inhaftirung seines Sohnes und die darauf folgende Untersuchung sich innerhalb Mecklenburgs weit günstiger für jenen gestalten würde, sofort seinen damals noch in Berlin conditionirenden Neffen Ernst beauftragt hatte, Fritz, falls dieser dorthin kommen sollte, ungesäumt von diesen Vorfällen in Kenntniß zu setzen und ihn nach Hause zu dirigiren. Wer sich aber weder bei Ernst

noch sonst einem der dortigen Verwandten sehen ließ, war unser Dichter. Ohne auf wiederholte Warnungen seiner Freunde zu achten und vertrauend auf seine Ausnahmestellung als Nichtpreuße, schwärmte er einige Tage ungenirt vor den Augen der Berliner Polizei umher, die ihn vorerst sicher werden ließ, um darauf desto erfolgreicher gegen ihn vorgehen zu können. Alle Bemühungen Reuter's dann noch dem drohenden Unheil zu entgehen waren vergebens, das Netz um ihn hatte sich schon so eng zusammengezogen, daß an ein Entinnen nicht mehr zu denken war. Sich bald bei diesem, bald bei jenem Freunde bergend, wußte er zwar seine Verhaftung noch eine Zeitlang hinzuhalten, eine Flucht aber konnte er nicht mehr bewerkstelligen, und so wurde er denn schließlich am 31. October 1833 *) arretirt, nach einem Berichte: in einer entlegenen Aneipe, wohin er sich vor seinen Verfolgern geflüchtet, nach anderen Angaben: in einer Droschke, welche ihn dem Bahnhofe zuführen sollte. Man brachte ihn in die Stadtvoigtei, wo er bis Neujahr 1834 verblieb, um alsdann dieses Gefängniß mit der Hausvoigtei zu vertauschen.

Unter Leitung eines geriebenen Inquirenten, des Criminalraths Dambach, der sich durch diesen Proceß eine gute Beamtenstellung, zugleich aber eine traurige Berühmtheit erwarb, begann nun die Untersuchung, welche für die Demagogenverfolger die günstigsten

*) Ich gebe dieses Datum nach einem im Folgenden mitzutheilenden Briefe Reuter's. Nach der gewöhnlichen Angabe in den Biographien wäre er erst im November verhaftet worden.

Resultate lieferte, denn Dambach brachte aus den Inculpaten alles heraus, was er wollte, nicht nur was sie gethan, nein auch was sie gedacht und gefühlt hatten. Als Lohn für diese Aufrichtigkeit spendete er süßen Trost, indem er u. a. zu Reuter äußerte: „Lassen Sie sich immerhin auf die Festung abführen, Sie müssen entschieden an ihr Vaterland ausgeliefert werden.“ Würdig zur Seite stand dem Herrn Criminalrath der später dem Wahnsinne verfallene Referent Tzschoppe, der so lange in den Acten wühlte, bis er endlich den „Conat des Hochverrathes“ ausfindig gemacht hatte. Ihren Bertheidiger durften sich die jungen „Demagogen“ nicht selbst wählen, er wurde ihnen von Gerichtswegen bestimmt. Wie sehr diesen Defensoren das Wohl ihrer Klienten am Herzen lag, beweist die von Friß Reuter gemachte Erfahrung. Sein Anwalt, der ihn versichert hatte, er müßte an Mecklenburg ausgeliefert werden, beantwortete keinen der Briefe, welche der unglückliche Süngling an ihn absandte.

Die Untersuchungshaft in der Hausvoigtei war eine sehr strenge. Die „Hochverräther“ wurden hier wie die gemeinsten Verbrecher gehalten. „Herute reten ut dat schöne, junge, frische Studentenlewen, üm achter Bleckkasten, Slot un Rigel jeden Sünnenstrahl von Leiw tau vermissen, üm as 'ne Dreidörgel, de dagdäglich mit twölw Gröfschen in Pust un in Gang hollen würd, de Melodie uptauspelen, de de Herr Kriminalrath Dambach vört hochpreißliche Kammergericht singen wull, dormit dat hei sin beter Furtkamen finnen wull“, ein hoffnungsberaubter Süngling, ein willenloses Werkzeug hat Reuter hier Seelenqualen erduldet, von denen

uns seine Schilderung in „Ut mine Festungstid“ nur eine schwache Vorstellung verschafft. Was dem Gefangenen das Herz hätte erleichtern können, wurde ihm verwehrt. Er durfte sich nicht aussprechen, nicht einmal schreiben sollte er, was er empfand. So war er denn genöthigt sich heimlich selbst ein Schreibzeug herzustellen. Ein Rienspahn aus der Diele diente als Feder. „Tau Wihnachten hadd ik en por Wallnät kregen, ik hadd de Nättschellen brennt un mi dorut 'ne Ort Tusch maht, mit de hadd ik schrewen, natürlich heimlich! Nicks Böses hadd ik schrewen, nicks, wat gegen de Husordnung was, blot Gedichte — slichte Gedichte, worin de Wuth utbrök, worin de ganze Bitterlichkeit von mine Lag' ludhal' schreg, worin ik dat beten Welt in Grus un Mus tausam schlagen un mi dennahsten as „Herrgott der zweite“ up desen Schutt etabliren wull. Taum Glück för de Welt is dit Allens verluren gahn, un taum Glück för mi klingen dese Gedichte in minen Harten nich mihr wedder, sülwst de Fedder, de Reinspohn, mit de ik dit Allens schrewen heww, un de ik Johre lang as Andenken uphegt heww, is von Mariken Gramkows in Treptow mal as en gewöhnlichen Spohn taum Anbäuten in en Aben vernutzt worden. — Wenn mi äwer Einer mal besäufen süll, denn kann ik em doch wat Schriftlichs ut dese Tid wisen: „die Tochter Sephtas“ von Byron, de ik ut den Gedächtniß dal schrewen heww. — Byron was tau dunmalen min Mann.“ *)

Reuter's Vater wie die Berliner Verwandten des Dichters, unfer ihnen der hochverehrte Schulvorsteher

*) Vgl. „Ut mine Festungstid“. 4. Auflg. pag. 120.

Marggraf, waren währenddeß nicht müßig gewesen, sie hatten schriftlich und mündlich bei der preussischen wie der mecklenburgischen Regierung versucht Frißen's Auslieferung an Mecklenburg zu bewirken. Alles vergeblich; Friß blieb in preussischer Haft und wurde, ehe noch das Urtheil gefällt war *), am 15. November 1834 auf die Festung Silberberg gebracht. Zu den Qualen, welche ohnehin schon die Brust eines lebenskräftigen, lebensfrohen und nun plötzlich von diesem schönen Leben abgeschnittenen Jünglings durchwühlten, gesellte sich die schreckliche Pein der Ungewißheit über die Zukunft. Wie lange noch werden die Richter mit dem Urtheilspruch zögern und was wird ihr Mund ihm dereinst bringen; wird der treue Vater diesem Angriff auf seine Seele widerstehen oder wird er vor Gram in die Grube sinken? Das waren die Sorgen, welche jetzt als unermüdlische Quälgeister in Neuter's Brust ihren Einzug hielten. Die Umgebung konnte auch nicht dazu beitragen, sein Gemüth zu erheitern. Er saß in einer düsteren Kammer, unter ihm brauste und heulte der Sturmwind durch den langen unterirdischen Gang, der sich durch die ganze Festung zog, links von seinem Gefäng-

*) So muß ich entgegen den Angaben Slagau's und anderer Biographen berichten, welche Neuter erst nach dem Silberberg transportiren lassen, nachdem ihm bereits sein Urtheil gesprochen, denn wie aus dem schon erwähnten, bald folgenden Brief des Dichters vom Silberberg d. d. 31. Oktober 1836 erhellt, kannte Neuter damals, also nach fast einjähriger Haft auf dieser Festung, sein Urtheil noch nicht, erwartete es auch nicht vor dem nächsten Jahre. Das Gleiche ergibt sich aus einem im Nachstehenden ebenfalls mitzutheilenden Schreiben des preussischen Justizministers von Kamph.

niß war die Festungskirche, hinter ihm ein dunkles Loch, in welchem der Raubmörder Erner, von dem uns Pitaval erzählt, in Ketten und Banden gefesselt hatte. *)

Es war eine elende, durch körperliches Leiden noch verschlimmerte Lage, in welcher sich der junge Reuter befand, und von der durch sie erzeugten Verzweiflung ist auch der nachstehend wiedergegebene Brief dictirt, welchen Reuter am dritten Jahrestage seiner Verhaftung, am 31. Oktober 1836, an den Vater richtete. Wie aus demselben hervorgeht, hatte Bürgermeister Reuter die Absicht, ungeachtet der Erfolglosigkeit seiner bisherigen Schritte, noch einen neuen Versuch zu machen, um den geliebten Sohn zu befreien oder wenigstens seine Auslieferung an die Regierung des Heimatlandes zu erreichen, und hatte zu diesem Zwecke sich von dem letzteren einige Mittheilungen über seine Theilnahme an den Bestrebungen der Burschenschaft erbeten. Fritz Reuter's Antwort lautete:

Silberberg, den 31. Oktober 1836.

Mein lieber Vater,

Wenn ich dem obigen dato fluchen sollte, so wäre es mir wenigstens zu verzeihen und ich würde es thun, wenn ich nicht bedächte, daß der Tag, der mich vor drei Jahren in den Kerker warf, vielleicht eine Menge von Menschen beglückte; mich hat er namenlos unglücklich gemacht, er hat mir Gesundheit und Lebensglück und was noch schlimmer ist auch Lebensmuth geraubt. Darum bitte ich Dich herzlich, laß Deinen Bestrebungen mir die Freiheit zu verschaffen nur noch einen letzten Versuch folgen und dann höre auf Deine Zeit und Dein Gemüth mit einer Chimäre zu plagen, die ebenso fabelhaft und monströs ist, wie die

*) Bgl. „Ut mine Festungstid“ pag. 28.

der Mythologie. Ich bin auf dem Wege mir einen passiven Ruth zu verschaffen, dessen Höhepunkt völlige Apathie sein wird, und wenn dies Bestreben für einen Menschen, der im Genuße seiner Freiheit ist, etwas Schreckliches und sogar sündliches enthält, so ist es für einen Gefangenen nicht allein zuträglich, sondern, wie ich glaube, mit der Moral völlig übereinstimmend, wenigstens für einen Gefangenen meiner Klasse.

Um dich aber in den Stand zu setzen diesen letzten Versuch zu machen, so will ich Dir, so gut es geht, alle möglichen Materialien zusammengefaßt kurz angeben: Die Mecklenburger sind zu zwei Jahren verurtheilt; aber in Preußen ist es anders. Gleich nach unserer Abführung nach Silberberg fragte B. bei seinem Verteidiger an, wie das Urtheil wohl lauten könne, und erhielt zur Antwort: zwei von den Greifswaldern würden wahrscheinlich zum Tode verurtheilt, er selbst zu 30 Jahren, die andern zu respective 25 und 15; die Senenser sind nun vielleicht noch ärger inculpirt und so komme ich zu dem Schlusse, daß ich wohl ihr Geschick theilen werde; übrigens bin ich vielleicht weniger oder doch nur eben so stark theilhaft, wie die übrigen Mecklenburger. — — [Es folgen hier Notizen über einige andere gleichfalls verhaftete Mecklenburger und ihr Verhältnis zur Senenser Verbindung, welche ich der darin angeführten Namen von noch lebenden Persönlichkeiten wegen unterdrücke. Was für uns daraus wichtig ist, daß Keuter niemals im Vorstande der Germania gewesen hat. Von jenen mecklenburgischen Verbindungsgeoffen meint Keuter dann weiter, müsse ihm auch noch der Umstand zu flatten kommen, daß er in Sena selbst schon zu einer Zeit, wo noch gar keine Untersuchung eingeleitet gewesen, aus der Burschenschaft freiwillig austrat. Ueber die Tendenzen seiner Verbindung fährt er dann fort:] — — „Unsere Absichten waren auf keinen bestimmten Staat gerichtet, sondern auf alle Staaten in Deutschland; ich bin nie mit einer politischen Mission beauftragt und habe nie privatim eine dergleichen ausgerichtet. Ich bin ferner der einzige Ausländer in

Preußen, der verhaftet ist ohne in Preußen studirt zu haben oder der sich politische Verbrechen in demselben hat zu Schulden kommen lassen. Sollte nun der neueste Bundestagsbeschluß in Anwendung gebracht werden, so habe ich keine Hoffnung zur Auslieferung, was aber wohl einen alten Rechtsgrundsatz umstoßen heißt und was natürlich eine unüberwindliche Bitterkeit in meinem Herzen zurücklassen muß.

Alles Obige ist getrenn der Wahrheit gemäß, und Du kannst getroßt jeden beliebigen Gebrauch davon machen. Den Arzt habe ich um ein Attest gebeten, ob er mir eins geben wird und wie dies beschaffen sein wird, weiß ich noch nicht, sobald ich es habe, sende ich es Dir zu. Und nun noch einmal die Bitte, schlägt dieser Versuch fehl, so laßt es gehn, wie es geht, es wäre Unrecht an Dir selbst und an den Schwestern gehandelt, wenn Du Deine Kräfte auf eine hoffnungslose Sache verwenden wolltest, und die, wenn sie gelänge, Dir nur einen Schatten von Deinem frühern Sohn zurückbringen würde.

Schreib mir Neuigkeiten fernerhin von unserer Familie, ich werde Dir darauf antworten und Dein, sowie ihr Andenken wird die einzige Freude für mich sein. Unser Erkenntniß wird hoffentlich zukünftiges Jahr erscheinen, da wird sich ja vieles lösen und aufklären. Am 7. kommenden Monats ist mein Geburtstag (der 4. im Gefängniß); ich werde dann freundlich an Euch denken und an die vielen kleinen Beweise von Liebe, die ich in den Jahren der Kindheit von Euch erfuhr, die gewiß mehr werth sind als alle die schönen Versprechungen, die ich Dir an diesem Tage gemacht habe, und von denen so wenige verwirklicht sind.

Lebe wohl und Grüße an Alle, vorzüglich an Lisette *); was sie mir geschickt, habe ich richtig erhalten.

Dein

F. Reuter.

*) Reuter's Schwester stand damals und bis zu ihrer Verheirathung (1850) dem Hausstande des Vaters vor.

Diesen Brief, - welcher die ganze düstere Seelenstimmung des Dichters widerspiegelt, übergab der bekümmerte Vater seinem Freunde, dem späteren Landdrost v. Lowgow, der in dem Zeitraum von 1833 bis 1848 als erster Beamte des Stavenhagener Domonialamtes fungirte und sich bereits wiederholt für Fritz Reuter in Schwerin verwandt hatte. v. Lowgow ging nun direct an den preussischen Justizminister v. Kämpf in Berlin.

• Aus seinem mir im Brouillon vorliegenden Schreiben, dem der eben mitgetheilte Brief Fritz Reuter's beigelegt war, entnehme ich: v. Lowgow erinnert die Excellenz zunächst an das gemeinsame engere Heimatland Mecklenburg, beruft sich auf seinen, auch dem Minister bekannten Vater und erweckt endlich Reminiscenzen an die Zeit, während welcher v. Kämpf im Hause seines eigenen Vaters, damals ersten Beamten des Stavenhäger Amtes, also in dem jetzt von dem Adressanten bewohnten Amtshause weilte, d. h. an seine Kinderzeit. Dann zur Sache übergehend, bemerkt der Schreiber, daß ihn zu diesem Schritte vor Allem der bemitleidenswerthe Gemüthszustand des tiefgebeugten Vaters veranlasse. Den Sohn kennt er selbst nicht, hörte aber allgemein in Stavenhagen, „daß er eine große Gutmüthigkeit und Herzensgüte stets bethätigt haben soll“. Dem Petenten liegt es nun fern um Gnade für den jungen Reuter zu flehen oder den Lauf der Instanz für ihn hemmen zu wollen, nein, er bittet nur denselben möglichst beschleunigen zu lassen und womöglich in eine Auslieferung des Inculpaten an sein Vaterland zu willigen. „Der Vater“, heißt es dann weiter, „ist darüber, daß das Urtheil über seinen unglücklichen

Sohn immer noch nicht erfolgt, daß er ohne ein solches zu erhalten, schon länger als 3 volle Jahre im Kerker schmachtet und beinahe verzweifelt, tief bekümmert, und wird ihn stiller, tiefer Gram hierüber ohnfehlbar schneller zum Grabe reifen.“ Ueber die bisher in dieser Angelegenheit gemachten Versuche bringt dann der folgende Passus Nachricht: „Da so viele Mecklenburger doch ausgeliefert worden, ihr Urtheil längst empfangen, ihre Strafe beinahe gebüßt haben, so wandte ich mich dieses jungen Reuter wegen zuvörderst an ein Mitglied unserer Regierung in Schwerin und erhielt zur Antwort, daß die Königl. Preussische Regierung auf die Auslieferung des jungen Reuter nicht eingegangen sei, die hiesige diese Sache dormalen habe fallen lassen und der Vater weitere Anträge machen müsse.“ — Das binnen Kurzem, am 25. November, eingegangene Antwortschreiben des Ministers lautete:

Berlin, 25. November 1836.

Eurer Hochwohlgebornen

gütiges Andenken vom 22. d. M. ist mir äußerst erfreulich, wenn gleich die Veranlassung mich tief schmerzt. Ew. Hochwohlgeboren danke ich für das erstere um so mehr, als ich demselben nähere Nachrichten über die Lebensverhältnisse eines alten, mir unvergeßlichen Freundes verdanke und dadurch Gelegenheit erhalte ihm zu einer Laufbahn und zu einer Stelle Glück zu wünschen, die stets in meinen votis carioribus lag.

Schmerzlich ist mir aber die Veranlassung, auch wenn sie meinen alten Bekannten, den Bürgermeister Reuter, nicht beträfe, und auch ich nicht einen einzigen Sohn hätte. Das Unglück der in Untersuchung befangenen jungen Männer und ihrer Angehörigen bekümmert und ergreift mich tief, vielleicht am tiefsten, obwohl ich dazu am wenig-

sten Veranlassung habe, indem ich mir die gewissenhafteste Beruhigung geben kann, daß es an mir nicht gelegen, den schlechten Lehren und schlechten Lehrern bei Zeiten ein solches Ziel zu setzen, was diesem Vorfalle und diesen Bestrebungen der Jugend sehr kräftig vorgebeugt haben würde. Millionen von Thränen würden dann nicht fließen. Seit einer Reihe von Jahren sind mir diese Verhältnisse genau bekannt und gerne entsagte ich der Glorie, daß, was ich als unfehlbar vorher befürchtete, eingetreten ist! Unbewachte schlechte Ausfaat bringt schlechte Früchte. Des jungen Reuters Brief bestätigt letztere. Er gesteht, daß die jungen Solonen in Sena ihre Absichten auf alle Staaten Deutschlands gerichtet hatten, der erste Schritt zur Ausführung dieser Absichten war das Frankfurter Attentat! Eben wegen meiner genauen Kenntniß dieser Verhältnisse bin ich aber überzeugt, daß diese jungen Männer an sich nicht von schlechtem Character, sondern nur verführt und verschoben, eitel und durch schlechte Verführer bis zum höchsten, selbst wahnsinnigen Grade exaltirt waren. Der junge Reuter gehört zu den bessern und weniger gravirten und was er darüber schreibt, ist gegründet.

Sobiel die Untersuchung wider ihn betrifft; so bemerke ich, daß alle diese Umtriebe und besonders die Verbindung, zu welcher er gehörte, durch ganz Deutschland verbreitet war und in ihren einzelnen Abtheilungen innig verbunden war, die Mitglieder also alle Mitgenossen waren, die man daher, wo man sie fand, zur Untersuchung zog, da sie ja, wie Reuter selbst schreibt, gegen alle Staaten Deutschlands, mithin auch gegen jeden einzelnen derselben gefehlt haben. Gegen die Mitglieder der weniger gravirten Verbindungen sind bereits vor acht Monaten zwei Urtheile publicirt; gegen zweihundert und einige Mitglieder der gravirteren Verbindungen wird das Urtheil aber in den nächsten Tagen zur Publication reif sein; Herr Reuter gehört, wie ich höre, nicht zu den Gravirteren, wogegen, wie ich höre, gegen zwei unserer Landsleute die Todesstrafe erkannt ist. Dem jungen Reuter wird übrigens der erlittene Festungs-Arrest

auf die Strafzeit mit angerechnet werden. Vor Publication des Urtheils wird die Königliche Begnadigung nicht eintreten können, ich zweifle nicht, daß sie in größerem oder geringerem Umfange allen zu Theil werden wird, wie deren auch die Mitglieder der geringeren Verbindungen bereits theilhaftig geworden sind und von uns dazu die vorbereitenden Schritte gemacht werden. Ich kann daher dem Vater nur rathen, nach erfolgter Publication sich an des Königs Majestät zu wenden und um Gnade und Milde- rung des Sohns [sic!] zu bitten und dabei sowohl die geringe Complicität desselben als den Umstand, daß er sein einziger Sohn ist, und dann die Bewegungs-Gründe für das Herz anzuführen. Ew. Hochwohlgeboren Zeugniß über die Redlichkeit und Loyalität des Vaters und die Unverdorbenheit des Sohnes wird allerdings von großem Gewicht sein, da die Absicht des ganzen Verfahrens nur ist, endlich Ernst zu zeigen, die jungen Männer zu überzeugen, daß ihre Lehrer an ihnen sündigten, wenn sie ihnen ihre Bestrebungen als nicht strafbar und wohl gar löblich schilderten und um zu verhindern, daß die unverbesserlichen ferner Schaden stiften und unschuldige junge Männer verführen.

Entschuldigen Ew. Hochwohlgeb. die Eile dieser Zeilen; ich erhalte Ihre gütige Zuschrift erst heute und wünsche den alten braven Reuter baldmöglichst zu beruhigen.

Es ist mir angenehm, durch Ew. Hochwohlgeboren verehrliche Zuschrift an eine Gegend erinnert zu sein, an welche ich mit mir so theuren Rück Erinnerungen so oft denke; ich habe in derselben die frohesten Jahre meiner Jugend zugebracht und nach ihr mich mehr zurückgesehnt, als alles dasjenige gewünscht, was die Vorsehung und die Gnade des Königs mir beschieden haben. Es gehört zu meinen angelegentlichsten Wünschen, diese theure Gegend nochmals zu sehen, ihr Werth wird durch Ew. Hochwohlgeboren für mich erhöht werden und dankbar nehme ich daher zum Voraus Ihre gütige Einladung an. *)

*) v. Lowhow hatte v. Kampf zu einem Besuche eingeladen.

Mit vollkommenster Hochachtung habe ich die Ehre mich zu unterzeichnen

gehorfamst
v. Kampff.

N. S. Dem Hr. B.-Mr. Reuter bitte ich mich bestens zu empfehlen.

So wohlwollende und so hoffnungsvolle Worte mußten Balsam in die Wunde des alten Reuter träufeln. Ueber die lindernde Wirkung, welche dieses Schreiben des preussischen Ministers denn auch wirklich auf das Gemüth des unglücklichen Vaters ausübte, äußerte v. Lowprow in seiner Dankagung vom 4. December: „Der Herr Bürgermeister Reuter wird nun mit Ruhe und Ergebung dem bald verheißenen Urtheil seines Sohnes entgegensehen, und dann die Gnade von des Königs Majestät anflehen, die ja so Manchem zu Theil geworden ist, auf die er so vertrauensvoll hofft. Besonders ist dieser so tief gebeugte Vater darüber erfreuet, daß Ew. Excellenzes bestätigen, daß sein unglücklicher, irre geleiteter Sohn nicht zu den gravirteren Mitgliedern jener verabscheuungswürdigen Verbindung gehört.“

Sonderthat mußte der Brief des Ministers von Kampff jeden, der damals überhaupt noch zu hoffen wagte (— und wann thäte das ein Vater nicht!! —), mit neuem Muthe erfüllen. Wenn der in dieser Sache entscheidende Staatsmann, der als schlimmster Feind der sogenannten „Demagogen“ bezeichnete v. Kampff, sich so theilnahmsvoll über die Leiden der „verführten“ Süngelinge im Allgemeinen aussprach und im Speciellen das wärmste Mitgefühl an dem Schicksale des jungen Reuter bekundete, wenn er endlich selbst versicherte:

„Der junge Reuter gehört zu den besseren und weniger gravirten“ und endlich ziemlich feste Aussichten auf die Gnade des Königs eröffnete, wer hätte da nicht hoffnungsvoll in die Zukunft blicken sollen? Wahrhaftig, Niemand konnte ahnen, daß diesem „weniger gravirten“ Jünglinge noch die Strafe der gravirtesten „Hochverräther“, die Todesstrafe, bestimmt würde?

In der Freude seines Herzens schrieb Bürgermeister Reuter an seinen der Verzweiflung nahe geführten Sohn, er möge nur guten Muthes sein, nun müsse sich bald Alles entscheiden und eine Besserung seiner beklagenswerthen Lage eintreten. Gleichzeitig ermahnte er den Gefangenen während der Haft nicht nachzulassen in seinen Studien, und empfahl im Besonderen noch die Lectüre landwirthschaftlicher Werke. Die Landwirthschaft hatte er vermuthlich schon damals als dereinstige Lebensbeschäftigung für seinen Sohn in's Auge gefaßt, falls nämlich diesem durch die Bethheiligung an „hochverrätherischen Bestrebungen“ einerseits und andererseits durch die mit der langen Haft nothwendig verbundene große Unterbrechung seiner Studien eine juristische Carriere im Staatsdienste wirklich unmöglich werden sollte. An diesen Hinweis knüpft eine Neujahrspheantasie auf das Jahr 1837 an, welche Friß am 13. Januar 1837 niederschrieb und seinem Vater demnächst zusammen mit einem Briefe zustellte. Das kleine, höchst ergreifende Stimmungsbild möge hier seinen Platz finden:

Zum neuen Jahre 1837.

Es war Morgen, ich ging aus mein Feld zu bauen und sah auf zur Sonne; die Sonne aber war mit Wolken bedeckt,

Kein Strahl traf mich und traurig ging ich heim; es ward Mittag, ich sah auf zu dem Himmel und bat um die Strahlen, schwärzer waren die Wolken, der Donner rollte in der Ferne, trüber und dunkler ward der Himmel, trüber und dunkler ward mein Gemüth, ich ging wieder heim und klagte laut: Gott, warum verhüllst Du die Sonne! Und als ich am Abend hinsah zur Sonne, war sie wolkenfrei, alle ihre Strahlen hatte sie verschossen und schmerzlos konnte ich ihn sehen, den glühenden Ball, wie er sich hineintauchen wollte in die Fluth des unter ihm ins Unendliche ausgegossenen Weltmeers; aber das war nicht die Sonne, die ich sonst wohl hatte untertauchen sehen am Abend: Flecken störten die Harmonie der Kugel. Ich sah einen großen dunklen Fleck in der Mitte und um ihn drei kleinere und sprach zu mir: das ist das Laster und um ihn Gram, Kummer und Sorge und unten am Rande sah ich einen Fleck, der war ganz schwarz und ich sagte: der heißt Verzweiflung an Dir selbst, oben aber gegen Norden war ein großer leuchtender Punkt, wie ein Stern in der Sonne: das war die Sehnsucht. Die Sonne ging unter und mit ihr die Verzweiflung, das Laster, der Kummer, der Gram, und der leuchtende Rand oben vergoldete die Bogen des Weltmeers und als er versank, röthete sich das Wolkengrau und ein mildes Abendroth strömte vom Himmel auf die Erde. Die untergegangene Sonne aber war das verfloßene Jahr und das Weltmeer die Zeit.

Still ging ich heim und am anderen Morgen war ich auf vor Anbruch des Tages und schauete gen Himmel und wieder bedeckten Wolken denselben und ich begann zu klagen: soll es denn nie anders werden? siehe, da trat ein alter Mann zu mir, legte seine Hand auf meine Schulter und sprach: was klagst Du über die Wolken, kannst Du Dein Feld nicht bestellen ohne Sonnenschein, ist nicht auch Regen nöthig? Darum erhebe Dich, nimm Dein Grabscheit und arbeite; wenn aber die Sonne jene blaue Fläche des Himmels erklimmen hat, dann wird Sonnenschein sein und Freude. Ich aber ergriff mein Grabscheit und glaubete ihm, denn der alte Mann war — mein Vater.

Das war das erste schöne, leider aber mit dem eigenen Herzblute geschriebene Zeugniß für Friß Reuter's später

so oft bethätigte hohe Begabung zum lyrischen Dichter. *)

Nach langem „Hängen und Bangen“ erschien denn auch endlich das Erkenntniß des Berliner Kammergerichts, an dessen Spitze sich damals Herr von Kleist befand, und stürzte Alles jählings zusammen, was die geschäftige Hoffnung des armen Gefangenen in jenen qualvollen Tagen, Wochen und Monaten sich auf dem verlockenden Grunde der von Kampß'schen Versicherungen auferbauet hatte. Der Traum einer baldigen Erlösung, in welchen ihn jene Worte des vielvermögenden Mannes gewiegt, er war plötzlich zerstoßen, und vor ihm stand mit schrecklichem Antlitze die Wirklichkeit, eine noch schrecklichere Zukunft verkündend. „Zum Tode verurtheilt“, so lautete der Richterspruch; nicht zum Tode auf dem Schaffot, den hatte ihm die „oberrichterliche Gewalt“ Friedrich Wilhelm's III. erlassen, aber zum langsamen Dahinwelken in Kerkermauern, zum allmählichen Absterben für die von seinem jugendlichen

*) Eine Abschrift dieser Phantasie wie des vorhin wiedergegebenen Briefes von Friß Reuter befindet sich neben dem Originalschreiben des Justizministers v. Kampß und den Brouillons der v. Lowchow'schen Eingaben in einem, den Titel »Acta, betreffend den, wegen demagogischer Umtriebe verhafteten einzigen Sohn des Herrn Bürgermeisters Reuter zu Stavenhagen, auf der Festung Silberberg befindlich,“ tragenden Fascikel, welches unter den nachgelassenen Papieren des im Jahre 1864 in Doberan verstorbenen Landdrosten v. Lowchow angetroffen wurde. Dieselbe wurde mit von dem Schwiegersohne des Verstorbenen, dem Herrn Oberforstmeister A. v. Wiedede zu Doberan „zur unbeschränkten Benutzung“ gütigst zugestellt, von welcher Erlaubniß ich im Vorstehenden Gebrauch gemacht habe.

Herzen so heiß geliebte Welt und für sich selbst; dreißig Jahre Festung sollten sein Loos sein. Er mußte es theilen mit der Mehrzahl seiner Leidensgefährten, nur vier, über welche die geschärfte Todesstrafe verhängt war, wurden zu lebenslänglicher Haft verurtheilt. Das Leben also hatte die königliche Gnade allen den armen Idealisten geschenkt, insofern hatten sich die Hoffnungen, welche v. Kampff und nach seinem Rathe Andere darauf gebauet, verwirklicht, aber vor diesem Leben hätten die meisten jener Verurtheilten einem schnellen Tode den Vorzug gegeben.

„So'n Present“, sagt Fritz Reuter über diese Begnadigung *), „kann Keiner richtig taxiren, as Einer, de all drei Johr un irst drei Johr seten hett. De Utsicht was slimm, de Innsicht slimmer.“ Es kam hinzu, daß man unserm Dichter nirgends lange Ruhe gönnte, er wurde von einer Festung zur anderen transportirt. War er irgendwo „warm“ geworden, hatte er Universitätsfreunde wiedergefunden oder sich neue Freunde erworben, so konnte er sicher sein, daß auch binnen Kurzem die Ordre zum Umzug in ein anderes Gefängniß erfolgte. Zunächst ging es im Februar 1837 vom Silberberg nach Glogau, wo er jedoch nur 6 Wochen verweilen durfte, um dann bei graufigem Wetter die lange Reise nach Magdeburg anzutreten. Und wie beschwerlich war diese Tour! „Ämmer von landrätthlich Amt tau landrätthlich Amt, männigmal of blet man taum Herrn Burmeister. Ball en Fautschandor mit Schapshinken un „Seitengewehr“ in den Wagen, ball

*) Vgl. „Ut mine Festungstid“ pag. 2.

en „Berittenen“ mit Elepfäwel un Pistolen buten den Wagen. — Wenn mi dit letzte Glück drop, hadd ik vel Bergnäugen un Dgenweid'; denn wenn min Schandor tau Pird so rechtich un linksch von den ollen Planwagen, in den sei mi as affschreckend Bispill in den Lan'n herümmerkarjoltten, herümmerflankirte, un de Fuhrmann in en Eikenwagen-Schritt dörch de Dörper un Städter hendörch paradirte un taulegt bi 'n Wirthshus anhöll, denn drängt sik Allens üm uns rüm un befel mi, dat ik mi sülwst ordentlich gefährlich vorkamm un tau gliker Tid gruglich, as wenn ik bi lewigen Eiw späuken ded un mit minen Kopp unner den Arm mang all de Minschen herümgüng. — Ja 't was en wirklich fierlichen Uptog, un dat fühlten sülwst de lütten Stratenjungs, de uns ümmer dat Geleit gewen un mi mit allerlei Threntitel begrüßten, de sik up en Hor as „Spighauw“ anhürten.“ *) Aber auch die heitere Seite fehlte diesen so deprimirenden Transporten nicht. Hatte der Gefangene das Ziel seiner Tagesreise erreicht und sich bei dem Herrn Landrath oder Bürgermeister gemeldet, so wurden ihm zwei ehrwürdige Bürger als Wache in sein Wirthshaus mitgegeben, „dat sei mi de Nacht äwer von ehren Taback wat vörröföern füllen un nebenbi dorup seih'n, dat ik nich weglep un den königlich preußischen Staat an alle vier Ecken anstickte.“ In der Regel waren es gemüthliche alte Herren, kleinstädtische Philister von der besten Sorte, die in ihren naiven Fragen und nicht minder naiven

*) Vgl. zu dieser Stelle wie zu den nachfolgenden Citaten „Mit mine Festungstid“ pag. 49 und 50.

Ansichten dem zum Leben eines Ahasverus verdamnten Humoristen einen köstlichen Labetrunk auf dem ihm vorgezeichneten dürrn Pfade darbrachten. „Keinen einzigen heww ik dorunner drapen, de nich taulegt, wenn ik mit Fragen binah dod quält was, mi 'ne wollflapende Nacht wünscht un as lestes Wurt de Ansicht utspraken hadd: „Se, äwer unsern König hewwen Sei doch dodmaken wullt.“ Währenddes wurde der begleitende Gendarm unten im Gastzimmer nicht weniger scharf in's Verhör genommen, nur daß das Antwortgeben, welches die Ehrenwächter als „verfluchte Pflicht und Schuldigkeit“ betrachteten, hier als eine Gefälligkeit erkannt und als solche durch entsprechende Quanten geistiger Getränke belohnt und in Fluß gehalten wurde. „Unner uns, in de Wirthstuw, seten denn de Hunneratshonen von de Stadt un nödigten sik den Schandoren rinne, un de müßte vertellen un drinken, un wat hei vertellte un wat hei drümk, müßte ik Allens mit minen ihrlichen Namen betahlen.“

Endlich, am zweiten Tage nach dem Osterfeste, wurde Magdeburg erreicht. Die Zelle, welche dem Gefangenen hier im Inquisitoriatgefängnisse angewiesen wurde, sah seinem Arrestlokale in der Hausvoigtei sehr ähnlich und war im ganzen Hause dadurch bekannt, daß weder Sonne noch Mond in dieselbe schienen. Das kleine, $1\frac{1}{2}$ Fuß hohe und ebenso breite Fenster war dicht unter der Decke nach Norden angebracht und auf beiden Seiten mit „Scheuklappen“ versehen. In der zwölf Fuß langen und sechs Fuß breiten Behausung fand sich kein Ofen, man hatte Lustheizung eingerichtet, und nun strömte die warme Luft von Oben durch eine

Deffnung in der Wand und ebenso die kalte von Unten ein, „so dat wi ümme kolle Fäut un en recht warmen Kopp hadden, wat för de Gesundheit sihr taudränglich sin fall.“

Die Behandlung entsprach den Lokalitäten, welche man den „Hochverräthern“ zum Aufenthaltsort bestimmt hatte. „Unselige Mensch! wo kümmt Du hir her“, hatten ihm seine schon vor ihm auf diese Festung gebrachten Freunde bei der ersten Begegnung zugerufen, und das Bild, welches sie selbst ihm darboten, mußte ihn allerdings von vornherein mit trüben Ahnungen erfüllen, die sich leider nur zu sehr bestätigen sollten. Was war aus so manchem einst lebenslustigen und lebenskräftigen Jünglinge geworden?! Bleich, abgezehrt, körperlich und geistig gebrochen, war er „de utbrennte Raht, de Asch von sinen vörigen Lewen“. — Der erste Commandant der Festung, Graf v. H., ein Spielcamerad Friedrich Wilhelms III., hielt es für seine Pflicht, die „Demagogen“ zu hicaniren, wo und wie er nur konnte, und sein ständiger Aerger war, daß über die jungen Leute keine Beschwerden eingingen, er hätte sonst ihnen schon zeigen wollen, „wie man mit Hochverräthern umgehen muß“. Der zweite Commandant, Oberst von B., und der Platzmajor, wohlwollende Leute, konnten des ersten Commandanten wegen nichts zum Besten der Gefangenen thun, und der Inspector, ein guter Mann, befand sich zwischen zwei Feuern. Nach Oben hin hatte er sich vor dem Grafen v. H. in Acht zu nehmen und nach Unten vor dem Schließer D... mann, einem Menschen von dem niedrigsten Charakter, der den Spion des ersten Commandanten

spielte und einen großen Haß gegen die „Demagogen“ hegte.

Wirklich gestaltete sich denn auch die erste Zeit in Magdeburg für unsern Dichter sehr ungünstig, namentlich versuchte der eben erwähnte Schließer ihn auf jede Art zu schuhriegeln; er würde auch „diesen kraßbürstigen Kerl“ wohl noch „zähm“ kriegen, hatte er geäußert, nachdem ihm dies schon mit so vielen andern gelungen. Aber die Sache kam umgekehrt. Nicht Neuter, sondern der Wärter wurde gezähmt. Ein Pfund Taback bändigte den „kleinen Tyrannen“, der von nun ab und nachdem ihn unser Dichter obendrein noch bei einem Cigarrendiebstahl ertappt, die Hausordnung ganz außer Augen setzte und seinem Gefangenen immermehr Freiheit gestattete. Die Veränderung in dem Benehmen des gefürchteten Schließers blieb natürlich auch nicht ohne günstigen Einfluß auf den Inspector, welcher, befreiet jetzt von der Furcht vor dem denunciationsbereiten Unterbeamten, auch seinerseits bestrebt war, dem Jünglinge die traurige Lage möglichst zu erleichtern. Neuter begann nun ein den Umständen nach recht gemüthliches Leben zu führen, besonders da ihm auch Schreibzeug und Zeichengeräthe wieder ausgeliefert wurden und er sich jetzt der geliebten Kunst von Neuem widmen konnte. Portraittiren bildete denn auch seine Hauptbeschäftigung; er portraittirte Alles, was sich nur dazu hergab, und wußte sich durch diese Bilder manchen Freund zu erwerben.

Zeitungen und Bücher — Fachwerke allein ausgenommen — waren den Gefangenen gänzlich ver-

boten *), und so wären dieselben wohl über den Gang der Welt völlig im Dunkeln geblieben, hätte nicht zuweilen dieser oder jener befreundete Beamte einige Neuigkeiten für sie eingeschmuggelt. Durch einen derselben erfuhren sie nun im Herbst des Jahres 1837, es werde intendirt, bei dem nahe bevorstehenden vierzigjährigen Regierungsjubiläum Friedrich Wilhelms III. die Begnadigung der „Hochverräther“ im preussischen Staatsrathe zu beantragen. Ein neuer Hoffnungs-schimmer fiel in die Kerker der unglücklichen deutschen Jugend, wieder glaubten die schwergeprüften Idealisten die Stunde der Befreiung nahe. Aber wieder sollten sie bitter getäuscht werden. Allerdings wurde ihre Angelegenheit im Staatsrathe zur Verhandlung gebracht, aber der Präsident desselben, der bald darauf verstorbene Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, sprach sich auf das Entschiedenste gegen eine Freilassung der „Königsmörder“ aus, seine Stimme gab den Ausschlag, und die armen Gefangenen waren um eine

*) Friß Reuter erzählt im Kap. 9. von „Ut mine Festungstid“, daß der Herr Commandant zweien vor ihm dort internirten „Demagogen“, von denen der eine sich Brockhaus' Conversationslexicon, der andere einen Atlas der alten Welt hatte anschaffen wollen, einen abschlägigen Bescheid ertheilt habe, weil ersteres „revolutionaire Artikel“ enthalte und „Landkarten überall nicht zu gestatten wären, weil sie einem Fluchtversuche Vorschub leisten könnten“. Eine Geschichte, über welche man lachen könnte, wenn sie nicht gleichzeitig ein grelles Licht würc auf die Methode, nach welcher hier wissenschaftlich gebildete junge Männer behandelt wurden unter Leitung eines Mannes, der eben weiter nichts war als ein „Demagogenfeind“.

Enttäuschung reicher. „Dat hett em denn nu grad nich vele frame Wunsch von uns indragen.“

Körperlich leidend waren die jungen „Demagogen“ damals mehr oder weniger alle, und daher gab es immer einen Grund für den menschenfreundlichen Stabsarzt, einige derselben auf eine Zeitlang aus den dumpfen Kerker des Inquisitoriums in das Lazareth zu versetzen, wo sie bei besserer Nahrung und gesunderer Luft auch ein freieres Leben erwartete. Endlich wurde dort auch für Friß Reuter eine Stelle disponibel, und unser Dichter, an welchem die Leiden des Gefängnisses, einen so starken Widerstand ihnen auch seine außerordentliche Körperconstitution leistete, doch nicht spurlos vorübergingen, konnte seiner Zelle, welche er seit einiger Zeit mit einem Universitätsfreunde theilen durfte, vorläufig Lebenswohl sagen. Diesen Aufenthalt im Lazareth benutzten zwei der „Hochverräther“, Wagner und Reinhard, um mit Hülfe eines früheren, vor einem Vierteljahre freigelassenen Gefährten, welcher sich jetzt für seine Leidensgenossen aufopferte, auf ziemlich romantische Weise nach England zu entfliehen. Der Commandant war außer sich, und die nächste Folge war, daß die Gefangenen, drei schwerranke ausgenommen, in das Inquisitorium zurückgebracht wurden, wo nun auch die früheren Zugeständnisse von den eingeschüchternen Untergebenen des erbosten Herrn Grafen v. S. wieder zurückgenommen werden mußten. Die Schuld für diesen Vorfall, der dem Herrn Commandanten eine bedeutende „Nase“ einbrachte, suchte der brave Demagogenbezwinger dem Stabsarzt in die Schuhe zu schieben, weil dieser „gesunde Leute in's Lazareth aufgenommen“.

Er hatte sich aber in seinem Manne geirrt, denn der Stabsarzt beantragte eine Commission zur Untersuchung des Gesundheitszustandes der inhaftirten Jünglinge. Die Commission trat zusammen, und das jeden Menschenfreund erschütternde Resultat dieser Nachforschungen lautete: „Den politischen Gefangenen im Inquisitoriat fehlt es an den drei nothwendigsten Lebensbedingungen, an frischer Luft, an Licht und Wärme; auch ist das Trinkwasser, da es Flußwasser von unterhalb der Stadt ist, nicht zu genießen.“ Nach drei Jahren also kam man zu der Erkenntniß, daß für die Gefangenen in diesem Gefängnisse die nothwendigsten Lebensbedingungen fehlten. Minister, Generäle, Obersten und Aufseher waren in denselben Räumen jahrelang umhergegangen, sie mußten doch ebenso gut überall die mangelhaften Einrichtungen u. s. w. gesehen, dieselben den Cloaken wie den Schornsteinen einer naheliegenden Eisengießerei entsteigenden Dünste gerochen haben, „unfeinen was insallen, dat wi, wenn wi dörtig Sohr afsitten füllen, doch ok dörtig Sohr lewen müßten“. So äußerte sich noch nach langen Jahren voll Bitterkeit unser Dichter in „Ut mine Festungstid“.

Möglicher Weise in Folge des Aergers über die so erlittene Niederlage starb der erste Commandant General Graf v. S. bald darauf, die zum Theil vielleicht für immer unglücklich gewordenen Jünglinge als trauriges Andenken an die Zeit seiner Herrschaft hinterlassend, und es schienen nun bessere Zustände auf der Festung Platz greifen zu wollen. Unser Dichter sollte jedoch diesen Wandel nicht mehr recht kennen lernen, denn als im Februar 1838 eines Abends bei den

Gefangenen Rundfrage gehalten wurde, ob wohl einige von ihnen bereit seien am nächsten Morgen nach einer anderen Festung abzureisen, meldeten sich, trotz des garstigen Schneewetters, als die beiden einzigen Reiselustigen Friß Reuter und ein ihm sehr nahestehender Freund. Reuter hatte nicht lange überlegt; er war nun schon in soviel Gefängnissen gewesen, hatte es bald gut, bald schlecht gehabt, vielleicht fand hierin ein regelmäßiger Wechsel statt und er ging jetzt wieder dem Besseren entgegen, jedenfalls aber konnte er noch schlechter als hier nirgends gehalten werden. So fuhren denn die beiden Freunde am andern Morgen auf gut Glück ihrem unbekanntem Ziele entgegen.

Sie hatten gehofft dem Besseren zuzureisen, aber Täuschung war ja nun einmal das Loos dieser „politischen Verbrecher“. Nach langer und beschwerlicher Fahrt hielt endlich der Wagen in Berlin vor der Hausvoigtei. Was unser Dichter empfunden beim Wiedersehen dieses verhaßten Gefängnisses, welches der Ausgangspunkt seiner ganzen Festungsqual gewesen, hat er uns selbst in seiner „Festungskid“ auf das Ergreifendste geschildert. — — „wenn Einer up en Flagg kümmt, wo sin Hart mal mit Häuten peddt is, wo nicks, rein gor nicks von Gotts-Segen un Minschen-Fründlichkeit up em follen is, denn frempt sik sin Hart üm, un denn is dat Wedderseihn Gift.“ — — Eine solche Stelle aber war die Hausvoigtei. Hier hatte er, wie wir wissen, qualvolle Tage und noch qualvollere Nächte erduldet, hier hatte man ihn wie einen gemeinen Sträfling behandelt, war ihm mit eifriger Kälte und raffinirter Grausamkeit begegnet. Die Erinnerung rief

alle die Bilder aus der Zeit vor 5 Jahren wach, als er dies unansehnliche, graue Haus wieder erblickte, in welchem jetzt als Hausvoigt der Herr Criminaldirector Dambach residirte. Die verruchten Demagogen hatten ihm wenigstens nur Gutes gebracht, ihr Unglück sollte sein Glück werden.

Die Zelle, in welche der Inspector, eine widerliche Persönlichkeit ohne jede Gefühlsregung und des bittersten Hohnes fähig, die beiden Gefangenen führte, war dieselbe, welche Fritz Reuter vor 5 Jahren innegehabt hatte. Verbessert war seitdem nichts in ihr, wohl aber war eine Verschlechterung eingetreten, denn der Strohsack auf dem Bettgestell fehlte. Die beiden Freunde mußten sich also entschließen, die Nacht in dem kalten Raume auf der bloßen Erde zu verbringen, sie ertrugen diese Beschwerlichkeit in der Hoffnung, daß sie ja höchst wahrscheinlich doch nur diese eine Nacht dort verbleiben sollten. Wieder eine vergebliche Hoffnung. Noch drei Nächte sollte Reuter in diesem Gefängnisse die schwersten Seelenqualen erdulden, während sein Freund einem heftigen körperlichen Leiden zu erliegen drohte. Umsonst waren Fritzens Bitten um ein Bett oder wenigstens einen Strohsack; der Herr Criminaldirector hätte nichts davon bestimmt, war die gelassene Antwort des grinsenden Inspectors. Der Dichter und sein Colleague hatten noch Geld mitgebracht, welches sich in den Händen des „Dnkels Dambach“ befinden mußte. Von dieser Summe, meinte der erstere, könne ja doch die Ausgabe für ein Bett bestritten werden, wenn ihnen auf Kosten der Hausvoigtei-Verwaltung ein solches nicht geliefert werden dürfte. Neuer Abschlag; der

Inspector erwiderte mit seinem stereotypen Grinsen auf diesen Vorschlag, der Herr Criminaldirector habe bestimmt, daß sie sich die Miethsgebühren für ein Bett von ihrem Tractament absparen sollten. Das war grausamer Hohn, der uns heute noch das Blut in die Wangen treibt! Bestand doch dieses Tractament in fünf Silbergroschen täglich, wofür die armen Opfer Morgens eine Portion Caffee zu vier Silbergroschen und für den übrigen Theil des Tages ein Groschenbrod zu erschwingen vermochten. Wie der Herr so die Diener; kein Wunder daher, wenn selbst einer der Kammergerichtsboten sich ein Vergnügen daraus machte die Dual der Gefangenen noch zu erhöhen. Als Reuter ihn fragte: „Wissen Sie nicht, wie lange wir hier noch bleiben?“, antwortete er wider sein besseres Wissen mit charakteristischem Lächeln: „Sie bleiben immer hier. Glauben Sie, daß der König alle diese großen Gebäude hier leer stehen lassen will? Nein, Sie bleiben hier und Ihre Cameraden kommen alle nach.“ Die Wirkung dieser Unwahrheit auf das verzagte Gemüth unseres Freundes schildert er uns selbst, wie folgt: „Ik kann 't un will 't nich striden, dat ik mi von de gründliche Gemeinheit von desen Kirl in 't Buds'hurn jagen let — so 'n Gefangen is gor tau zag, un drei Dag' Water un Brod, dat Eiggem up den Fautboden un de bittere Küll maken grad of nich vel Kurasch' un ik glöwte, hei redte de Woohrheit un ik verfirte mi dägern doräwer, velmihr as dunnmals, as sei min Dodsurthel spraken hadden. Dat was en Dgenblick Sak, un dit was 'ne lange, lange, allmältige Dodquäleri. 'T giwot man wenig Minschen in de Welt, de en Begriff dor-

von hemwen, wat dat heit, wenn Einer up Staatskosten langsam tau Dod quält ward. Mäglich was 't, de Anfang was ja all maht, un worüm süllen sei de Saß nich wider bedriwen. — Ach! mi was slicht tau Sinn; äwer dat vulle Unglück süll irst losgahn: min olle leiwe Kapteihn hadd de ganze Geschicht anhürt, un wat för mi 'ne jammervulle Dual was, künn för em tau en döblich Gift warden."

Nachdem sich Neuter noch mit einer Beschwerde über diese inhumane Behandlung an das Kammergericht gewandt, nachdem er darauf von Neuem eine entsephliche Nacht — die vierte seit der Einlieferung — in diesem Kerker durchwacht hatte, schlug endlich die Erlösungstunde. Die beiden Gefangenen erhielten die Ordre, sich zur Weiterfahrt bereit zu halten, und leisteten diesem Befehle mit freudiger Hast Folge.

„Weg! — Weg! — Wohin? — Wie wüßten 't nich, äwer man weg! — Weg! von den Kirl, de uns up Lebensstiden unglücklich maht hedd! Weg von den Kirl, de sin Freud doran hatt hedd, uns ahn Urfak bet up 't Bland tau quälen!“ — Der ehrenwerthe Criminaldirector Dambach, der für Neuter niemals zu sprechen war, hatte übrigens in diesen Tagen seinen früheren Missethater an dem jungen Dichter noch eine neue hinzugefügt. Er hatte nämlich den unglücklichen Vater, welcher in dieser Zeit nach Berlin gekommen war, um abermals Schritte für die Befreiung seines Sohnes zu thun, den alten schwergebeugten Mann nicht zu dem Sohne gelassen, nur damit letzterer sich nicht an der väterlichen Brust einmal ausweinen könnte.

In der Hausvoigtei hatten Neuter's Leiden ihren Höhepunkt erreicht, von nun ab sollte sich sein Gefangenleben freundlicher gestalten. Nach einer achtundvierzigstündigen Extrapostfahrt gelangten die beiden „Verbrecher“ nebst ihren Begleitern, den Gendarmen Nehse und Winkler, unter strömendem Regen am Ufer der Weichsel an, wurden nicht ohne Lebensgefahr übergesetzt über den eistreibenden Strom und standen bald darauf vor dem Commandanten von Graudenz, General v. L. . . , dessen Aeußeres schon Hoffnung erweckend war. „In der fast colossalen Gestalt, in den biedereren, ernstern Gesichtszügen sprach sich eine wohlwollende Menschenfreundlichkeit aus, die mir bei andern Demagogenfressern seines Geschlechts nie vor Augen gekommen war.“ Der äußere Schein sollte hier nicht trügen: es war wirklich ein liebenswürdiger, humaner alter Herr, der die „Hochverräther“ mit den freundlichen Worten empfing: „Ich seh' aus Ihren Papieren, daß Sie ordentliche Leute sind, und Sie sollen's hier auch gut haben, denn meine Sache ist es nicht, Leute, die im Unglück sind, noch mehr hinunterzutreten. Sie sind von Ihren Cameraden, die mir angemeldet sind, hier zuerst angekommen, ich will Ihnen deshalb die Erlaubniß geben, von den Kasematten, die für Sie bestimmt sind, sich die auszusuchen, die Ihnen am besten scheint. Haben Sie aber eine gewählt, dann müssen Sie sie auch behalten; denn für die Fickfacereien bin ich nicht.“ Das war ein freundlicher Anfang, und der Verlauf entsprach diesem günstigen Beginn. Die „Demagogen“ führten in Graudenz ein gemüthliches, zuweilen sogar sehr fideles Leben. Die dort zugebrachten Tage haben

bei Reuter anscheinend die angenehmsten Erinnerungen an seine Festungszeit zurückgelassen, denn ihrer hat er wiederholt voll heiterer Laune gedacht, einmal in einer hochdeutschen Skizze des später von ihm herausgegebenen Unterhaltungsblattes und dann in seiner vortrefflichen „Festungstid“. Die erstere Darstellung trägt den Titel: „Eine heitere Episode aus einer traurigen Zeit“, und das ist auch die richtige Bezeichnung für seine Graudenzer Gefangenschaft.

Aber Reuter's Glückstern war jetzt wieder im Aufsteigen begriffen, sein Loos sollte sich noch freundlicher gestalten. Nachdem die mecklenburgische Regierung wiederholt ohne Erfolg die Auslieferung unseres Freundes verlangt hatte, verwandte sich endlich der hochselige Großherzog Paul Friedrich, der Schwiegersohn Friedrich Wilhelms III., persönlich an den letzteren und erreichte, daß Friß an Mecklenburg ausgeliefert wurde, zu einer Freilassung des „Demagogen“ konnte sich der König auch jetzt noch nicht entschließen und behielt sich das Begnadigungsrecht vor. So mußte denn Friß Reuter einer neuen Haft entgegengeführt werden, aber er durfte jetzt doch wieder zurückkehren in sein engeres Heimatland, und damit war in seinen Augen schon viel gewonnen. Lachte ihm auch noch nicht die Freiheit, durfte auch Paul Friedrich sein edles Werk nicht vollenden und den Unglücklichen dem bürgerlichen Leben zurückgeben, wartete seiner auch ein neuer Kerker, er war nach langem, grausamem Herumzerren in fremdem Lande doch wieder auf Mecklenburgs Boden und dachte bei sich: „wenn Du man irst dor büst, denn ward 't of woll nich so heit eten, as 't upfüllt is“.

Nachdem Reuter noch Urphede geschworen, also gelobt hatte, nie wieder preussisches Gebiet zu betreten, begann im Juni 1839 von Neuem die Reise. Herzergreifend hat uns der Dichter in seiner „Festungstid“ den wunderbaren Eindruck geschildert, welchen auf dieser Fahrt der Anblick eines Waldes auf ihn machte, des ersten Eichengrüns, welches er seit sechs Jahren schauete. „Un den annen Dag [— d. h. nach dem Abgange von Graudenz —] kemen wi in en Holt, 't was en Eikwald, in söß Johr hadd ik keinen seihn. — „Ach“, säd ik tau den Schandoren, „will'n Sei mi 'ne Freud maken? Laten S' uns dörch dat Holt gahn.“ — Un de Schandor ded't, un de Postilljon bloß sin lustig Stückchen, un dat Holt röl as idel Mäsch, un de Post dehnte un widete sik, un de Bottervögel spelten in de Sünn — dor was en Swalwenswanz, dor en Schillerfalter, dor en Sülwerstrich! — en Kind kunn Einer warden, en wohres Kind! Un as wi ut dat Holt kemen, dunn lag dor linksch en wittes Klewerfeld, en Saatklewerfeld, un dat röl so säut, so säut as idel Honnig, un de Immen, de drögen so flitig, as Husfrugens, un sumnten vör sik hen, as junge Mätens, wenn sei en Lid anstimmen willen, wat Harten rühren un gewinnen will; un äwer Allens lüchte Gottesfünn in den Jehannsmund! — Ik smet mi hen up de Grauwemburt, un de hellen Thranen lepen mi in den Bort, un de Schandor stunn dorbi un säd, wi müßten wider, un de Postilljon lurte all. — Un wat was 't denn ok? — In acht Dagen was dat Klewerfeld 'ne Stoppel, un de Immen drögen anners wo her, un de Eikwald lagg achte uns, un denn satt ik in Däms. — Äwer

in söß Fohren taum irsten Mal!" — Bevor aber Reuter Dömiß erreichte, mußte er noch einmal Berlin berühren. Diesmal wurde ihm ein Quartier in der Stadtvogtei angewiesen, wo es, obgleich dort außer ihm nur noch Spießbuben logirten, ihm doch besser gefiel als in „Dnkel“ Dambach's Palais. Nach drei Tagen ging die Fahrt weiter. Immer freudiger schlug das Herz des armen Gefangenen, je näher sie der mecklenburgischen Grenze kamen, und als sie dieselbe bei Warnow überschritten, da jubelte sein Herz: „Adjüs of Preußen!" — Als ein glückliches Omen durfte es Reuter betrachten, daß der erste Beamte, mit welchem er auf mecklenburgischem Grund und Boden zusammenkam, einer seiner besten Freunde war. Man kam nämlich am ersten Abende bis Grabow, und hier wurde Friß an seinen treuen Leidensgenossen aus der Pärchimer Examenzeit, an den Bürgermeister Franz Floerke abgeliefert. Es war ein frohes, herzliches Wiedersehen, welches die beiden Freunde nach langer Trennung feierten. Natürlich blieb der Dichter die Nacht im Hause seines Freundes, dem angenehmsten Arrestlokale, welches ihn bisher beherbergt, und beim Glase Wein wurden die Erinnerungen aufgefrischt an langvergangene frohe Zeiten und an die eben verfloffenen Jahre, die dem einen bittere Leiden, dem anderen Amt und Würden gebracht. „Äwer den Abend wull de Schandor ganz utenanner gahn, as hei hürte; dat de Burmeister sit mit den Bagelbunten duchte, un as hei sach, dat hei mit em 'ne Bubbel Win drümk; hei kreg 'ne slichte Meinung von de meckelbörgschen Beamten, äwer mitdrinken ded hei doch.“

Am anderen Tage traf man in Dömitz ein. Das von trostloser Haidegegend umschlossene Dömitz („Däms“) hat schon lange seine Bedeutung als Festung verloren, wird dieselbe auch trotz seiner günstigen Lage schwerlich jemals wiedergewinnen und ist in der Geschichte am bekanntesten geworden durch die Ueberrumpelung seitens des Schill'schen Corps im Jahre 1809 und die darauf folgende Belagerung durch die französisch-holländischen Truppen, deren Geschosse zwei Drittel der Stadt völlig in Trümmer legten. Auch zu Reuter's Zeit schon war „Däms“ in kriegerischer Hinsicht eine Curiosität und ihre Besatzung bestand meistens in Invaliden, welche die damals noch in Dömitz (— jetzt in Dreieberg —) internirten Staatsgefangenen bewachten. *)

Reuter's erster Gang in der freundlichen Stadt war zu seiner guten Tante, welche dort als Wittwe des uns schon bekannten, früh verstorbenen Rectors Reuter lebte und den schwergeprüften Neffen mit größter Zärtlichkeit empfing. Ein gleich freundliches Willkommen ward dem jungen „Demagogen“ bei dem Commandanten v. Bülow zu Theil, der „schon lange auf ihn gelauert hatte“ und ihm sofort mit einem Bierglase voll landesüblichem „Rodsphohn“ unter die Augen ging. Der Oberstlieutenant v. B. war in seiner

*) Die noch immer erhaltene, neuerdings sogar restaurirte Citabelle enthält jetzt die Militärstrafanstalt und eine Pfllegeanstalt für unheilbare Irren. — Die Stadt Dömitz, durch die Bahnverbindung jetzt mehr in den großen Verkehr eingeführt, verdankt ihr heutiges freundliches Ansehen größtentheils jener verheerenden Belagerung, welche umfangliche Neubauten und bessere Anlage der Straßen zur Folge hatte.

Art ein Original, und nicht minder originell war der Premierlieutenant Kobel, beide allen Lesern der „Festungstid“ wohl bekannt durch die humoristische und dabei doch so liebevolle Schilderung, welche uns Fritz Reuter in jenem Werke von ihnen entworfen hat.

Gleichsam als wollten sie wieder gut machen, was so viele ihrer preussischen Kollegen versehen, bemühten sich die beiden wackeren Männer unserm Freunde das Leben so angenehm zu gestalten, wie es die Verhältnisse nur irgend erlaubten. Sein Arrestlokal, das erste ohne „eiserne Gardinen“, war für ein Gefängniß recht geräumig und, unter Mitwirkung der Tante, ganz comfortabel hergerichtet, so daß sich der Gefangene darin sehr gemüthlich fühlte. Mit altem Eifer wandte sich unser Fritz auch hier wieder seiner Zeichenkunst zu, und mehre aus der Erinnerung gezeichnete, überraschend ähnliche Portraits von Bekannten aus bereits lange vergangener Zeit, z. B. aus der Pachtimer Schülerperiode, bekundeten von Neuem sein wirklich beachtenswerthes Malertalent wie andererseits die bereits mehrfach hervorgehobene Stärke seines Gedächtnisses. Diese Geschicklichkeit im Zeichnen machte ihn der Familie seines braven alten Beschüßers zu einem nur noch liebweren Gaste, als er es ohnehin schon war, und, hat mir ein Freund des Dichters richtige Mittheilung gemacht, so mußte Reuter die Bilder von fast allen Familienangehörigen des Oberstlieutenants zu Papier bringen. Von der Freiheit, die unser Fritz in „Däms“ genoß, giebt uns der Bericht eines seiner Schulcameraden, welcher ihn im Sommer 1840 dort besuchte, eine deutliche Vorstellung. „Als wir gegen Mittag“, schreibt mir dieser

Jugendgenosse, „auf der Festung nach Reuter fragten, war er in die Stadt gegangen; später suchte Fritz uns im Gasthose auf, führte uns in der Stadt und Festung umher und selbstverständlich auch in sein Gefängniß, ein als Gefängniß allerdings comfortables Gemach.“ Besuche durfte der Gefangene überhaupt so viel und so oft empfangen als es ihm beliebte, und so konnte Reuter denn beinahe vergessen, daß er sich noch immer in Haft befand. Daß ihm dies nicht völlig gelang und bei seinem hochentwickelten Freiheitsgefühl auch nicht gelingen konnte, sagt er selbst in „Ut mine „Festungstid“: „It satt hir in Däms nu noch äwer swirsitel Johr un vel let sik dorvon noch vertellen; äwer 't würd in'n Ganzen dorup heruter kamen, dat mi de mecklenbörgsche Regierung allens Mägliche tau Gauden bed, un dat ik 't bi minen ollen braven Kummantanten so gaud, as Kind in den Hus' hadd; äwer wat helpt dat All? de Freiheit fehlte, un wo de fehlt, sünd an de Seel de Sehnen dörchsmeden.“

Als nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. am 27. Juni 1840 sein Nachfolger Friedrich Wilhelm IV. die Herrscherthätigkeit mit der Begnadigung aller „Demagogen“ begann, wurde Fritz Reuter vergessen und hätte vielleicht noch lange in „Däms“ ein eingezogenes Leben geführt, hätte nicht der Großherzog Paul Friedrich auf eigene Hand die Freilassung angeordnet und so der langen und qualvollen Prüfungszeit unseres Dichters ein Ende gemacht. „Un dat hett Paul Friedrich vör mi dahn, un wenn ik nah Schwerin kam, denn besäuf ik em up sin Postament vör den Slos, denn begrüß ik em in sine stille Gruft, un de Würd,

de min Hart denn redt, sünd vull Dank dorför, dat hei mal 'ne arme asquälte Minschenseel tau 'ne grote Freud uperweckt hett.“ Mit diesen warmen Worten gedenkt der Dichter in seiner „Festungstid“ dankbaren Herzens der wiederholten Beweise von echter Humanität, welche ihm der hochselige Paul Friedrich gegeben.

Er war frei nach 7jährigen Leiden und konnte gehen, wohin er wollte. Ja, aber wohin? Die Freude über den Wiedergewinn der Freiheit wurde getrübt durch die Sorge um die Zukunft. Die sieben peinvollen Jahre seines Lebens, welche jetzt hinter ihm lagen, waren ihm für immer verloren; so wenigstens schien es damals ihm selber, so Allen, die ihm nahe standen. „Wat was ik? Wat wüßt ik? Wat künn ik? — Nicks. — Wat hadd ik mit de Welt tau dauhn? — Rein gor nicks. — De Welt was ehren ollen scheiwen Gang ruhig wider gahn, ahn dat ik ehr fehlt hadd; üm ehrentwillen künn ik noch ümmer furt sitten un för minetwegen of. — Awer Du büst fri! Du kannst gahn, wohen Du willst! De Welt steiht Di apen! — Ja, äwer wecker Weg is de rechte?“ — So charakterisirt Reuter später selbst seine Stimmung in jenem Augenblicke; es war inderthat eine verzweifelte Situation.

Nimmer an Hoffnung denn je zuvor trat er den Weg in's Vaterhaus an. Er kam nach Grabow; wieder streckte ihm sein Freund Floerke die Hand entgegen und nicht minder herzlich bewillkommnete ihn der Amtsverwalter Pohn *), mit dem er einst gleichzeitig die

*) Jetzt Amtshauptmann in Bülow.

Friedländer Schule bezogen und zusammen das Aufnahmeexamen bestanden hatte. Beide waren sie, während er die beste Zeit seines Lebens „nutzlos verbrachte“, zu Amt und Würden gelangt und dienten der menschlichen Gesellschaft. Was war er, was konnte er leisten? Es trieb ihn fort von dem Glück seiner Freunde, das ihn nur mit Wehmuth erfüllen konnte. Sein Weg führte ihn nach Parchim; auch hier sollte ihm der erste Gruß aus treuer Freunde Mund erklingen. Director Zehlicke und Conrector Gesellius, seine liebevollen Führer durch die glückliche Schülerzeit, waren es, die ihm das erste „Willkommen“ entgegenbrachten. Als beide eines Tages vom Brunnen heimkehrten, sahen sie einen Mann einsam durch die Felder gehen, den sie sofort als ihren Liebling: Friß Reuter erkannten. Sie riefen den Wanderer an, fragten ihn, woher er komme, und: „Direct von Däms!“ tönte es ihnen aus gepreßtem Herzen entgegen. Mit alter Freundlichkeit öffnete Gesellius dem jungen Dulder sein Haus; Reuter mußte eine Zeitlang bei ihm verweilen und durfte sich aussprechen vor einem erprobten Freunde über das, was er erlitten, was ihm noch die Seele durchschnitt. *) Doch so angenehm ihn auch das unveränderte Wohlwollen eines Gesellius und Zehlicke berührte, es litt ihn auch hier nicht lange. Weiter setzte er seinen Fuß und kam endlich in die theure Vaterstadt, wo ihn Verwandte und Bekannte freudig empfangen. Man brachte ihm

*) Ich verdanke diese Nachricht den mir durch den Herrn Gymnasialdirector Dr. Hense in Parchim übermittelten Mittheilungen des Fräuleins Gesellius aus den Erinnerungen ihres 1870 verstorbenen Vaters.

ein Ständchen, aber die sonst so besänftigenden Klänge der Musik vermochten den Schmerz und den Gram nicht zu betäuben, welcher beim Anblick der Stätte einer glücklichen, hoffnungsreichen Kindheit nur noch an Heftigkeit gewann.

Reuter's Festungszeit, bei deren Skizzirung ich im Großen und Ganzen den eigenen Aufzeichnungen des Dichters gefolgt bin *), ist rücksichtlich ihrer Bedeutung für die dichterische Entwicklung unseres Freundes bisher lange nicht genug gewürdigt worden, während man dagegen die folgende „Stromtid“ nach eben dieser Richtung hin vielfach überschätzt hat. Es fällt mir natürlich dabei nicht ein leugnen zu wollen, daß ihm letztere ein herrliches Material für seine späteren poetischen Werke geliefert, daß Reuter in jenem Lebensabschnitte Studien

*) Vgl. zu der vorstehenden Schilderung Reuter's „Umine Festungstid“, nach welcher ich unter Beziehung anderer Quellen berichtete. Ich durfte hier dem Dichter um so unbedenklicher folgen, als es sich um geschichtliche Daten handelte, die eine übertriebene poetische Ausstaffirung schon in Rücksicht auf einen günstigen Erfolg des Werkes nicht zuließen. Von einer hochdeutschen Paraphrase der plattdeutschen Reflexionen Reuter's, wie sie anderswo zu lesen, habe ich abgesehen und die betreffenden Stellen lieber wörtlich citirt. Daß ich hinsichtlich der Nennung der Rangen von Festungscommandanten u. s. w. ebenso discret wie der Dichter verfuhr, wird man mir umsoweniger verargen, als sich jeder dafür speciell Interessirende die erwünschte detaillirte Auskunft ebenso leicht wie ich erhalten kann.

gemacht wie nie zuvor. Das aber darf ich behaupten, daß er solche Studien nimmer mit dem glänzenden Erfolge betrieben hätte, wäre er nicht zuvor durch die harte und für ihn doch so wohlthätige Schule der Festungszeit gegangen. Und was lehrte ihn diese leidenvolle Schule? Sie hat ihn dahin geführt, sich immermehr in das Studium des Menschen zu vertiefen, hat seinen regen Geist genöthigt, wollte er nicht zu Grunde gehen, das menschliche Leben in seiner Umgebung bis in's kleinste Detail hinein zu verfolgen. „Das aber“, höre ich schon einwerfen, „hat er, nach den am Schlusse der früheren Lebensabschnitte vorgetragenen langen Reflexionen zu schließen, ja auch schon früher in Stavenhagen, Friedland, Parchim u. s. w. gethan?“ Sehr richtig, aber an keiner früheren Stelle ward der Dichter bei den Beobachtungen seines lebendigen Geistes so ausschließlich auf das menschliche Object angewiesen wie gerade auf den verschiedenen Festungen. Fast völlig abgeschnitten von der äußeren Natur, welche, wie wir wissen, stets einen großen Theil seines Interesses an sich fesselte, überdrüssig der Fachstudien und durch die Lectüre fremder Dichterwerke, die ihm auch nur vereinzelt zugingen, nicht hinreichend befriedigt, mußte sein Geist entweder untergehen in der dumpfen Kerkerluft oder aber sich der Gegenstände in seiner nächsten Umgebung bemächtigen und diese den eingehendsten Studien unterziehen. Es kam hinzu, daß die Figuren der letzteren lange Zeit hindurch immer die gleichen blieben, und die nothwendige Folge der fortwährenden Beobachtung derselben durch ein so scharfes Auge wie das unseres Dichters war die Entdeckung neuer, das immer

bestimmtere Hervortreten der schon bekannten Züge. So ist Fritz Reuter während seiner Festungszeit dem Menschen näher getreten als jemals früher und hat tiefere Blicke gethan in die menschliche Natur, als er vordem Gelegenheit hatte. In dieser durch die Verhältnisse gegebenen Beschränkung seiner Geistesstudien auf den Menschen allein liegt der große Unterschied der Festungszeit von den vorausgegangenen Lebensperioden, und eben darin ist auch die hohe Bedeutung dieses Abschnittes zu suchen für Reuter's Zukunft als Menschenzeichner, als Detailmaler. Ohne jene im Uebrigen oft peinvolle und anscheinend auch sterile Zeit wäre Reuter nach meiner festen Ueberzeugung niemals der gründliche Menschenkenner und der so naturwahr zeichnende Dichter geworden, welchen wir heute in ihm feiern und bewundern. Steht aber dies einerseits in meinen Augen fest, so ist für mich auch ebenso sicher, daß Reuter niemals zu solchen eingehenden Studien wie denjenigen auf der Festung befähigt gewesen wäre, hätte er nicht in dem früher besprochenen kleinstädtischen Leben sein unverkennbar vorhandenes Talent allmählig zu solchen ausschließlichen Beobachtungen herangebildet.

Daß unser Fritz auch auf der Festung der Zeichenkunst huldigte, ist in der Darstellung seines Gefangenlebens bereits bemerkt worden. Und wenn er selbst in seiner schon einmal betonten großen Bescheidenheit meint, er habe sich durch seine dormaligen Portraits arg an dem Ebenbilde Gottes versündigt, so ist dem gegenüber zu bemerken, daß nach Aussage von Kennern seine Bilder keineswegs Caricaturen, vielmehr wohlgelungene, sprechend ähnliche Bilder waren. — Es

erübrigt nun noch kurz der dichterischen Productionen Reuter's während der Festungszeit zu gedenken. Dieselben fallen zum größten Theil in die Zeit seiner ersten Haft in der Berliner Hausvoigtei, und hat der Dichter selbst sie, wie wir auf S. 145. sahen, sehr gering-schätzig behandelt. Gleichzeitig berichtet Reuter mit offener Freude, daß diese seine Kerkerpoesien sämmtlich verloren gegangen seien. Diese Nachricht schien sich mir zu bestätigen, als ich bei mehreren seiner Verwandten und Freunde nach Dichtungen aus jener Lebensperiode Nachfrage hielt und überall zur Antwort bekam, daß Fritz zwar eine Menge derartiger Versuche aus dem Gefängnisse mitgebracht und ihnen ausgehändigt habe, daß dieselben ihnen aber nicht des Aufbewahrens werth erschienen wären. Bald darauf ging durch die Zeitungen ein Gedicht Reuter's, welches sich in dem Besitze einer Dame befunden haben sollte und seinem ganzen Tone nach unverkennbar der Festungszeit angehörte. Dasselbe läßt allerdings in Rücksicht auf Prosodie wie auf Schönheit und Correctheit des Ausdruckes Vieles zu wünschen übrig, ist aber charakteristisch für die damalige Stimmung des nach einem ausgelassenen, schönen Studentenleben plötzlich der von ihm so heißgeliebten Freiheit beraubten und dem Kerker überantworteten Jünglings. (Es lautet *):

*) Ich theile dieses Gedicht nach der Abschrift einer Verwandten des Dichters mit, welche dasselbe erst nach der von anderer Seite erfolgten Veröffentlichung in ihrem Album auffand und mir gütigst zustellte. Die in Klammern geschlossenen Worte sind von mir herrührende metrische Vervollständigungen des wahrscheinlich infolge wiederholten Abschreibens etwas beschädigten Gedichtes.

„Mein Liebchen war die weite Welt,
 Der Wald war mein Gemach,
 Mein Ritteraal das grüne Feld,
 Mein Bett der kühle Bach.

Mein Schmutz, das war der Sonnenstrahl,
 [Der] Fels, er war mein Schloß,
 [Der] Blütenkelch war mein Pokal,
 [Der] Sturm, er war mein Roß! —

Ich hab' mein Liebchen oft belauscht,
 Sie oft an's Herz gedrückt,
 Wir hatten Ringe uns getauscht,
 Wie war ich so beglückt.

Doch ihre Schwester zu mir trat,
 Die Welt mit ihrer Luft,
 Verläumdet sie mein Liebchen hat,
 Verdrängt aus meiner Brust.

Sie bot mir statt des Brodes Stein,
 'Ne Schlange statt des Aals,
 Und mit der bittern Reue Pein
 Ich büß' es und bezahl's.

'Seht schau' ich nicht den dunkeln Wald,
 Nicht mehr das grüne Korn;
 Mein brausend Roß ist eingestallt,
 Verrostet ist der Sporn.

Der Wasserkrug ist mein Pokal,
 Das dumpfe Stroh mein Bett,
 Der Kerker ist mein Ritteraal,
 Mein Schmutz die schwere Kett'!

Doch wenn mein Lieb vom Schlaf erwacht,
 Sich Blumen flicht in's Haar,
 Wenn sie in grüner Kleiderpracht
 Verkündet's neue Jahr,

Da hör' ich längst entschwund'nen Klang.
Schred' aus dem Schlaf empor,
Ich beiße in die Eisenstang'
Und rüttle an dem Thor.

Doch fest ist Gitter, fest ist Thür!
Vergebens ist mein Müß'n,
Der Sang, er ist verhallt mir,
Ich sint' auf's Lager hin."

Das ist sicher eines aus der Reihe der Gedichte, in denen, wie Reuter pag. 120. seiner „Festungstid“ sagt, sein ganzer Schmerz ausbrach und die ganze Bitterlichkeit seiner Lage laut gen Himmel schrie. Man vergleiche mit dieser etwas unbändigen, gleichsam an dem Eisengitter rüttelnden Poesie die auf S. 155. mitgetheilte Neujahrsbetrachtung. Welch ein auffallender Unterschied! Die wilde Verzweiflung, welche ungestüm hervorbrechend in ihrem Ausdrucke nicht gerade wählerisch ist, hat ausgetobt und einer ruhigeren, ich möchte fast sagen: objectiveren Betrachtung seiner Lage Platz gemacht, gleichzeitig ist die Form eine edlere, mehr künstlerische geworden.

Daß Fritz Reuter auf der Festung trotz so vieler Widerwärtigkeit seinen Humor nicht verloren, beweist uns die Gesundheit wie die Unabtrennbarkeit des letzteren von dem innersten Wesen unseres Dichters. Bethätigt aber hat er in dieser Periode seinen Humor nur durch mancherlei Schnurren und Streiche im Verkehr mit seinen Leidensgenossen und allenfalls auch durch die Portraits, in denen er wohl wieder, nach Analogie von Darchim, die komischen Züge an seinen Objecten besonders hervorhob und so das zu Wege brachte, was

er selbst als eine Veründigung gegen das Ebenbild Gottes bezeichnet. Humoristische Dichtungen sind uns aus jener Periode nicht überkommen.

Gelegenheit zu humoristischen Studien hat sich unserm, wie wir sahen, nun einmal durch die Lage der Dinge auf fortgesetzte, eingehende Beobachtung des Menschen angewiesenen jungen Freunde hinreichend dar-
geboten, denn auch eine Festung besitzt unter ihren Quartiergebern oder =Nehmern komische Originale oder doch Persönlichkeiten mit humoristischen Zügen.

Körperlich hat Neuter die Leiden der Gefangenschaft, so namentlich die Quälereien in Magdeburg, von seinen Gefährten mit am besten überstanden. Ohne kleine Gesundheitsstörungen ging es jedoch, wie wir schon sahen, auch für ihn nicht ab; so hatten besonders seine Augen durch das schlechte Licht u. wiederholt zu leiden und waren schließlich kurzsichtig geworden. Ferner aber wurde auf der Festung auch der Keim gelegt zu einer erst später hervortretenden und dann von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Krankheit, welche ihm so manchen Tag seines Lebens verbitterte und so oft den Flug seines Geistes hemmte. Ernstlich erkrankt aber ist unser Fritz nicht während der Festungszeit, auch war er der einzige „Demagoge“, welcher ohne ergrauetes Haar die Festung Magdeburg verließ, die übrigen jungen Männer hatten wenigstens die Spuren davon aufzuweisen.

Neuter's Gemüth hat während dieser Zeit eine männliche Standhaftigkeit bewiesen, die uns mit Bewunderung erfüllen muß. Es hat Stürmen getrogt, welche ein anderes Herz gebrochen hätten, und ist aus

allen Leiden, schienen sie anfangs auch dasselbe vernichten zu wollen, siegreich hervorgegangen. Hier zeigte sich, daß der Sohn den männlichen Muth und die Fähigkeit seines Vaters geerbt hatte.

Einen schönen Lohn aber für alle diese mannhaft ertragenen Qualen und Trübniße des Kerkers fand Friß Reuter in den reichen Gemüthserfahrungen, welche zu gewinnen ihm dieselben Gelegenheit gaben. Stetig wechselnde Klänge aus der „Tonleiter menschlicher Empfindung“ haben hier seine Seele in Schwingungen versetzt. Was Menschenherzen bewegt, was sie niederbeugt, was sie erhebt, hier hat er es an sich selber von Grund aus kennen gelernt, und so ist auch in dieser Richtung die Festungszeit eine Vorschule für den künftigen Dichter gewesen, der uns so tiefe Blicke in das menschliche Herz zu eröffnen, uns alle Regungen, Stimmungen desselben so wahr, so ergreifend zu schildern vermochte.

V.

De Stromtid.

„It segen de Landwirthschaft, sei hett mi gesund maft
un hett mi frischen Maub in de Aldern gaten.“

„Ut mine Festungsid.“ Kap. 5

Fritz Neuter war also nach Stavenhagen, in das elterliche Haus zurückgekehrt, wohin bald darauf auch ein neues Schreiben des Justizministers v. Kamph dem Vater die erfreuliche Nachricht brachte, daß sein Sohn jetzt bald aus der Haft entlassen werde. Schweren Herzens gedachte hier der Dichter seiner Zukunft, und mit nicht geringerer Sorge erfüllte diese den gebeugten Vater. Die besten Lebensjahre, in denen die Vorbereitung für den späteren Lebensberuf, einen praktischen Beruf, wie der letztere sich ihn dachte, hätte erfolgen sollen, waren „nutzlos“ vergangen. Was nun beginnen? Mancherlei Pläne wurden damals im Bürgermeisterhause entworfen, immer aber kam der Vater auf sein Lieblingsproject: die juristische Carriere zurück, umsomehr als die Bedenken, welche er früher an die Verhaftung des Sohnes für die Beamtenlaufbahn desselben knüpfte, vor so vielen Beweisen der landesväterlichen Huld und Gnade, wie sie die leztverflossene Zeit ihm und seinem Sohne gebracht, völlig dahinschwanden. So entschloß er sich denn endlich seinen Fritz von Neuem auf die Universität zu schicken und zwar nach Heidelberg, wo damals auch der Sohn

eines seiner Freunde, des Kammeringenieurs Engel zu Dargun, studirte. Die lebendige Studentenstadt am Neckar mit ihrer herrlichen Umgebung machte, wie wir uns denken können, einen mächtigen Eindruck auf das leicht erregte Gemüth unseres Dichters und die Begeisterung für die herrliche Rheingegend, welche uns aus Reuter's „Hanne Nüte“ entgegen tönt, ist sicher ein Nachklang aus jener Studentenzeit. In dichterischer Beziehung hat also Friß unzweifelhaft auch aus diesem Heidelberger Aufenthalt seinen großen Nutzen gezogen. Anders aber stand es wiederum in Rücksicht auf die Wissenschaft. Was dem Jünglinge nicht geglückt: sich für die Jurisprudenz zu erwärmen, sollte jetzt dem Manne noch weniger gelingen, und nachdem sich das Fruchtlose weiterer Studien auf das Deutlichste erwiesen, rief Bürgermeister Reuter seinen Sohn am Schlusse des ersten Semesters, Ostern 1841, nach Hause zurück.

Wieder die alten Sorgen, wieder neue Projecte! Eine Zeitlang beabsichtigte der Vater seinen Friß, welcher ja Fähigkeit und Lust zur Mathematik von jeher bewiesen, bei seinem Freunde Engel in die Feldmesserlehre zu geben *), ließ aber hernach diesen Plan wieder fallen und faßte nach mancherlei anderen Erwägungen den Entschluß, seinen Sohn die Landwirthschaft erlernen zu lassen, mit welcher sich dieser bekanntlich schon auf der Festung theoretisch beschäftigt †) hatte und für

*) So berichtet Friß Reuter selbst später in einem mir vorliegenden Briefe vom 6. März 1870 an eine Tochter des Kammeringenieurs Engel, die Frau Pastor Glaevecke zu Rethwisch bei Doberan.

†) Vgl. S. 155.

die er auch ein regeres Interesse zeigte. Nachdem daher Friß sich noch einige praktische Vorkenntnisse in der eigenen Wirthschaft des Vaters erworben, trat er im Anfange des Jahres 1842 bei dem Pächter Rüst zu Demzin als Volontär ein. Demzin, eine Meile in südlicher Richtung von Malchin entfernt, ist eine der vielen und schönen zum Amte Stavenhagen gehörigen Besitzungen des Grafen von Hahn auf Basedow; seine Feldmark gilt für eine der fruchtbarsten und die Lage darf eine recht anmuthige genannt werden. Der Pächter Rüst war ein tüchtiger Landwirth und dabei ein liebenswürdiger, umgänglicher Mann, in dessen Hause ein lebhafter geselliger Verkehr herrschte, und so war denn Reuter sowohl in Rücksicht auf den nunmehr bestimmten Beruf wie in socialer Beziehung bei ihm wohl aufgehoben. Friß erwies sich als einen eifrigen und auch gelehrigen Schüler, der von früh bis spät in Thätigkeit war und sich keinem der Geschäfte eines Landwirthes entzog. Daß trotzdem aber Reuter in seiner landmännischen Beschäftigung nicht volle Befriedigung fand, konnte Keinem, der ihm näher stand, entgehen. Er vermochte eben von vorneherein die Landwirthschaft um ihrer selbst willen nicht genugsam liebzugewinnen, um in ihr die Aufgabe seines Lebens zu erblicken. Im vertraulichen Gespräche äußerte er auch jetzt noch, daß er am liebsten Maler geworden wäre, wozu er sich auch während des Aufenthaltes im Rüst'schen Hause durch allerlei wohlgelungene Zeichnungen, in erster Linie durch charakteristische Porträts, besonders talentirt erwies. Ein Freund aus jener Zeit, dessen Angaben ich überhaupt bei dieser Darstellung folge, schreibt

mir darüber: „Reuter zeichnete sehr hübsch und konnte mit größter Leichtigkeit selbst abwesende Personen porträtiren und wußte in seinen Zeichnungen das Charakteristische ihrer Gesichtszüge so treffend und häufig so komisch wiederzugeben, daß die lebenden Originale, wenn auch eben nicht geschmeichelt, doch in vollster Wahrheit in seinen Bleistiftskizzen sich wiederfinden mußten. Herr Rust besaß ein ganzes Album derartiger Bleistiftzeichnungen, worin Frits eine nicht kleine Gallerie solcher Persönlichkeiten, die im Rust'schen Hause verkehrten, zum Theil in ergöpflich Weise zusammengestellt hatte, und waren diese Bildnisse zum größten Theil in Abwesenheit der lebenden Originale und aus Frits Reuter's Erinnerung gezeichnet worden.“ Interessant ist hierbei für uns noch, daß sich unter diesen Bildern dasjenige eines alten Inspectors befand, der dem späteren Dichter manche Züge für seinen „Inspector Bräsig“ geliefert haben mag. Ich sage „manche Züge“, denn daß diese köstliche Figur ein Resultat von Beobachtungen an den verschiedensten Persönlichkeiten aus jener landwirthschaftlichen Sphäre, eine künstlerische Zusammenfassung von mannigfaltigen, an den verschiedensten Orten und zu den verschiedensten Zeiten wahrgenommenen Einzelzügen ist, steht wohl unzweifelhaft fest.

In dem lebhaften geselligen Leben des Rust'schen Hauses fand unser Dichter Gelegenheit seiner, wie wir wissen, schon in der Schülerzeit vorhandenen und im Laufe der Jahre immermehr zur Entwicklung gelangten Erzählergabe Geltung zu verschaffen, und das zwar um so leichter, als es ihm an interessantem Stoff zu Er-

zählungen durchaus nicht gebrach. Bald war es Selbst-erlebtes, bald irgend eine Begebenheit aus dem Leben anderer, ihm näher oder ferner stehender Personen, welche unser Frits in spannender Weise und mit behaglichem Humor zum Vortrage brachte und sich dadurch viele Freunde erwarb.

Einmal, aber nur einmal, fühlte sich Reuter während dieser Zeit veranlaßt seinem humoristischen Erzählertalente auch die Feder dienstbar zu machen und schrieb eine hochdeutsche Humoreske mit stark satyrischem Beigeschmack: „Ein hochgräflicher Geburtstag“, welcher in dem damals vom Advocaten W. Raabe, einem Schwager des späteren Reuter-Verlegers, Buchhändlers D. C. Hinstorff, herausgegebenen und im Hinstorff'schen Verlage erschienenen „Mecklenburg. Ein Jahrbuch für alle Stände.“ Jahrgang 1845, zum Abdruck gelangte. In dieser Skizze giebt uns Reuter ein Bild der ganz besonderen, von der sonst üblichen in vielfacher Beziehung abweichenden Art, auf Hahn'schem Territorium einen gräflichen Geburtstag zu feiern, ferner von den Schicksalen, welche das an entscheidender Stelle hierfür mit allem Aufwande von Geschmack entworfene Programm durch die zu derartigen Aufstellungen nun einmal nicht recht geeignete Natur der mecklenburgischen Landbevölkerung erleiden mußte, und endlich von den unprogrammmäßigen, aber höchst ergößlichen Zwischenfällen. Diese aus persönlicher Anschauung hervorgegangene, von echtem Humor durchzogene Schilderung wirklicher Vorgänge erregte damals allgemeines Aufsehen in Mecklenburg und führte zu den ver-

schiedensten Vermuthungen über den ungenannten Autor. Es war natürlich, daß die Leser der „Eserben“ und anderer humoristischer Essais von Reinhard diesen für den Vater jenes drolligen Kindes einer gesunden Laune hielten, während von anderer Seite die Urheberschaft jener humoristischen Skizze anderen, nur in engeren Kreisen als Leute von der Feder bekannten Persönlichkeiten zugeschrieben wurde. In Reuter's nächster Umgebung herrschte jedoch wohl kein Zweifel über die Quelle jenes so beifällig aufgenommenen Aufsazes, da sicher Reuter manches von dem dort Erzählten bereits bei geselligen Zusammenkünften im Rust'schen Hause zum Besten gegeben hatte. Von den guten Freunden sprach dann vielleicht der eine oder der andere zu diesem oder jenem Bekannten ganz im Vertrauen seine Vermuthung über den Schöpfer des „hochgräflichen Geburtstages“ aus, diese vertraulichen Mittheilungen hatten darauf das Schicksal der meisten unter ihren Schwestern und schließlich galt Reuter, in der Stavenhäger Gegend wenigstens, ziemlich allgemein für den Verfasser des beregten Aufsazes. Aber man ging noch weiter: Alles Launige, was ferner in Mecklenburg geschrieben wurde und zu den Helden jenes „Geburtstages“ in Beziehung zu setzen war, sollte nun von Fritz Reuter herrühren, und als bald darauf das „Güstrowsche Wochenblatt“ in den Nr. 1 und 11 seines Jahrganges 1845 zwei Artikel ähnlicher Art unter dem Titel: „Die gerissene Glocke, oder: Welche Zeit ist's in Mecklenburg?“ und „Der neue Dessauer Marsch. Eine kalmückische Geschichte“ brachte, sah sich Fritz Reuter zu folgender, in Nr. 23 desselben Blattes veröffentlichten Zuschrift veranlaßt:

„An die Redaction des Güstrowschen
Wochenblattes.

Da mir von mehreren Seiten die Versicherung
zugekommen ist, daß man mich allgemein für den Ver-
fasser der Aufsätze „Die gerissene Glocke“ und „Der
neue Dessauer Marsch“ halte, so bitte ich die geehrte
Redaction des Güstrowschen Wochenblattes, mir zu be-
zeugen, daß ich dieselben nicht verfaßt habe.

Stavnhagen, den 13. März 1845.

F. Neuter.“

Die Redaction entsprach diesem Wunsche, und viel-
leicht in Folge dieser Erklärung, die vermuthlich durch
die Rücksicht auf den gräßlichen Pächter Rüst haupt-
sächlich hervorgerufen wurde, verschwand auch das Ge-
rücht, Neuter habe jenen „Geburtstag“ auf dem Ge-
wissen, im großen Publikum allmählig wieder. Noch
vor wenigen Jahren wurde die Autorschaft der in Rede
stehenden Humoreske ziemlich allgemein in Mecklenburg
wieder als ein Geheimniß betrachtet, denn auch Rein-
hard, auf den man zuerst gerathen, hatte bereits bald
nach ihrem Erscheinen erklärt, daß er derselben völlig fern
stehe. So erhalten wir denn erst jetzt bei Gelegenheit der
Herausgabe eines Neuter-Nachlasses die volle Bestätigung,
daß der „hochgräßliche Geburtstag“, ein Kunstwerk im
Vergleich mit jenen faden Kalaueriaden, zu welchen vor
wenigen Jahren abgelegten Berliner Coupletschmieden
dieselbe Familie wie hier den willkommenen Anlaß gab,
daß also diese kleine humorvolle und mit satyrischem
Salze gewürzte Erzählung ein Werk unseres Neuter ist. *)

*) Einen Wiederabdruck des „gräßlichen Geburtstages“ müssen
alle Freunde Neuter's besonders wegen seiner Bedeutung für den

Aus der Unterschrift der eben mitgetheilten öffentlichen Erklärung schon ergiebt sich, was mir von anderer Seite constatirt wird, daß Fritz Reuter bereits vor Ostern 1845 nach Stavenhagen in das Elternhaus zurückgekehrt war, wo seiner ein kranker Vater wartete.

Die Gesundheit des Bürgermeisters Reuter hatte, wohl mit infolge der Aufregung und Sorge, welche die letzten 10—12 Jahre mit sich gebracht, so sehr gelitten, daß er seinen Amtsgeschäften nicht mehr allein genügen konnte und namentlich für die Ordnung des Stadtbuchwesens in der Person des Advocaten Dr. Senning aus Güstrow, des späteren Gatten von Lisette Reuter, einen Gehülfen erhalten mußte. Trotz dieser Unterstützung schwanden jedoch seine Kräfte beständig mehr, und am Tage vor Ostern, am 22. März 1845, entriß ihn der Tod den Seinen. Er starb im 69. Jahre seines Lebens und hinterließ bei seinen Kindern die Erinnerung an einen treuen, wohlmeinenden Vater wie bei den Stavenhagenern das Andenken eines streng rechtlichen, scharfsichtigen, energischen und für das allgemeine Wohl sich aufopfernden Mannes. Fritz wurde auf's Mächtigste erschüttert durch den Heimgang seines Vaters, von dem er so viele Beweise einer hingebenden Liebe empfangen und der namentlich während jener pein- und angstvollen Festungszeit Alles zur Befreiung des geliebten Sohnes gethan hatte, was nur im Bereiche der Möglichkeit lag. Solche Liebe erndtet Liebe, und Fritz

Entwicklungsgang des Dichters hochwillkommen heißen. Die Bezeichnung „Nachlaß“ dürfte aber für die ersterschienene Arbeit eines Autors wohl nicht ganz correct sein.

Neuter war seinem Vater in warmer Liebe und inniger Verehrung zugethan gewesen, und diese Anhänglichkeit war durch die Strenge, mit welcher ihm der Vater in den letzten Jahren begegnet, die hart scheinenden Bestimmungen, welche jener für die Zukunft seines Kindes getroffen, nicht gelockert worden. Friß mußte, daß alle Schritte des Vaters für sein Wohl gethan wurden. Und konnte er es dem vielgeprüften Manne verargen, wenn er irre wurde an seinem Friß, wenn er sich gewöhnte, ihn seinen „unglücklichen“ Sohn zu nennen, war doch unser Dichter selbst häufig genug von Zweifeln an sich und seiner Zukunft heimgesucht worden? So ist denn keine Bitterkeit in das reine Herz unseres Freundes gezogen, und, alle trüben Erinnerungen verschleichend, hat Friß Neuter in seinen Werken nur der großen Liebe seines Vaters gedacht und uns in der Sprache des Herzens geschildert, was Bürgermeister Neuter zum Heile seiner Familie, zum Besten seiner Mitbürger in der langen, mühevollen Zeit seines Lebens gethan. Dem unvergänglichen Denkmal aber, welches Friß Neuter seinem treuen Elternpaare in seinen Dichtungen errichtet, hat er in der letzten Zeit seines Lebens noch ein anderes, äußeres Erinnerungszeichen hinzugefügt in der vor 10—12 Jahren bei Stavenhagen von ihm gepflanzten Neuter-Eiche. Der Baum, welcher nur langsam gedieh, befindet sich rechts an der Neubrandenburger Chaussee auf einer Anhöhe. Ueber ihre Bedeutung sagt die am umgebenden hölzernen Gitter angebrachte Eisentafel Folgendes:

„Zum Andenken an seinen Vater den Bürgermeister Johann Georg Neuter und seine Mutter

Johanna, geb. Delpke, ist diese Eiche gepflanzt von ihrem Sohne

Friß Reuter.

Schonet den Baum, daß Ihr Euch dereinst an seinem Schatten labet."

Die Eiche soll gerade an dieser Stelle gepflanzt worden sein, weil, nach einer Ansicht, hier in der Franzosenzeit der Vater den Franzosen „utrischte“ *), nach einer anderen Version aber, weil dieser Platz zu dem sogenannten Altbauhofsfelde gehört, welches (vgl. S. 9.) Bürgermeister Reuter vom Großherzoglichen Amte für die Stadt erwarb. Von diesem Baume brach man im Juli d. J. die Zweige, mit welchen die Stadt Stavenhagen das letzte Haus ihres berühmten Sohnes schmückte. **)

Kehren wir nun von diesen vorausgreifenden Mittheilungen zu dem etwas unregelmäßigen, nicht immer fest bestimmbareren Gange der Reuter'schen „Stromtid“ zurück. Nach dem Tode des Vaters verblieb Friß zunächst bei seinem Schwager Ernst in Stavenhagen, welchem jetzt, wie schon früher auf S. 21. bemerkt, die Brauerei des Vaters als Besitztum zufiel und der jetzt auch dem landwirthschaftlichen Betriebe vorzustehen hatte. Friß unterstützte seinen Vetter und Schwager

*) Vgl. S. 6. dieses Buches, sowie „Ut de Franzosentid“ Kap. 13.

***) Die Reuter-Eiche bei Stavenhagen ist also nicht, wie die meisten der in letzter Zeit erschienenen biographischen Skizzen angaben, eine Ehrenbezeugung der Vaterstadt „Stavenhagen“ gegen Friß Reuter, sondern vielmehr ein schönes Zeugniß für die Pietät des gefeierten Dichters.

hierbei nach Kräften und beschäftigte sich auch unter Leitung desselben mit chemischen Studien. Zeitweilig aber verläßt er dann wieder Stavenhagen, um bald beim Pächter Rüst, bald beim Gutsbesitzer Peters auf Thalberg bei Dreptow a. T. längeren oder kürzeren Aufenthalt zu nehmen. Friß Peters, der jetzige Oekonomierath Peters auf Sieden-Bollentin, war ein Bruder von Frau Rüst und verkehrte als solcher viel im Hause seines Schwagers, wo er Friß Reuter als munteren Gesellschafter, mehr aber noch als treuherzigen, warmfühlenden Menschen schätzen und lieben lernte. Das war der Anfang jener innigen, festen Freundschaft zwischen Friß Reuter und Friß Peters, den der Dichter später seinen „besten Freund“ genannt und ihm als solchem den ersten Theil seiner „Läuschen un Rimels“ gewidmet hat. Peters hatte es verdient, daß Reuter ihm seine Erstlingsgabe weihte, war er doch unserm Friß mit wahrhaftem Wohlwollen begegnet in einer Zeit, wo so viele andere bei dem Namen „Friß Reuter“ mitleidig die Achsel zuckten und etwas vom „verlorenen Sohne“ murmelten, hatte er ihn doch durch seine freundschaftliche Theilnahme, seinen Zuspruch ermuntert und aufgerichtet, neuen Lebensmuth, neue Hoffnung in sein Herz gepflanzt.

Immer vertrauter wurde der Verkehr, immer lebhafter der Gefühls- und Ideenaustausch zwischen beiden Männern in Folge des wiederholten, längeren Aufenthalts Reuter's in Thalberg. Die Annehmlichkeit, das Lohnende dieser Besuche wurde noch erhöht durch den großen Umgang, dessen sich der liebenswürdige Landwirth erfreute und welcher unserm Reuter neben der

geselligen Unterhaltung auch reiche Gelegenheit zu mancherlei Menschenstudien der verschiedensten Art darbot.

Trotz so mancher Anregung für den schon einmal mit Glück an die Oeffentlichkeit getretenen Humoristen, dessen im Jahrbuch von 1847 erschienene Fortsetzung des „hochgräflichen Geburtstages“ nicht geringeren Beifall geerntet hatte als der erste Theil, hätte Reuter doch wohl sein landwirthliches Nomadenleben fortgeführt, wäre nicht jetzt von Neuem die Herrscherin in sein Herz eingezogen, deren zauberisches Walten er schon einmal an sich verspürt hatte. Die Liebe, die ihn, wie er selbst seit seiner Heimkehr von der Festung fühlte, allein auf den richtigen Weg bringen konnte und deren Führung er gerade infolge der Kerkerjahre so schmerzlich vermissen mußte, dieser mächtige Factor gewann jetzt wieder Gewalt über Reuter's Herz.

Friß kam auf den Ausflügen, die er von Thalberg aus zu den Nachbarn des Herrn Peters machte, häufig auch zu dem Gutsbesitzer Hilgendorf auf Teßleben, bei welchem damals Fräulein Luise Kunze, eine Prediger-tochter aus der Gegend von Wismar, als Erzieherin conditionirte. Der gesellige Verkehr führte Reuter dieser gemüthvollen, kenntnißreichen Dame näher*), man lernte sich in seinen Ansichten und Stimmungen gegenseitig kennen, und so knüpfte sich denn allmählig jenes innige Liebesverhältniß an, welches im Jahre 1847 durch eine Verlobung besiegelt wurde.

*) Die erste Bekanntschaft seiner späteren Gattin hatte Reuter schon in Rittermannshagen (bei Waren) gemacht, wo diese bei dem Pastor Augustin dieselbe Stellung, wie später in Teßleben innehatte

Ueber Luise Kunze's Wesen und Persönlichkeit lasse ich wohl am besten den Mund eines in der Gegend von Stavenhagen wohnhaften Freundes unseres Dichters sprechen, den der leptere bald nach seiner Verlobung mit der Erwählten seines Herzens besuchte. Dieser etwas ältere Freund, welcher mit Fritz bereits während der Knabenjahre im Stavenhäger Rathhause häufiger zusammenkam, sagt nach einer einleitenden Bemerkung, aus welcher hervorgeht, daß er nur einmal das Glück gehabt, Neuter's „Lewising“ zu sehen, Folgendes: „Noch heute ist mir das damals so ernst blickende Gesicht seiner nachmaligen Lebensgefährtin, die so Vieles mit ihm getheilt und getragen hat, in sehr lebendiger und wohlthuender Erinnerung. Ihre ächte Weiblichkeit und ihr einfaches, ungemein anspruchsloses Wesen machte einen sehr gewinnenden Eindruck, den man so leicht nicht wieder vergessen konnte. Für unseren Fritz Neuter ist ihre Liebe und Treue ein Schatz gewesen, ein unvergleichliches Kleinod, dessen Besitz seinem innern und äußern Leben den Halt gegeben hat, dessen Fritz Neuter so sehr bedurfte.“ So weit das schöne Zeugniß dieses Freundes, welches durch viele anderweitige Berichte bestätigt wird. Mit allen diesen Gewährsmännern theile auch ich die Ansicht, daß Neuter bei aller reichen und glänzenden Begabung seines Geistes nie der das Gemüth so zart und mächtig ansprechende Dichter geworden wäre ohne den besänftigenden und heilend wirkenden Einfluß seiner treuen Lebensgefährtin.

Die nächste Folge dieses Verlöbnißes mit Fräulein Luise Kunze war, daß unser Fritz sein ganzes Augenmerk auf die Gewinnung eines festen Lebensunterhaltes

richtete. In der Landwirthschaft, wenn ihn diese wirklich befriedigt hätte, konnte er diesen nicht finden, denn es fehlten ihm die finanziellen Mittel, um eine selbständige Wirthschaft zu führen, und eine Verheirathung als Inspector erschien ihm wohl, und mit Recht, als eine sehr mißliche Sache. Er sann hin und her, und kam endlich auf den Gedanken sich als Privatlehrer in einer kleinen Stadt zu habilitiren. Daß er zunächst „Stemhagen“ in's Auge faßte, war natürlich, und sich hier eine Lebensstellung der gedachten Art zu gründen, kehrte er im Jahre 1849 auf längere Zeit in seine Vaterstadt zurück. Das Project einer Privat-Knabenschule, zu dessen Realisirung „Friging“ — so nannte man ihn damals kurzweg unter seinen Stavenhäger Bekannten — im Frühjahr 1849 nach Stavenhagen kam, zerstückte sich jedoch und, vielleicht in der Hoffnung dasselbe später wieder aufnehmen zu können, entrierte Reuter vorläufig einen Privat-Turnunterricht für Knaben, an dem 15 bis 20 Zöglinge theilnahmen. *)

*) Die erste Nachricht von diesem Turnunterricht, über den ich früher nie etwas gelesen oder gehört, empfing ich durch einen meiner Studienfreunde, dessen Onkel, ein geborner Stavenhäger, als Schüler der dortigen Stadtschule an diesen Uebungen theilgenommen haben wollte. Auf meine sofort in Stavenhagen eingezogenen Erkundigungen erhielt ich zur Antwort daß man sich dort jenes Turncurfus gar nicht mehr erinnere oder doch nur davon gehört habe, daß Reuter etwas derartiges beabsichtigt, aber nicht zur Ausführung gebracht habe. Als ich darauf Ende September d. J. meinen Aufruf zu Einsendungen für diese Reuter-Biographie erließ, bestätigte mir Herr Rudolf Samm in Berlin, gleichfalls ein Stavenhäger Kind und Turnzögling Reuter's, die Angabe über jenen Turnunterricht und machte mir darüber die nachstehenden genaueren Mittheilungen.

Jeden Mittwoch und Sonnabend Nachmittag zog nun Friß mit seiner kleinen Turnerschaar hinaus nach dem Stadtholze, an dessen Saum, in der „Koppel“, einige Recke, Barren und ein großer Schwebebaum — der Stolz des Lehrers — aufgestellt waren. Hier entfaltete sich ein frisches, fröhliches Treiben. Waren die eigentlichen turnerischen Uebungen unter der Leitung des kräftigen, geschickten Lehrers beendet, so arrangirte Reuter mit den Knaben allerlei, die Stärke und Gewandtheit des Körpers erhöhende Spiele und tummelte sich selbst dabei mit der Lebendigkeit und Lust eines Knaben umher.

Dieser Turnunterricht war aber nicht von langer Dauer. Der Dichter hatte inzwischen Verbindungen mit Dreptow a. T. angeknüpft, die Ausichten erschienen in dem preussischen Städtchen weit günstiger, und so siedelte denn Friß Reuter im Jahre 1850 dorthin über.

Das war das Ende von Reuter's „Stromtid“, deren Chronologie schwerlich je recht festgestellt werden wird. Reuter zieht in derselben eben zuviel umher. Nachdem er die Lehrzeit bei Rüst absolvirt, ist er bald hier, bald dort, und wir können wohl angeben, daß er sich in diesem oder jenem Abschnitt des und des Jahres hier oder dort aufgehalten habe, aber eine ganz genaue Datentabelle dieser Lebensperiode zu liefern, wird nicht so leicht gelingen und auch wohl kaum versucht werden.

Wir wenigstens erblicken in einer anderen Untersuchung unsere Aufgabe am Schlusse dieses Abschnittes. Wir fragen, was hat die „Stromtid“ aus dem „nichtsnußigen Demagogen“, dem körperlich und gemüthlich erschöpften Jünglinge gemacht?

Sehen wir uns zunächst den Landmann, den „Strom“ Friß Reuter einmal an, wie er sich uns bei einem Besuche darstellt, den er von Demzin aus seiner Vaterstadt abstattete. Die schlimmen Spuren der Festungszeit sind verwischt, das ist wieder die personifizierte Gesundheit, die uns hier entgegentritt, eine knorrige, ächt mecklenburger Figur, der wohlgenährte einheimische Landmann, wie er „strammer“ und „bräfiger“ nicht gedacht werden kann. Reuter hat sich selbst zweimal als „Strom“ porträtirt: das erste Mal in der Vorrede zur „Reis' nah Bellingen“, das zweite Mal in „Ut mine Festungstid“ Kap. 10. An der erstgenannten Stelle erscheinen dem in Schlummer versunkenen Dichter die „Incarnationen seiner bedeutendsten Lebensphasen“, und nachdem die fragwürdige Gestalt des Studenten, wie die Jammerbilder eines Gefangenen und eines Stümpers von Maler vor seinem geistigen Auge heraufgestiegen sind, tritt endlich eine vierte, weit wohlthuerendere Figur auf die Scene: „Ein weißer Strohhut, ein Leinwandkittel, ein Paar wohlconditionirte Stulpenstiefel deckten seine Glieder, die in erquicklicher Fülle durch die Nähte zu plagen drohten, und „Strom“ stand auf seinem rothen Gesichte geschrieben; „Strom“ las man quer über seine breiten Schultern; „Strom“ war die Etikette seiner breitwadigen Stulpen.“

Ähnlich lautet die Personalbeschreibung in dem er-

wählten Artikel von „Ut mine Festungstid“: „Nicht Johr können vergahn sin, ik was all lang' fri; ik was Landmann worden; ik gung mit Stulpstäveln un korte Hoson in de Welt herüm; ik was en hellischen Kirl, de ganze Damm, de hürte mi tau. Ik was noch mal so breid worden, as ik west wir, un Schauster Bank, wat noch en ollen Spelkamerad von mi was, säd: „Frising“, säd hei, „mit Utnam von ollen Bäcker Haufnagel heft Du de dicksten Waden in de ganze Stadt; de Deuwel maß di 'n Por Stulpstäveln för söß Daler!“ Die frische Landluft, die gesunde mecklenburger Kost, vor Allem aber die streng geregelte Thätigkeit hatten Friz Reuter wieder gesund und zu dem kräftigen Manne gemacht, den einst schon der Jüngling verkündete.

Aber nicht nur der Körper hatte seine frühere Stärke wieder erlangt, auch Herz und Gemüth war die alte Frische und Fröhlichkeit wiedergegeben. In der freien, schönen Gottesnatur, die ihn rings umschloß, jubelte sein Herz auf mit den Vögeln, und „Freiheit, Lebenslust“ war sein Gesang. Die schöne Welt, von der ihn ein grausames Geschick so lange getrennt, jetzt erschien sie ihm wieder in dem ganzen vorigen Liebreiz, und er schloß sie begeistert von Neuem in sein Herz.

Das hat die Landwirthschaft für Reuter gethan und darum thut er recht, wenn er sie segnet und preiß't als diejenige, welche ihn dem Leben, der Menschheit wiedergegeben und ihn befreiet hat von langen und schweren Leiden. *)

*) Vgl. das Motto dieses Abschnittes.

Für den Dichter Reuter im Allgemeinen war die „Stromtid“ ein Durchgangsstadium, in welchem das wiedergewonnen wurde, ohne welches kein Poet sich und der Welt zur Freude und zum Segen wirken kann, die mens sana in corpore sano. Für den plattdeutschen Humoristen aber im Speciellen hat sie noch in anderer Weise gesorgt. Was Reuter bisher nur vorübergehend vergönnt war, nämlich Blicke zu werfen in das Leben des mecklenburgischen Landmanns und den Sohn der Heimat in seiner ganzen „natürlichen Wildheit“, aber auch in der vollen, freien Aeußerung seiner Herzensgüte wie seiner Verstandesthätigkeit nach kennen zu lernen, dazu bot sich ihm jezt Tag für Tag, Stunde für Stunde Gelegenheit. Jahrelang bleibt er mit diesem Menschenschlage in beständigem Conner, jahrelang ist er sein Gesellschafter, bei „saurer Arbeit“ und bei „frohen Festen“. Es kann bei Reuter's hoher Begabung und der Richtung, welche die Festungszeit dieser gegeben, nicht ausbleiben: der Dichter vertieft sich mit vollem Eifer, mit wahrer Lust in das Studium dieser ländlichen Charaktere, von dem Knechte, mit dem er heute Morgen hinter dem Pfluge geht, bis hinauf zum Pächter oder Gutsbesitzer, mit dem er Abends beim Glase „Rodsbohnen“ sich „Läuschen“ erzählt, „Wissen“ macht oder, die Eselsbrücke der Unterhaltung beschreibend, Whist, Boston oder L'Hombre spielt, eines jener Spiele, die man, lägen über ihre Heimatländer nicht bereits sichere Nachrichten vor, für eine Nationaleigenthümlichkeit des mecklenburgischen Landwirthes halten könnte, so eng erscheinen sie mit dem Wesen desselben verwachsen, so fest sind sie eingefügt in sein Unter-

haltungsprogramm. Hier auf dem Lande lernt er ferner, in Folge der eingehenden Unterhaltung, welche er mit den verschiedensten Persönlichkeiten der ländlichen Bevölkerung über die mannigfaltigsten Fragen zu pflegen sich genöthigt sieht oder bewogen fühlt, durch diese Conversation also über die verschiedenartigsten Themen lernt er die plattdeutsche Sprache erst in der ganzen Reinheit ihrer Formen und Fülle ihrer Wendungen kennen, denn das städtische Platt, welches Meuter bisher gehört und gesprochen, ist selbst in kleinen Landstädten wie Stavenhagen, Friedland u. s. w. nicht mehr ganz frei von hochdeutschen Beimengungen und hat manchen originellen Ausdruck eben wegen der einfacheren, kürzeren Bezeichnung desselben Begriffes oder Gedankens im Hochdeutschen eingebüßt, wengleich es an solchen Stellen dem ländlichen Platt noch weit näher steht als in den größeren Städten des Landes.

Aber nicht nur die Sprache, auch den Charakter der Land- und Stadtbevölkerung findet er Gelegenheit zu vergleichen. Bei den Besuchen in den seinem Landesaufenthalte nahegelegenen Städten lernt er den Kleinstädter in seinen Eigenthümlichkeiten unterscheiden von dem Landbewohner. Diese Einkehr in die Städte verschafft ihm gleichzeitig auch ein Bild von dem komischen, täppischen Auftreten so manches „Stroms“ außerhalb seines Berufs- und Lebenskreises.

Wenn nun endlich noch ein wiederholter längerer Aufenthalt in dem Mecklenburg nächstgelegenen Theile Pommerns den Dichter in den Stand setzt, Vergleiche anzustellen zwischen den mecklenburgischen Landbewohnern und der ihnen nahe verwandten pommerschen

Landbevölkerung, so muß doch die mecklenburgische Eigenart immer klarer hervortreten und sich immer fester dem Gedächtnisse des Dichters einprägen.

Kann nach allem diesen kein Zweifel obwalten über die große Bedeutung der „Stromtid“ für Neuter's Entwicklung zum mecklenburgischen Volks-Dichter, zum plattdeutschen Humoristen, so muß andererseits immer wieder hervorgehoben werden, daß eine derartige Einwirkung auf Friß Neuter unmöglich gewesen wäre ohne die Vorbereitung, welche Geist und Herz dazu auf der Festung empfangen hatten. In den Kasematten ist Neuter der Dichter geworden, der dann aus dem Born des Volkslebens, wie er sich ihm in der „Stromtid“ ergoß, mit so glücklicher Hand zu schöpfen vermochte.

Zunächst denkt nun Neuter noch nicht daran die tieferen Erfahrungen, die feineren Beobachtungen, welche er als Landmann gemacht, dichterisch zu verwerthen, er begnügt sich damit einzelne komische Intermezzos und Anekdoten aus dem Landleben zugleich mit humoristischen Stadtvorgängen in Versform zu kleiden. So entstehen während der „Stromtid“ selbst die Schilderungen des „hochgräflichen Geburtstages“ *), so bald nach ihr die „Läuschen un Rimels“.

Den Beschluß dieser Betrachtungen möge die Stelle aus Neuter's „Festungstid“ bilden, in welcher der

*) In dem Raabe'schen Jahrbuch finden sich neben der Beschreibung des „hochgräflichen Geburtstages“ auch sonst noch allerlei Schnurren von Neuter. So ist im Jahrgang 1847 auch bereits ein Gedicht aus dem ersten Bande seiner „Läuschen un Rimels“: „De Gedankenfünd“ anonym abgedruckt, allerdings in etwas anderer Gestalt als in der späteren Sammlung. Wir kommen hierauf im nächsten Abschnitte zurück.

Dichter dem Landleben begeistertes Lob spendet und welcher auch das Motto dieses Abschnittes entnommen ist. Nachdem sich Reuter mit den auf S. 205. wiedergegebenen Worten als „Strom“ eingeführt, sagt er:

„Fri! Fri! un denn Landluft un Landbrod un von Morgens bet 's Abends en deipen Drunk frische Luft, un Gotts Herrlichkeit rings herüm, blot taum Taulangen; un ümmer wat tau dauhn, hüt dit un morgen dat; äwer Mens in de beste Regelmäßigkeit, dat dat ümmer stinmt mit de Natur, dat maht de Backen rod un den Sinn frisch, dat is en Bad för Seel un Liew, un wenn de ollen Knaken un Sehnen of mal mäud worden un up den Grund sacken willen, de Seel swimmt ümmer lustig haben. — Ik segen de Landwirthschaft, sei hett mi gesund maht un hett mi frischen Maud in de Adern gaten. Un wenn Einer of nich sovel dorbi lihren deiht, as en Anner, de bi dat allergelährteste Mastfauder up 'ne Universität smeten is, so giwot dat doch vel tau beachten, un wenn Einer man nich tau ful un tau kortsichtig is un lickt en beten äwer den Tun von dat Gewarw, denn ward hei of vele gaude Kost för Verstand un Vernunft finnen, un wat hei findt is frische, grüne Weid', de unnern blagen Hewen in Regen un Sünneschin wuffen is un den Menschen ganz anners bekümmt, as dat swore, gelährte Mastfauder up de Universitäten un de Stallfauderung achter 'n Schriwidisch.“

VI.

Creptom.

„Un as wi an't Sand kenen, treckte ik den Schaulmeister sinen Rock an, un was hei of eng, so höll hei mi doch Wind un Weder von'n Luv, un wenn ik of Johrelang de Stun'n tau zwei Gröschen gewen müßt, herw ik mi in em doch gaud genaug gefallen; un hadd ik för den Herrn Paster of kein Schriweri tau besorgen, denn schrew ik des Abends „Läuschen und Rimmel, un dat würd min Lüftenland, un uns' Herrgott hett doräwer so fine Sünne schinen laten un Dau un Regen nich wehrt -- un de dummsten Lüüd' bogen de meisten Lüften.“

„Ut mine Festungstid.“ Schluß.

Nach Treptow überzusiedeln war Fritz Reuter einmal durch seinen Freund Peters und andererseits durch den dort ansässigen (jetzt schon verstorbenen) Justizrath Schröder bewogen worden, welcher letzterer als intimer Freund der Peters'schen Familie häufig in Thalberg verkehrte. Da beide Männer sich eines großen Bekanntheitkreises in dem damals ungefähr 3852 Einwohner zählenden Städtchen an der Tollense erfreuten und viel in demselben galten, so konnten sie unserm Fritz in Treptow günstige Aussichten für seinen Privatunterricht eröffnen, und auf ihre Empfehlung bauend, hielt denn der Privatlehrer Reuter im Frühjahr 1850 seinen Einzug in den nicht gerade ansehnlichen Ort. Er sollte es nicht bereuen, denn er fand hier seinen ausreichenden, wenn auch bescheidenen, Lebensunterhalt und in dem unausgesetzten Verkehr mit seinem Freunde Peters und dem Justizrath Schröder vollen Ersatz für die äußeren Annehmlichkeiten, welche ihm sein neuer Aufenthaltsort nun einmal nicht zu bieten vermochte. Der Justizrath Schröder, eine behäbige Figur mit „glattrasirtem, breitem, weinfrohem Gesichte“, war ein beliebter Gesellschafter, ausgestattet mit der lebenswürdigsten Gemüthlichkeit und einer

unverwüthlichen Laune, und konnte dabei auch für eine Art Original gelten. So erzählte man sich in Treptow, daß er, wenn er irgend einen Besuch erwartete, in der Zerstreuung zuweilen selbst an seine Thür klopfte, um dann ein kräftiges „Herein!“ ertönen zu lassen. *) Diesem originellen, immer mobilen Freunde, welchem der Dichter später den zweiten Theil der „Läuschen und Rimels“ „zur Kräftigung seiner gemüthlichen Laune“ dedicirte, verdankte Reuter manche Anregung zur humoristischen Schriftstellerthätigkeit. Letztere — die Schriftstellerei — blieb ungeachtet mannigfacher Anlässe vorerst noch Nebenbeschäftigung, die Hauptsache war der Unterricht, welcher fast den ganzen Tag in Anspruch nahm. Reuter ertheilte Privatstunden an Knaben und Mädchen in allen Unterrichtsfächern, namentlich auch im Zeichnen, und zwar, wenn wir den eigenen Berichten des Dichters trauen dürfen, gegen ein sehr niedriges Honorar. **) Nachdem unser Freund in seiner neuen Stellung festen Boden in Treptow gewonnen, verheiratete er sich im Sommer 1851 mit seinem geliebten „Loving“. Welch ein glückliches Leben begann jetzt für den Dichter! Ueberall stand ihm Frau Luise liebevoll zur Seite, eine treue Gefährtin in Lust und Schmerz. Es war inderthat eine „wunderschöne Zeit“, welche mit dem Einzuge dieses guten Geistes für ihn anbrach. Der gesellige Kreis, welchem Fritz bisher

*) Ich folge bei diesen Notizen über Schröder den Angaben des Herrn Dr. Otto Piper im „Daheim“ Jahrg. 1874. Nr. 47.

*) Vgl. „Ut mine Festungslid“ Schluß, wo Reuter ausdrücklich sagt, daß er die Stunde „tau zwei Gröfchen“ (2 $\frac{1}{2}$ Silbergröfchen) geben mußte.

mit soviel Freude angehört hatte, schrumpfte nicht etwa, wie es wohl bei anderen Ehen zu geschehen pflegt, plötzlich zusammen, nein, er erweiterte sich noch, seitdem demselben in Luise'n ein neues, liebenswürdiges, geistvolles Mitglied zugeführt war. *) Es war wirklich ein glückliches, gemüthliches Leben, das hier dem Dichter trotz seiner in materieller Beziehung keineswegs glänzenden Lage beschieden war. Denn alle Bedenken, welche sich für manchen anderen an letztere geknüpft hätten, schwanden hier dahin bei dem praktischen Verstande, welchen Frau Reuter neben dem höchentwickeltesten Sinne für alles Gute und Schöne entfaltetete. **)

In den freien Stunden aber, welche ihm seine Lehrthätigkeit und der freundschaftliche Umgang ließen, legte Reuter sich jetzt ernstlich auf das dichterische Schaffen und suchte wahr zu machen, was er „Wising“ einst bei seiner Werbung in Aussicht gestellt, daß er nämlich „ja auch mal ein Buch schreiben könne“. Er begann die während seiner „Stromtid“ selbst erlebten oder von anderen berichteten Anekdoten, die er

*) Vor Allem wurde auch jetzt noch der Verkehr mit der Peters'schen Familie in dem nur ca. $\frac{1}{4}$ Meile von der am Ausgange der Stadt gelegenen Reuter'schen Wohnung entfernten Thalberg fortgesetzt. Reuter und Frau waren dort, so lange die Jahreszeit Fustouren dahin irgend zuließ, fast regelmäßige Abendgäste.

**) Daß Frau Reuter nicht gleich anfangs allen Functionen einer Hausfrau glänzend gerecht wurde, beweist die den Lesern der Gartenlaube (1874. Nr. 40) wohlbekannte ergötzliche Geschichte von dem ersten Mittagessen im Reuter'schen Hause, bei welchem die intendirten Fricandellen die Gestalt eines Pfannkuchens annahmen. Bald jedoch wurde Luise Reuter auch in dieser Richtung eine perfects Hausfrau.

schon so oft in munteren Freundeskreisen unter allgemeiner Heiterkeit vorgetragen, zu Papier zu bringen und zwar in poetischer Form. Den neu geschaffenen fügte er die schon früher, als Landmann aufgezeichneten hinzu, häufig aber in nicht unwesentlich veränderter Gestalt, und so entstand der erste Theil von „Läuschen und Rimels“.*) Eine reizende Schilderung von dem allmählichen Entstehen dieser Sammlung launiger Gedichte hat uns Frau Luise Neuter **) gegeben. Nach ihrem Berichte fiel die erste Entscheidung über den Werth eines eben vollendeten „Läuschens“ ihr zu, und behagte es ihr, lobte sie namentlich den pointirten Schluß desselben, so rief sich Neuter vor Vergnügen die Hände und sprang wie ein Kind im Zimmer herum. Am nächsten Sonntage wurde dann das Poem dem Thalberger Freundeskreise zur Begutachtung vorgelegt und, bestand es auch diese Prüfung, in die Sammlung aufgenommen, jene zum Druck bestimmte Sammlung, deren dereinstiges Erscheinen im Voraus schon Frau Luise mit Bangigkeit erfüllte, fürchtete sie doch ihren, als Schriftsteller noch völlig unbekanntem Mann sofort beim Eintritt in die literarische Arena von dem un-

*) Bekannte aus Neuter's „Stromtid“ erinnern sich noch sehr wohl, wie er ihnen häufig allerlei verficirte Anekdoten zum Besten gab, und mit einem dieser „Läuschen und Rimels“ trat er ja auch schon — vergl. die Anmerkung auf S. 208. — an die Deffentlichkeit.

**) Vgl. den schon auf S. 215. erwähnten Aufsatz (von Friedrich Friedrich) in der „Gartenlaube“: Friß Neuter's „Louising“, für welchen Frau Neuter selbst die Notizen über den Anfang der Schriftstellerthätigkeit ihres Mannes geliefert.

barmherzigen Zahne blutgieriger Recensenten auf das Schrecklichste „zerfleischt“ zu sehen. Aber Frits verzweuchte diese Sorgen: „I, mein Wising, besser 'ne schlechte Recension, als gar keine. Darum quäle Dich jetzt nur noch nicht.“ — Das Buch war vollendet; aber nun trat jene große und schwere Frage an den jungen Autor von mehr denn 40 Jahren heran: „Wer wird das Buch verlegen?“ Frits Reuter wandte sich hierhin und dorthin, u. a. auch an den Buchhändler Dieze in Anclam, der sich aber gleich einem ebenfalls deshalb „begrüßten“ Neubrandenburger Buchhändler nur zu einem Commissionsverlage herbeilassen wollte. Da faßte der Dichter schnell einen kühnen Entschluß, er erklärte, das Buch im Selbstverlag herausgeben zu wollen. Justizrath Schröder ließ die zweihundert Thaler für die Druckkosten und nun begann in Neubrandenburg die typographische Herstellung. Und als dann im November 1853 die 1200 Exemplare — so stark hatte der couragöse Dichter sofort die Auflage bestellt — in Treptow eingingen, welch ein verändertes Ansehen gewann da plötzlich die Wohnung des Privatlehrers Reuter! Die Schultube ward zur Verlagsbuchhandlung, und die Hand, welche gestern noch Exercitien corrigirt oder Wirthschaftsgelder gebucht, schrieb jetzt Facturen und Begleitbriefe. Bestellungen waren freilich auf die zuvorige Anfrage des „Verlegers“ genug eingegangen, aber immer nur auf wenige Exemplare und meistens auch nur zur Ansicht, und so mochte denn Frau Luise Reuter recht hange ums Herz werden, wenn sie, auf dem großen Zeichentisch ihres Mannes die Packete schließend, hinunterblickte auf die Berge der zu ihren

Füßen liegenden, noch unverlangten Bücher. Und nun erst die „Krebse“! Was sollte aus ihnen werden, wie wollte man sie vor den Augen der boshaften Welt verbergen? Reuter's „Lowising“ entwarf auch für diese traurige Eventualität bereits ihren Plan: ein kleines Verließ neben der Küche sollte die bösen „Krebse“ in sich aufnehmen „für alle Ewigkeit“. Endlich war die Packerei beendet, und die Bücher zogen fröhlich in die Welt hinaus. Groß war allerdings noch der zurückbleibende Borrath, aber das konnte den unternehmenden Dichter noch nicht muthlos machen, er erklärte mit einer Kühnheit, welche die Gattin in größtes Erstaunen versetzte: „Den Rest der Exemplare gebe ich später als zweite Auflage heraus.“ Friß Reuter brauchte nicht zu diesem Manöver zu greifen. Das Buch fand lebhaften Anklang, Nachbestellung auf Nachbestellung erfolgte, und als nun gar die Kuhn'sche Universitätsbuchhandlung in Rostock 300 Exemplare auf einmal verlangte, da war die erste Auflage im Nu vergriffen, und schon 6 Wochen nach dem Erscheinen mußte der Druck der zweiten, der wirklich zweiten, beginnen, welche der Verfasser wiederum selbst verlegte. — Das war der glückverheißende Anfang von Reuter's Schriftstellerlaufbahn. Die „Läuschen un Himels“ — so bezeichnet der Plattdeutsche unser hochdeutsches „Gereimte Schnurren“, die Uebersetzung „Schnurren und Reimerien“ ist nicht zutreffend — hatten Reuter auf's Beste eingeführt und ihn schnell, zunächst freilich nur bei seinen mecklenburgischen Landsleuten und deren nächsten Nachbarn, den Vorpommern, zu einem beliebten Schriftsteller gemacht. Und worauf beruhte nun

der überraschende Erfolg dieses Erstlingswerkes? — „Meine Gedichte sind nicht wie vornehmer Leute Kinder, mit kleinen Ohren und aristokratischen Händen, geschnürter Taille und zartem Teint in die Welt gesendet worden, die allenthalben rücksichtsvolle Aufnahme finden und sich dafür mit gesetzten, zierlichen Worten bedanken. Nein! sie sind oder sollen sein eine Congregation kleiner Straßenjungen, die in „roher Gesundheit“ lustig über einander purzeln, unbekümmert um ästhetische Situationen, die fröhlichen Angesichts unter Flachsphaaren hervorlachen und sich zuweilen mit der Thorheit der Welt einen Scherz erlauben. Der Schauplatz ihrer Lust ist nicht das gehobnte Parquet fürstlicher Salons; nicht der farbenglänzende Teppich zierlicher Boudoirs; ihre Welt ist der offene Markt, die staubige Heerstraße des Lebens, dort treiben sie sich umher, jagen und haschen sich, treten ernst umherstolzirenden Leuten auf die Zehen, rufen dem heimwärtsziehenden Bauern ein Scherzwort zu, verspotten den Büttel, ziehen dem Herrn Amtmann ein schiefes Maul und vergessen die Mütze vor dem Herrn Pastor zu ziehen.“ Mit diesen Worten führt Frits Reuter seine Gedichte beim Publikum ein und fügt noch einen directen Hinweis auf die Unbedeutendheit des Stoffes, die Mangelhaftigkeit der Form und die Unbeholfenheit der Sprache hinzu, um derentwillen die Gedichte der Nachsicht dringend bedürftig seien. Diese Ankündigung entsprang der Bescheidenheit des Dichters, und eben darum dürfen wir ihr auch nicht blindlings vertrauen. In derthat sind Reuter's „Läuschen und Rimels“ mehr als ihr Vater auf dem Titel und in der

Vorrede verspricht, mehr aber auch als manche, sonst wohlwollende Kritiker meinen, wenn sie diese Gedichte einfach in das Langbein'sche Genre verweisen. Nehmen wir das Letzte zuerst! Die poetischen Erzählungen Langbein's sind, wie die Reuter'schen, Versificirungen von bekannten und weniger bekannten Anekdoten; insofern sind sich beide Dichter gleich. Der Unterschied aber liegt darin: die Langbein'schen Geschichten können sich überall zugetragen haben, so allgemein sind sie gehalten, Reuter's „Läuschen“ dagegen, auch die von außerhalb Mecklenburgs überkommenen, theilweise schon in der poetischen Einkleidung Anderer bekannten, zeigen alle ein so echt niederdeutsches, speciell mecklenburg-vorpommersches Colorit, daß man glaubt, sie seien mit der Heimat dieses Volksstammes eng verwachsen. Langbein's poetische Erzählungen sind eben weiter nichts als poetische Erzählungen, Reuter's „Läuschen“ dagegen gleichzeitig norddeutsche Culturstickzen und können als Vorstudien für jene herrlichen Gemälde gelten, welche uns der Dichter in seinen späteren Werken von dem mecklenburgischen Volksleben geliefert hat. Und auch in der Form, meine ich, zeigt sich doch eine große Verschiedenheit bei beiden Dichtern. Von dem Vorwurfe der Langathmigkeit können wir zwar auch Reuter nicht immer freisprechen, aber wo finden wir bei Langbein die so feine, ihre Wirkung nie verfehlende Pointirung des Schlusses?

Mit dieser Darlegung seines Verhältnisses zu Langbein ist, glaube ich, gleichzeitig nachgewiesen, inwiefern Reuter mehr leistete, als der Titel seines Erstlingswerkes besagte und er selbst in Aussicht gestellt hatte.

Der überraschend günstige Erfolg des Werkes bei dem großen Publikum in der nächsten Umgebung Neuter's, in Mecklenburg und in Vorpommern, beruhte jedoch nicht auf diesen, ihn vor Dichtern wie Langbein vortheilhaft auszeichnenden Eigenschaften der Darstellung, welche von vornherein doch wohl nur von den ästhetisch Gebildeteren zugleich mit den großen Schwächen und Mängeln dieser Dichtungen erkannt wurden, nein, er basirte vorzugsweise auf den direct dem realen Volksleben entnommenen Stoffen, die den meisten der „Läuschen“ zu Grunde lagen. Die und die Anekdote hatte der Eine selbst erlebt, während ein Anderer jene spaßhafte Geschichte von der und der allbekannten Persönlichkeit oft gehört hatte, und diese ergöglichen Schnurren fand man nun hier in Versen gut wiedererzählt. Das Buch mußte ja Anklang finden und der Verfasser desselben, welcher alle diese Geschichten „zu wissen gekriegt“ und wüßig wiederzugeben wußte, ein „verteufelter Kerl“ sein. Wer in Mecklenburg kannte z. B. damals nicht den Rector Reinhard, dessen drollige Impromptus im ganzen Lande verbreitet waren, wer in Rostock nicht den aus dem Engadin stammenden Conditor Gaspari — „den ollen Kasprati“, wie Neuter ihn nennt, — der es während der langen Zeit seines Aufenthaltes in Deutschland nur zu einem ergöglichen Radebrechen in der Sprache dieses Landes gebracht, gleichzeitig aber seine Muttersprache so vollständig verlernt hatte, daß er einen Brief aus der Heimat nicht mehr zu lesen vermochte? Und von diesen und vielen anderen allgemein bekannten Persönlichkeiten erzählte Neuter in seinen „Läuschen un Rimels“ die spaßhaftesten Geschichten und zwar in der ansprechendsten

Form. — Was also uns heute, wenn wir diese Neuter'schen Erstlinge vom aesthetischen Standpunkte aus betrachten, was überhaupt dem Nichtmecklenburger bei der auch ihn erheiternden Lectüre dieser „Läuschen“ als etwas Nebensächliches erscheint: die realen Helden dieser Anekdoten, war für den ersten Erfolg derselben bei dem großen Publikum der Heimat die Hauptsache.

Ermuthigt durch den günstigen Ausfall seines ersten literarischen Debüts gab Neuter bereits im folgenden Jahre (1854) eine Sammlung von schon früher gelegentlich entstandenen Polterabendscherzen unter dem Titel „Sulklapp“ heraus, die, obwohl wie alle derartigen Erzeugnisse ohne besonderen künstlerischen Werth, doch ein so echt mecklenburgisches Gepräge aufwiesen, daß viele von ihnen ständige Nummern unseres vaterländischen Polterabendrepertoires geworden sind. Diesen kleineren Gedichten folgte noch in demselben Jahre der Anfang der hochkomischen Burleske „De Reif' nah Bellingen“, welche 1855 vollendet wurde. Dieselbe behandelt in ergößlichster Weise die abenteuerlichen Erlebnisse zweier mecklenburgischen Bauern, die, dem Zuge der Zeit folgend, ihre Söhne in's Ausland, nach Belgien, bringen wollen, damit diese dort die „Cultur der Welt“ und die Landwirthschaft wissenschaftlich kennen lernen. Eine Dichtung voll grotesker Komik, mit welcher die sentimentalen Zuthaten der Liebesgeschichte sich durchaus nicht vertragen wollen, während die echtlyrischen Naturschilderungen, die trefflichen Klangmalereien, wie sie z. B. der Anfang und der Schluß des Gedichtes uns bringen, allen Freunden wahrer Poesie willkommen sein müssen. — Unter den

Charakteren, welche mit glücklicher Hand aus dem reichen mecklenburgischen Volksleben gegriffen sind, tritt auch der den Lesern von „Läuschen un Rimels“ wohlbekannte Rüster Suhr *) mit seinem classischen „Miffingsch“ **) wieder auf, und interessirt es vielleicht die Leser der Reuter'schen Dichtungen, daß für diese wirksame Figur ein wirklicher Rüster Suhr, der noch lebende Rüster Suhr zu Sabel (bei Malchow), wo der Dichter öfter seinen Onkel, den dortigen Pastor Reuter, besucht hatte, in dem ganzen Auftreten wie namentlich auch in der Sprache das Vorbild geliefert hat. †) „De Reif' nah Belligen“ erregte noch größeres Aufsehen in Mecklenburg als die „Läuschen un Rimels“, und der ihr gezollte, volltönende Beifall galt jetzt nicht nur wie bei jenen ersten Versuchen in erster Linie dem Stoffe, als vielmehr der wahrhaft dichterischen Behandlung desselben.

*) Die verschiedene Schreibart des Namens in den ersten Auflagen der beiden Dichtungen: „Sur“ und „Suhr“, in welcher Glagau eine vom Dichter beabsichtigte Unterscheidung der beiden Figuren erblicken zu wollen scheint, beruht wohl auf einem Druck- oder Schreibfehler. In den neueren Auflagen beider Werke wenigstens wird der Name immer mit einem h. geschrieben.

**) „Miffingsch“ ist nicht, wie Hermann Grieben in der „Kölnischen Zeitung“ meinte, auf „Meißensch“ zurückzuführen. „weil in Meißen angeblich „das beste Deutſch“ gesprochen wird“, man bezeichnet vielmehr mit diesem Ausdrucke eine Sprache, die wie das Messing aus Kupfer und Zink. aus Hoch- und Plattdeutsch gemischt ist.

†) Der Dr. Grischow, welchem Reuter „De Reif' nah Belligen“ dedicirt hat, ist der auf S. 30. erwähnte Apotheker und Chemiker in Stavenhagen, ein vertrauter Freund des Bürgermeisters Reuter während der letzten Lebensjahre desselben.

Die Beliebtheit, welche Reuter in kürzester Frist bei seinen Landsleuten als Erzähler gewonnen, ließ ihn auf die Idee kommen, von 1855 ein „Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern“ herauszugeben. Das Blatt, welches in Neu-Brandenburg verlegt*) und gedruckt wurde, erschien wöchentlich einmal (Sonntags) in einem Bogen Klein-Folio, und trägt die erste Nummer das Datum des ersten April. Ueber das Programm des Unternehmens heißt es in ihr:

„Der Zweck des Blattes würde Unterhaltung sein, wie der Titel es anzeigt, und zwar Unterhaltung, die sich durchaus fern von politischen und religiösen Fragen hält, die jeden Angriff auf Personen, der über den Scherz hinausgeht und mehr den Träger, als die etwaige Lächerlichkeit der Sache trifft, aus ihrem Kreise verbannt, und als Hintergrund, soviel als möglich, lokale Verhältnisse benützt. Das Letztere ist eine schwierige Aufgabe, für Wenige unerreicherbar, und deswegen wenden wir uns an bekannte Freunde und freundliche Unbekannte mit der Bitte um rege active Theilnahme an unserem Unternehmen und versprechen von vorn herein, jede Gabe, sei dieselbe in Gestalt einer Novelle, einer Erzählung, eines Gedichtes, eines Schwanks (hochdeutsch oder plattdeutsch), einer Anekdote, eines Räthfels u. oder eines lokalen Berichts, einer Neuigkeit geboten, mit dem herzlichsten Danke in Empfang zu nehmen und zu benutzen, sofern dieselbe sich nur von den eben angedeuteten Beziehungen fern hält. Wissenschaftliches soll nur dann von uns geboten werden, wenn es entschieden begründet, von allgemeinem Interesse und leicht faßlich ist.“

Diesem Programm suchte Fritz Reuter nach besten Kräften gerecht zu werden. Da es ihm hierbei aber

*) Von der C. Singnau'schen Verlagsbuchhandlung.

an der ausreichenden Unterstüfung, welche von vornherein als Factor in's Auge gefaßt war, fehlte, so sah er sich hinsichtlich der größeren Artikel fast ausschließlich auf seine eigene Feder angewiesen, und einer ganzen Reihe von Skizzen und Gedichten hat er in jener Zeit das Leben geschenkt. So enthalten die Nummern 1—8 unter der Rubrik „Skizzen aus alter Zeit“ einen Theil der uns aus „Schurr-Murr“ bekannten Jugenderinnerungen des Dichters „Meine Vaterstadt Stavengagen“. Am Schlusse des in Nr. 8 abgedruckten Bruchstückes findet sich die Ankündigung: „Fortsetzung folgt.“ Letztere ist jedoch unterblieben und so haben denn die erwähnten Memoiren im „Unterhaltungsblatte“ nur etwa bis zu S. 55. in „Schurr-Murr“ einen Platz erhalten. In der Nr. 11 und 12 lesen wir die gleichfalls in „Schurr-Murr“ aufgenommene hyperfentimentale Geschichte von „Haunefiken“ und in Nr. 13 ff. die schon auf S. 171. erwähnte „heitere Episode aus trauriger Zeit“, welche in hochdeutscher Sprache und lange nicht mit dem köstlichen Humor wie in „Ut mine Festungstid“ die Graudenzer Haftzeit des Dichters behandelt. Dann aber begegnen wir hier einer großen Anzahl der später als zweiter Band herausgegebenen „Läuschen un Rimels“, so in Nr. 1 „De Börger's bi Regenwere“ (Nr. 4 der „Läuschen un Rimels“), dem in Nr. 2 das Gegenstück „De Buuren bi Regenwere“ (Nr. 5) folgt, weiter in Nr. 3 „Dat wir bald wat worr'n“ (Nr. 6), in Nr. 4 „Dat kümmt mal anners!“ (Nr. 27), in Nr. 5 „De Kalwebrahr“ (Nr. 28) u. s. f. Es sind hier im Ganzen 15 Gedichte aus dem zweiten Bande von

„Läufchen und Rimels“ abgedruckt, welche, von Abweichungen in der bei Reuter eigentlich nie recht feststehenden Schreibart abgesehen, in beiden Ausgaben völlig übereinstimmen. Nur bei einem, dem in Nr. 26. veröffentlichten „Dog um Dog“ hat Reuter später einem anderen Titel, dem charakteristischeren „Läuw, Di will ik betahlen!“ den Vorzug gegeben, bei den übrigen ist auch der Titel hier wie dort der gleiche. Endlich erscheint auch in diesem Unterhaltungsblatte bereits Reuter's unübertrefflicher „immeritirte Entspektor Bräfig“, wohnhaft zu Haunerwiem. Er correspondirt mit dem Redacteur des Unterhaltungsblattes und sein erster Brief knüpft an eine ihm zugegangene Aufforderung zur Mitarbeiterschaft durch Einsendung von Notizen u. dgl. an. Der Brief lautet:

„Lieber Herr Gönner!

Also so ans! Wo kömmt dieser Hund in die Koppel! na nun kömmt's anders, als mit der seel. Frau! — Ich komme als ein Berichterstatter — als Sie mir beehren — aus der Begüterung? — das nehm mich keiner übel, das is so spaßig, als Sie als Redaktöhr. Wissen Sie woll noch als wir mit Derche Blanten, der nachher ins Faulenrosser Mühlenschütt sich versoff, die Kraunen von den frischen Erbschlag jagten? Un nu doch! Was aus en Menschen all werden kann, un oll Rutte Schultsch ihr Arm würd ümmer dider! — Na, ich segg! —

Ihren lieben Brief habe ich den Donnerstag vor seben Wochen richtig gekrigt und war nicht ohne für mir, was die Anerkennung von Beobachtung betrifft. Ich würde mich noch mehr auf die Beobachtung legen; abersten die Sicht! Und denn auch weil mich Bollen seine hakerment-schen Zungen die Brille entzwei gemacht haben, worum ich auch nu erst schreibe. Gott bewahr mir in allen Gnaden vor liebe Kinder un vor Allen vor die Art.

Sie schreiben da von Ihre Unterhaltungsgeschichten; es is möglich, aber Jeder auf seine Art! Ich bin jetzt bei unsen Herrn Pasturen seine Staatskalender. Diesen lieben langen Winter hab ich sie durchgelesen von die Jahren 1813—17, wo ich noch bei bin, un was mir sehr plätsirlich ist. Apopo! schreiben Sie doch auch mal eins so'n Staatskalender! Sie können ja falsche Namen schreiben

Aber nu auf Ihre briefliche Vorkommenheiten! Ja, Gott sei Dank bei uns passirt noch ümmer was, aber was jehund grade passirt, das is eigentlich schon lange passirt, denn nu is Dodsgeruch, un wer was von sich ausgehn läßt, ist nur ein Untergebener, denn die hohen Herrschaften sünd nich hier. Jedemnoch wäre es möglich, daß vor Sie das Beiliegende eine Untkenntniß wäre und daß Sie es in Benutzung nehmen könnten*); also derowegen scheniren Sie sich gefälligt gar nich; mir kann kein Deumel was, denn die fünf dausend Lorf, die ich extra krieg, hab' ich meindag nicht gekriegt. weil daß der neue Inspector sie immer erst um Martini will anfahren lassen und daß sie denn zu Mord sünd. Un das Andere können sie mich nich nehmen, weil daß ich die Papiere drüber hab'; in diesen Hinsichten bün ich ein Freiherr.

Schlechte Wißen machen Sie aber nicht darüber, denn wozu? Haben Sie schon geangelt? Es passabelt schon! Ein Boars von 3 Pfund alsgestern.

Bleiben Sie in guter Gesundniß und wünsche Ihneu ein länger Leben, als Ihre Unterhaltungsgeschichte.

Leben Sie wohl

Ihr

wohnhaft zu
Haunerwiem bei
Clas Hahnennurt den 7. Mai 1855.

bis in den Tod
getreuer Bräsig
immerirter Inspector.

*) Neuter läßt seinen Bräsig diesem Briefe ein „Kleines Festprogramm also gedacht für die Tage der Hochzeit unserer lieben Tochter“ beilegen, welches stark an das Programm des hochgräflichen Geburtstages erinnert und zum Abdruck kommt, weil „dergleichen Festanordnungen einen belehrenden Blick in die Sittengeschichte unseres Jahrhunderts gestatten“.

Diesem ersten Briefe folgt noch eine Reihe von Correspondenzen, eine immer erwecklicher zu lesen als die andere, so daß ihr Wiedererscheinen in dem „Nachlaß“ durchaus zu billigen ist, wenn sie auch nicht gerade das sind, was man gewöhnlich unter Nachlaß versteht. Auch die in den ersten Ankündigungen dieses Nachlasses gleichfalls in Aussicht gestellten „Memoiren eines alten Fliegenschimmels in Briefen an seinen Urenkel, den großherzoglich mecklenburg-schwerinschen Gestütshengst Ned Robin, Doberansky, Güstrowsky, Fuchs, Vollblut und Premier des Vollblutamtes zu Redesin, Inhaber eines Sterns“ sind in diesem Blatte zuerst abgedruckt. Außer diesen größeren Beiträgen hat Neuter aber noch eine Menge kleiner Anekdoten, namentlich ländliche Geschichten, für sein Unternehmen geliefert, die alle höchst spaßhaft und gut erzählt sind. Einzelne von ihnen hat der Dichter später anderweitig von Neuem verwendet. So lesen wir in Nr. 1: „Jehann Jochen Rehfaut un Corl Ganschow führten Bunnholt in 'n Winter un 't was 'n gruglichen Schneidräwel un Corl Ganschow frög: „Jehann Jochen will wi?“ — „Mantau“, sähr Jehann Jochen; un sei güngen in den Bremsenkraug 'rin un doa seeten sei un däüeten sich en bäten achtern Kachelaben up. Als sei nu so seeten, kehmen twei Franzosen 'rinne, denn dat was in dei Franzosentid. Un dei ein, dat was so 'n ollen Scherfchant un dei leit twei Schlud inschenken, un as hei den einen utdrümf, dunn sähr hei: „A wuh!“ un dei anne, de drümf den annern ut un sähr: „Serwetöhr!“ dunn güngen sei. Als sei 'rut wieren, sähr Corl Ganschow: „Jehann Jochen, will'n of mal so.“ „Jewoll“,

seggt Jehann Sochen, un de Wirth schenkt ehr twei Schluck in. Carl Ganschow nimmt den einen un seggt: „Na nu!“ — „Sett 'n vör 'e Dör!“ seggt Jehann Sochen.“ — Man vergleiche hiermit „Ut de Franzosentid“ Kap. 1*): „Na, während des nu also de Uhrkenmafer sik de Stifeletten anknöpt un de Borenmüs upset't, satt Möller Bofß mit den Franzosen tausam un let sik dat in den Herrn Amtshauptmann finen Rothwin sur warden, un de Franzos' stödd mit den Möller an un säd: „A Wuh!“ un de Möller namm denn sin Glas, drümk un säd: „Na nu!“ un denn stödd de Möller wedder mit den Franzosen an, un de Franzos' bedankte sik un säd: „Serwitör!“ un de Möller drümk denn of un säd: „Sett en vör de Dör!“ un so redten sei französisch mit enanner un drunken.“ Aber auch von Mitarbeitern eingesandte Schnurren verwendet der Dichter später für sich. So enthält Nr. 18 des „Unterhaltungsblattes“ ein kleines, M. . . ph. *) unterzeichnetes Gedicht „Dat Husmiddel“: Eine alte Dame hat Kopfschmerzen und läßt ihren Hausarzt rufen, wendet aber gleichzeitig ein Hausmittel an und hat infolge dessen ihren Kopf mit einem großen weißen Tuche verbunden:

„Wat hebb'n Se up den'n Kopp sich legt?“
 Bewunnet nu dei Dotter frögt.
 Husmiddel! stamet bang de Dusch,

*) 10. Aufl. pag. 50.

**) Dieser Mitarbeiter M. . . ph. war, wie aus einer Notiz des Redaktions-Briefkastens und auch aus der Sprache des obenstehenden Gedichtes hervorgeht, kein Mecklenburger, sondern ein in Greifswald ansässiger Pommer.

Ik hew mi Suakrut ruppe legt.
 Dei Dokter was ut wat perdotsch
 Un geiht herut, indem hei segt:
 »Dat helpt allein nich, glöb'n Se mi,
 Doa möt 'ne Bratwurft ut noch bi!“

Diese nicht sonderlich geschickt erzählte Anekdote benutzt nun Reuter in „De swarten Vocken“ (Läuschen un Rimels. II. Bd. Nr. 1). Chirurgus Jacob Kalw hat Herrn Holtermann das Gesicht mit der verhängnisvollen schwarzen Salbe eingesmiert und fragt, da noch etwas neben diesem Medicament angewendet werden muß und ein „Roborantium“ oder „Mitigantium“ von der Hausfrau nicht angeschafft werden kann, nach Sauerkraut:

Datt hett sei, ja! — „Denn nemen S't“, seggt Jacob,
 „Un slagen S't in 'ne rein Salwjett
 Un legg'n S't den Kranken up den Kopp.“
 Un geiht nu 'rut und seggt adjü. —
 „Fit.“ segt de Fru. „oh, loy em nah!
 Ob ot 'ne Bratwurft müßt dorbi?“ —
 Un Fit kümmt trügg: „Sa.“ säd hei, „ja!
 Dat künn taum wenigsten nich schaden.“ —

Da der Mitarbeiterkreis dem unglücklichen Redacteur neben kleinen Schwänken fast nur Gedichte und immer wieder Gedichte *) lieferte, auch wohl andere Widerwärtigkeiten hinzukamen, so legte Frits Reuter trotz der freundlichen Theilnahme, welche sein Unter-

*) Unter diesen Gedichten finden sich übrigens auch mehre Poesieen der talentvollen, unglücklichen Dichterin A. B., deren Schöpfungen Frits Reuter nicht lange darauf unter dem Titel: „En por Blomen ut Annamariel Schulten ehren Goren“ herausgab. In diese Sammlung gingen denn auch die hier in Rede stehenden Gedichte über.

nehmen beim Publikum gefunden, die Redaction nieder. In der letzten von ihm redigirten Nummer des Blattes d. d. 30. März 1856, mit welcher diese Zeitschrift gleichzeitig ihr Ende erreichte, sagt er:

„Meine contractliche Pflicht ist erfüllt, warum soll ich noch länger bleiben und schreiben, dahin schwanden die Wadern all? Zu schwinden beginn ich in Preußen, meinen Schritt sieht Treptow nicht mehr; in Brandenburg werd' ich entschlafen als Redacteur des Unterhaltungsblattes;

Denn ein Jahr hab ich's ertragen,
Trag's nicht länger mehr;
Hab' die Schreiberei im Magen,
Bleib' nicht Redacteur.

Allen fernen und nahen Freunden, die mich mit Wort und Schrift bei der Herausgabe des Blattes unterstützt haben, sage ich meinen aufrichtigsten Dank, dem nachsichtigen Publikum nicht minder, dem Unterhaltungsblatt rufe ich ein zärtliches Lebewohl zu und will wünschen, daß es für die Folge mehr Unterhaltung bieten möge, als ich in einer gänzlich isolirten Stellung liefern konnte.

Treptow, den 1. April 1856.

Friß Reuter.“

Mit diesem Rücktritt von der Redaction fällt Reuter's Ueberfiedelung nach Neubrandenburg zusammen, zu welcher er sich auf den Rath von Neubrandenburger Freunden, die ihn der Treptower Abgeschiedenheit entrisen sehen wollten, entschloß.

Wir haben im Vorstehenden ausschließlich die schriftstellerische Thätigkeit Reuter's während seines Treptower Aufenthaltes in's Auge gefaßt, und so bleibt

uns denn jetzt aus seinem äußeren Leben in diesem Zeitraum einiges nachzutragen. Zunächst muß noch die Auszeichnung erwähnt werden, mit welcher ihn seine Mitbürger beschenkten und deren er selbst in seinen Schriften niemals ohne Heiterkeit gedacht hat, nämlich die Verleihung der Würde eines Stadtverordneten, zu welchem Ehrenamte ihn die guten Treptower im Jahre 1853 beriefen. Die Geschichte hat ja nun einmal auch ihren Humor, und so mußte denn jetzt der Mann, welcher einst Preußen feierlich Urphede zu schwören gezwungen wurde, ein Wort mitsprechen bei der Verwaltung einer gut preussischen Stadt, und es sollte noch besser kommen, denn bei den Wahlen zum Abgeordnetenhaus im Jahre 1855 wurde Friß Neuter von der Stadt Treptow als Wahlmann gen Ufermünde entsandt und half durch seine Stimme den Sieg für den auf's Heftigste bekämpften Grafen von Schwerin erringen. Diese letztere Episode aus seinem Leben als preussischer Unterthan wird uns vom Dichter selbst in einem offenen, ernst gehaltenen Briefe an seinen auch damals gerade in Bolz weilenden Freund R. geschildert, welcher in den Nr. 31, 32 und 33 des Neuter'schen Unterhaltungsblattes veröffentlicht ist. Ueber sein Treptower Stadtverordnetenthum hat er dagegen, wie schon gesagt, stets nur mit lachendem Munde referirt, und auch in seiner Zeitschrift finden sich mehre humoristische Hindeutungen auf diese seine Thätigkeit in städtischen Angelegenheiten.

Der Unterricht, welchen Neuter in Treptow erteilte, erstreckte sich nicht nur auf die gewöhnlichen Schulfächer (mit Einschluß des Zeichnens), sondern hatte auch das

Turnen und Schwimmen zum Gegenstande. Mit den Zöglingen dieser letzteren Kategorie pflegte der Dichter zuweilen auch nächtliche Ausflüge zu machen, um hierbei die Beherztheit der Knaben auf die Probe zu stellen, indem er z. B. im Walde einen derselben nach einem entfernteren Punkte sandte oder beim Vorüberkommen an einem Kirchhofe einen andern mutterseelenallein über diese unheimliche Stätte gehen hieß. *)

Für den Humoristen charakteristische Schnurren und Anekdoten aus dem Treptower Privatleben Reuters sind uns nicht aufbewahrt.

Dagegen ist allen seinen, noch ziemlich zahlreichen, Freunden aus jener Zeit das herzgewinnende Auftreten, das bescheidene Wesen und die große Gutmüthigkeit des Dichters fest im Gedächtniß geblieben, und werden uns von letzterer namentlich manche Proben überliefert. So begegnete — um nur eine derselben hier aufzuführen — Reuter eines Tages dem alten Briefträger St . . . , welcher damals das Factotum und der Liebling der ganzen Stadt war, und: „Na, St . . . ing, wo geht Se dat, wat maken Fru un Kinner?“ war seine mehr als conventionelle Frage, wußte er doch, daß der alte Postbote in nicht gerade beneidenswerthen Verhältnissen lebte. Und als ihm nun St . . . von Neuem sein Leid klagte, ihm erzählte, daß er bei so und so viel Kindern seine liebe Noth habe ehrlich durchzukommen, da wurde unser Fris durch diese Schilderung so gerührt, daß er, obschon

*) So berichtet mir einer seiner damaligen Turnschüler.

selbst, wie wir wissen, damals keineswegs brillant situiert, alles Geld, was er gerade bei sich, in dem Augenblick vielleicht überhaupt zur Disposition hatte, — es sollen an zwei Thaler gewesen sein, — dem Alten als Geschenk in die Hand drückte. Derartige Beweise von aufopfernder Gutmüthigkeit werden uns, wie schon bemerkt, aus jener Treptower Periode viele berichtet; das gültigste Zeugniß dafür giebt aber wohl seine damals bethätigte große Hinneigung zu Kindern, mit denen er, mochten sie nun zu seinen Schülern gehören oder nicht, stets in liebevollster Weise verkehrte. Einer dieser kleinen Freunde, der Sohn seines langjährigen Hauswirthes, eines Färbereibesizers, lieferte hierbei eine köstliche Anekdote, an welche Neuter auch noch in späteren Jahren mit vielem Behagen zu denken pflegte. Eines Tages hatte Neuter den kleinen Jungen, der sich ihm als ein aufgewecktes Kind erwies, mit auf sein Zimmer genommen, um sich dort mit ihm zu beschäftigen. Er legte ihm eine Zeichnung, welche eine Kirche mit Thurm darstellte, vor und gab ihm Anweisung dieselbe abzuzeichnen: „So, min Söhn, nu kannst Du irst dissen Turn un den de Kirch malen“, worauf der Kleine ganz naiv fragte: „Herr Neuter, sall ik of glik 'n Preister rinmalen?“ — Bei dieser Gelegenheit mag noch nachträglich bemerkt sein, daß Neuter sich auch außer den Schulstunden fortdauernd mit der Zeichenkunst beschäftigte und das wohlgelungene Portrait manches Bekannten auf's Papier warf. Wer heute den Herrn Dekonomierath Peters auf Sieden-Bollentin zu besuchen Gelegenheit hat, wird dort noch mehre in jenen Jahren von Neuter angefertigte Familienbilder

erblicken, und auch in Treptow selbst finden sich noch mehre solche Beläge für die langjährige Lieblingsthätigkeit unseres Freundes. Als etwas höchst Charakteristisches für die Neuter'schen Portraits wird noch hervorgehoben, daß dieselben immer am besten gelangen, wenn der „Künstler“ die Personen aus dem Gedächtnisse zeichnete. — Außer diesen hier und da anzutreffenden Bildern hat aber Treptow noch eine Erinnerung an Neuter's dortiges Schaffen sich bewahrt. Noch existirt die Laube, in welcher der Dichter seine ersten poetischen Werke, zum großen Theile wenigstens, gedichtet, und befindet sich jetzt im Garten des Brauereibesizers Stiebler.

Die Jahre in Treptow sind für Neuter, obgleich bekanntlich keineswegs immer frei von materiellen Sorgen, doch höchst glückliche gewesen, waren sie doch die Jahre seines beginnenden ehelichen Glückes und seines ersten erfolgreichen dichterischen Wirkens. Noch in den Zeiten, wo Ruhm und Wohlstand sie umgab, gedachten Neuter und Frau voll inniger Freude ihres Treptower Aufenthaltes als des schweren und doch so schönen Anfanges ihres Glückes.

Was aber hat der Treptower Lebensabschnitt unserm Neuter, der sich von nun an entschloß ganz ein Dichter zu sein, für seine spätern Leistungen gebracht? Er ließ ihn die schon früher gemachten Studien des kleinstädtischen Lebens erweitern und neue Originale desselben kennen lernen. Dann aber forderte ja auch die längere Anwesenheit in einer pommerschen Stadt heraus zu Vergleichen zwischen dem Charakter des

Kleinbürgerthums in Pommern und in dem heimischen Mecklenburg, und was Reuter während seiner „Stromtid“ durch den Aufenthalt in Thalberg rücksichtlich des Landmannes gewann, fand er hier, vermittelt eines fortgesetzten Vergleiches, für den Städter: die genaueste Kenntniß mecklenburgischer Eigenart.

VII.

Higen-Bramborg.

Neu-Brandenburg, der zweitgrößte Ort des Großherzogthums Mecklenburg-Strelitz, ist eine der anmuthigsten Städte Norddeutschlands. Der mit größtmöglicher Regelmäßigkeit erbaute Ort mit seinen schnurgeraden Straßen, seinen durch ihre Geschichte nicht minder als durch architektonische Schönheit fesselnden Bauwerken, unter welchen die auch nach Außen vollständig im Spitzbogenstyle durchgeführte St. Marienkirche wie das Stargarder und Friedländer Thor hervorragen, seinen von mächtigen Eichen bestehenden Festungswällen und dem unfern gelegenen, von Nichtmecklenburgern wie Einheimischen immer noch nicht hinreichend gewürdigten romantischen Tollenser See war für einen Dichter ein selten glücklich gewählter Aufenthalt*), und konnte es schon wegen der natürlichen Lage der

*) Neben diesen äußeren Vorzügen hat Neu-Brandenburg auch noch den einer interessanten Geschichte. Namentlich tritt dasselbe während des 30jährigen Krieges bedeutend hervor. In ihr erscheint am 2. Februar 1631 Gustav Adolph, und bald nach seinem Weiterzuge belagerte Lillj mit seinen Truppen die Stadt, bis am 9. März nach verzweifelter Gegenwehr die Mauern fielen und die zügellose Soldateska in Neu-Brandenburg eine Vorübung zu der kurz darauf folgenden Plünderung Magdeburgs veranstaltete. Die hier von den Lillj'schen Schaaren an der schwedischen Be-

Stadt nicht Wunder nehmen, wenn Reuter sich in ihr ganz besonders wohl und heimisch fühlte. Zu diesen Annehmlichkeiten gesellte sich nun noch für unsern Dichter das Wohlthuende eines großen Freundeskreises. Reuter war nämlich auch hier in kürzester Frist der allgemeine Liebling der Stadt, und Jeder freuete sich mit ihm freundschaftlich verkehren zu können. Neben diesem weiteren Umgangskreise hatte unser Friß jedoch noch eine Anzahl intimerer Bekannten, mit denen er namentlich auch einen häuslichen Verkehr unterhielt. Zu diesen letzteren gehörten u. a. die durch ihre Arbeiten zur Kenntniß von Land und Leuten in Mecklenburg um unser engeres Heimatland hochverdienten Gebrüder Ernst und Franz Boll *), sowie der jetzt in Güstrow lebende tüchtige Componist und Musiklehrer Johannes Schondorf und der Apotheker Dr. Siemerling, dessen Reuter in „Montecchi und Capuletti“ in scherzhafter Weise gedenkt. **)

fakung wie an den Bürgern verübten empörenden Grausamkeiten fanden ihre Wiedervergeltung bei der Erstürmung von Frankfurt a. D., wo die Schweden die um Quartier oder Pardon bittenden Kaiserlichen mit den Worten: „Neubrandenburgisch Quartier“ niederhieben. — Dieser Zerstörung unter Lillj und zwei darauf folgenden großen Bränden verdankt übrigens Neubrandenburg seine jetzige freundliche Neugestalt.

*) Sicher ist der Verkehr mit diesen beiden in das Wesen des mecklenburgischen Volkes wie in die Geschichte, speciell die Kulturhistorie, unserer engeren Heimat tief eingedrungenen Gelehrten von hohem Nutzen für Friß Reuter, den genialen Zeichner mecklenburgischer Kulturbilder, gewesen.

***) Vgl. „De mecklenbörgschen Montecchi un Capuletti“ Kap. 5, wo Herr Groterjahn in Wien am Abend vor der Reise über den Sömmering zu seinem Cicerone dem Herrn Nehmlisch

Gerne verkehrte Neuter damals auch mit den Schülern der oberen Classen des dortigen Gymnasiums und begleitete dieselben häufig auf ihren „großen Turnfahrten“, so neben der Liebe zur Jugend gleichzeitig sein Interesse an der Turnerei, welche er nun nicht mehr als Lehrer pflegen konnte, von Neuem bethätigend.

War Neuter, wenn er in öffentlichen Lokalen wie z. B. in dem der Ressource erschien, ein willkommener, weil allzeit heiterer und freundlicher Gast, so erwies er sich nicht minder liebenswürdig, wenn er als Wirth seine näheren Bekannten in seiner eigenen Wohnung begrüßte. Noch heute gedenken die Freunde aus jener Zeit mit Vergnügen der gemüthlichen Abende, welche sie damals, Dank der Liebenswürdigkeit des Dichters und seiner Luise, einer Wirthin *comme il faut*, im Neuter'schen Hause verlebten und bei denen sie in materieller Beziehung nicht weniger gut als in geistiger aufgehoben waren. Bei diesen Zusammenkünften tauschte man die gesammelten Anekdoten, die gemachten komischen Erfahrungen aus, und wenn so der Dichter manche von seinen Schnurren und Erlebnissen zum allgemeinen Besten

äußert: „Also von hier reisen wir nun über den großen Siemerling“. Herr Nehmlich antwortet: „Bitte um Entschuldigung, es heißt Sömmering.“ — „Dor kamm hei nu äwer schön an: Herr Groterjahn hadd sid woll markt, wo sine Fru em mit dat Popojäum astrumft hadd, un watt sei kunn, kunn hei ok un müßt e hei ok, hei säb also: „Sömmering ist meines Wissens gar kein Name, aber Siemerling ist ein Name, ich habe viele Geschäften mit dem Doctor Siemerling in Neubrandenburg gemacht, und so werden Sie mir doch wohl erlauben, daß ich Siemerling sage.““

bergab, so heimste er dafür doch auch manches, bisher ungekanntes „Läufchen“ ein, was er später „wedder los werden künn“, wie man in Mecklenburg von Anekdoten, die stets ein dankbares Publikum finden, zu sagen pflegt. Häufig benutzte Reuter auch diese Gelegenheit, um eben beendigte oder noch in Vollendung begriffene Werke zunächst dem Urtheilsspruche eines kleineren Gerichtshofes zu unterbreiten, indem er einzelne Abschnitte daraus zum Vortrag brachte. Da Reuter aber, wie ich entgegen der Behauptung von Ludwig Walesrode *) hier nach den Mittheilungen zuverlässiger Freunde constatire, seine Dichtung selbst sehr schlecht vorlas, so ereignete es sich oft, daß die freundlichen Richter nach diesen Proben von den neuen Schöpfungen Reuter's weit weniger erwarteten, als sie später bei eigener Lectüre erfüllt fanden.

Hier in Neubrandenburg also hatte Friß Reuter vom 2. April des Jahres 1856 an seinen Wohnsitz genommen und damit zugleich die Stätte betreten, wo er seine hervorragendsten Werke schaffen sollte. Die zunächst folgenden Dichtungen lassen freilich noch nichts von der Größe der kommenden Leistungen ahnen, man möchte sie vielmehr als Umzugspoëmien bezeichnen. Bei Veränderung des Wohnortes geht nämlich der bisher erzählende Dichter auf das dramatische Gebiet über, um sich dann, wieder auf sein erstes Feld zurückkehrend, vom komischen Genre dem tragischen zuzuwenden. So entstehen als erste Neubrandenburger Producte das Lust-

*) Gartenlaube. Jahrgang 1864.

spiel: „Die drei Langhänse“, *) dem ein Curiosum aus dem Beamtenthum eines, irre ich nicht, thüringischen Staates, also vielleicht eine Reminiscenz aus der Jenerser Studentenzeit des Dichters zu Grunde liegt, ferner das Lustspiel: „Der erste April oder: Onkel Jakob und Onkel Jochen“, wie endlich der Schwank „Blücher in Teterow“, welcher dasselbe Sujet behandelt wie das Gedicht: „Von den ollen Blüchert“ im ersten Theile der „Läuschen und Rimels.“ **) Von den vorgenannten dramatischen Versuchen sind die beiden letzteren 1857 im Druck erschienen und in den Buchhandel übergegangen, während das erstere nur als Manuscript für Bühnen gedruckt wurde. Alle diese Bühnenstücke, denen Reuter selbst keinen großen Werth beilegte, sind verfehlte Leistungen zu nennen, da es dem Dichter nicht nur, wie er meint, an praktischer Bühnenkenntniß, sondern auch überhaupt an dramatischem Talente gebricht. In seinen Lustspielen finden wir ganz hübsch gezeichnete Charaktere und auch manche echt komische Situation, aber dem Ganzen fehlt doch das dramatische Leben, überall, namentlich aus dem breit dahinfließenden Dialog, guckt der gemüthliche Epiker hervor. Aufgeführt sind meines Wissens von diesen Dramen nur das erste und letzte, und zwar zuerst am Wallnertheater in Berlin, wo sie jedoch trotz vorzüglicher Darstellung besonders ihrer Längen wegen, in deren Beseitigung der Dichter nicht willigen wollte, keinen dauernden Beifall erlangten. Eine gleichfalls

*) Nicht, wie C. Müller-Fürstenwalde, der uns schon bekannte Reuterbiograph meint, „Die beiden Langhälse.“

**) Vgl. S. 63.

in dieser Zeit entstandene und am Tivolitheater in Rostock gegebene Posse: „Die beiden Auguste“ ist um ihres gar zu geringen Erfolges willen niemals gedruckt worden. — Wenden wir uns nun von diesem Ausfluge Reuter's in das dramatische Gebiet zu seiner 1857 erschienenen tragischen Erzählung in Versen: „Kein Hüsung“. Eine düstere Episode aus dem mecklenburgischen Volksleben ist der Gegenstand dieses Gedichtes, dessen lyrische Parteen meisterhaft sind und in welchem eine bewundernswerthe Energie der Leidenschaft waltet. Erfindung und Composition dagegen sind außerordentlich schwach und die Situationen zuweilen von „abschreckender Häßlichkeit“. In demselben Jahre noch gab Fritz Reuter die bereits auf S. 230. erwähnte Sammlung plattdeutscher Gedichte: „En poor Blomen ut Annamariet Schulden ehren Goren von A. W.“ heraus, eine Reihe zartempfundener Dichtungen im Genre Klaus Groth's, dem auch das Buch gewidmet ist. — Das folgende Jahr brachte den zweiten Band von „Läuschen un Rimels“, welcher sich noch eines größeren Beifalles erfreute als der erste, von dem er sich auch in der Form vorthheilhaft unterscheidet. Diese neue Folge der „Läuschen un Rimels“, deren Sujets Reuter wiederum direct aus dem Volksleben geholt hatte, erhöhete die Beliebtheit, welche der Dichter bereits mit dem ersten Bande und „De Reif' nach Bellingen“ gewonnen. Reuter war damals unter den Mecklenburgern schon eine sehr populäre Persönlichkeit, und als sich im Sommer desselben Jahres die sämtlichen mecklenburgischen Studenten in Erlangen, deren Zahl in jenem Semester die Höhe von 41 erreicht

hatte, zu einem gemeinsamen Commerc vereinigten, beschloß man in einer vorberathenden Versammlung dem beliebten Volksdichter ein Faß des trefflichen Erlanger Bieres zu übersenden. Die Vermittelung geschah durch einige junge Studirende, welche als Neubrandenburger Primaner Reuter kennen gelernt hatten. Letzterer revanchirte sich für diese Aufmerksamkeit mit zwei plattdeutschen „Festgedichten für die in Erlangen studirenden Mecklenburger“, welche, jedoch nur für die Betheiligten, gedruckt *) wurden und von denen das eine bei der „zur Feier des Güstrower Wollmarktes“ — einen anderen nationalen Gedentag Mecklenburgs konnte man in der Jahreszeit nicht ausfindig machen — veranstalteten Kneiperei auch gesungen ist. Die beiden Gedichte lauten:

Vaterländisches Festgedicht.

Melodie: Bekrängt mit Laub u. s. w.

Lew woll mit diene gräunen Böm un Wischen,
 Du säutes Bahreland!
 Mit diene See'n un mit den stormwindfrischen
 Un hellen Ostseestrand!

Mi dreew dei Lust, mi dreew en wild Verlangen,
 'Kin in dei wiede Welt;
 Doch noch so fiern, is't mi, as wenn gefangen
 Mien Bahreland mi hält.

Mi is't, as wenn't in stille Abendstunnen
 En leiben Gruf mi schickt.
 Bertellt von't Flach, wo id dei Fründ hew funnen,
 Dei ierste Ros' hew plückt.

*) Druck der Universitäts-Buchdruckerei von Junge & Sohn
 in Erlangen.

Ich seih dat Wahrehuus. ich seih den Soahren,
 Wo mi mien Mutte tog;
 Ich sei dei säute Diern in lichte Soaren
 Un seih ehr bloages Dag.

O Wahreland, du säutes Land vör Allen!
 Wardst mi in'n Garten wal.
 Hoch fall dien Hof von Dart an Wesen schallen
 In diene truute Sprak!

Un is of mal an dieneu hellen Heben
 Nuptagen swarte Nacht,
 Unf Herrgott ward die Licht woll werre geben
 Un Schutz vör freche Nacht.

Un wi, wi stahn hier in dei Grönd tausamen
 Un stahn hier stief un stramm,
 Wi schwören di, fast mal tau Thren kamen
 Un werre up den Damm!

~~~~~

**Kausprak bi dem Andrunf.**  
**Lausprak bi den Landrunf.**

Ich wull, ich wier hüt of doabi  
 Un seet mang Jug Studenten,  
 Un harr den Kopp so vull as Si  
 Bull lustige Fiseinatenten;  
 Ich wull, ich wier mal werre jung  
 Un seet in juche Reihen  
 Un künn bi einen kühlen Drunt  
 Mi werre mit Jug freuen.  
 Doch wat nich is, dat fall nich sin;  
 Si drinkt ut'n bairischen Keller,  
 Un ich wörg Bier in mi herin  
 Von Mohnken un von Keller. \*)

---

\*) Bierbrauer in Neubrandenburg.

Un wenn Klock nägen in dei Fiern  
 Si Salamander rieben,  
 Denn riew ick ol, doch blot dei Stiern  
 Von wegen't Säuschen Schrieben.  
 Doch halt mal! — Kee! — Güt Abend nich! —  
 Heut Abend Euch zu Ihren  
 Wird ich in gutem Rothspohn nich  
 Vorläufig inspiriren;  
 Und werde circa gegen Neun  
 Mit Inspiriren fertig sein,  
 Und nehme dann ein volles Glas  
 Mit unserm nationalen Raß,  
 Und richt mich stricke gegen Süd  
 Und sing ein altes Burschenlied,  
 Un leer mein Glas bis auf den Grund  
 Auf Euer Wohl und die Gesund-  
 heit aller deutschen Stadiosen,  
 Und Haß den Russen und Franzosen! —  
 So macht's auch Ihr und haltet fest:  
 Das Vaterland is't allerbest!  
 Verlebt den Abend froh und heiter,  
 Dies wünscht von Herzen Euch

Fritz Reuter.

Das Jahr 1858 ist in Reuters Leben auch in so fern noch ein merkwürdiges, als in dasselbe die bekannte Polemik zwischen Klaus Groth und Fritz Reuter fällt, welche auch jetzt, nachdem längst eine Ausöhnung zwischen beiden Dichtern erfolgt ist und allmählig doch eine objectivere Auffassung dieser Angelegenheit gewonnen sein sollte, von manchen Kritikern und Biographen noch immer zu den animosesten Angriffen auf Klaus Groth benutzt wird. Der Sachverhalt ist folgender: Klaus Groth, welcher mit seinem „Quickborn“ zuerst unter den plattdeutschen Dichtern

der Neuzeit wieder zu einer künstlerischen Richtung zurückgekehrt war und für die Rehabilitierung der nach seiner Ansicht in Verruf gekommenen plattdeutschen Sprache mit großer Begeisterung eintrat, glaubte in den „Läufchen un Rimels“ von Neuter eine Umkehr zum Schlechtern erblicken zu müssen. \*) In seinen Augen bewegten sich die Neuterschen Dichtungen „bloß in der niederen Sphäre des Spases“ und paßten sonach nicht in das hohe Programm, welches er der plattdeutschen Dichtung entworfen hatte. Daß diese Ansicht eine nicht ganz correcte, ist bereits auf S. 220. dargelegt worden. In seinem Eifer übersah der hochverdiente, weil wirklich bahnbrechende, Dichter des „Quickborn“, daß die „Läufchen und Rimels“ nicht nur poetische Scherzerzählungen, sondern, wie in diesem Buche schon hervorgehoben wurde, kleine niederdeutsche Kulturskizzen waren; in der Hitze des Gefechtes für das von ihm erstrebte Ideal ließ sich Klaus Groth weiter in seiner Kritik zu Aeußerungen hinreißen, welche wir heute wohl als nicht ganz „parlamentarische“ bezeichnen würden. Friß Neuter vertheidigte den von ihm eingenommenen Standpunkt in höchst geschickter Weise durch eine 1858 in Berlin (bei R. Wagner) erschienene Broschüre: „Abweisung der ungerechten Angriffe und unwahren Behauptungen, welche Dr. Klaus Groth in seinen Briefen über Plattdeutsch und Hochdeutsch gegen mich gerichtet hat,“ eine Arbeit, welche gleichzeitig das

---

\*) Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch von Dr. Klaus Groth. Kiel, 1858.

Beste ist, was unser Dichter in hochdeutscher Sprache geschrieben. Noch besser aber als durch diese Abhandlung begegnete er dem Angriffe Klaus Groth's durch seinen im folgenden Jahre erschienenen ersten Band von „Alle Kamellen“, welcher neben der weniger bedeutenden Skizze: „Woans ik tau 'ne Fru kamm“, die in sich abgeschlossenste Dichtung Reuter's „Ut de Franzosentid“ enthält. „Alle Kamellen“ — was bedeutet dieser Titel, der schon so manchem Nichtmecklenburger Kopfzerbrechen verursacht hat, und den ein Reuterbegeisteter Schwabe mit „Alte Camellien“ übersetzen zu müssen glaubte. Die Verhochdeutschung ist nun dem Mecklenburger recht leicht gemacht, er weiß, daß er den Titel hochdeutsch mit „Alte Kamillen“ wiederzugeben hat. Was aber will das hier sagen? — Wer einmal die Borrathskammer einer richtigen mecklenburgischen Landwirthin betreten, der erinnert sich gewiß an den süßlichen Duft, welcher ihn daselbst empfing. Dieses, die ganze Atmosphäre durchdringende Parfüm rührt her von zahlreichen Bündeln Kamillenblüthen, welche die sorgsame Hausfrau dort aufgehängt hat, auf daß sie, im Laufe der Zeit getrocknet und dadurch erst brauchbar geworden, als probates Hausmittel gegen allerlei kleine Leiden des menschlichen Körpers in Anwendung gebracht werden können. So etwas vor Zeiten schon Gesammeltes, lange Bewahrtes und ebenfalls im Laufe der Zeit besser und wirksamer Gewordenes bietet uns Fritz Reuter in seinen „Allen Kamellen“, als ein — um mit dem Rathsherrn Herse zu reden — *remedium contra dolores omnia* des menschlichen Gemüthes. — Die Dichtung „Ut de Franzosentid“ darf

als die eigentliche Begründerin des Ruhmes, dessen sich Fritz Reuter in ganz Deutschland zu erfreuen hatte, angesehen werden. Nach ihrem Erscheinen ergriffen Männer wie Julian Schmidt das Wort für die Reuter'sche Poesie; vor ihm jedoch hatte schon der bisherige Gegner des Dichters, Klaus Groth, vielleicht überhaupt als der erste namhafte Schriftsteller in Deutschland, das Werk auf das Wärmste empfohlen. In der Beilage zu Nr. 304. des „Altonaer Mercur“ (d. d. Sonntag, den 25. Dec. 1859.) sagt Groth wörtlich:

„— — — — „Ut-de-Franzosen-tid“ ist von einer so köstlichen Lebendigkeit, voll von so echtem Humor, daß man sie dem Besten, was in der Art je von Spaniern und Engländern geschrieben worden ist, kühn an die Seite setzen darf. Dieser talentvolle Mann hat hier plötzlich keinen Gegenstand gefunden, und die Freude des Schaffens selber, mit der diese Erzählung geschrieben sein muß, wird ihm gesagt haben, daß er ihn gefunden. Ich habe Fritz Reuter einmal aus innerster Ueberzeugung für seine „Läuschen und Nimmels“ weh thun müssen, ich konnte nicht anders als ihm sagen, daß man auf Kosten der Würde des Volkes nicht lachen dürfe. Habe ich je seit dem Erscheinen der „Piedwäcker“ aus voller Seele gelacht, so ist es hier über diesen kostbaren Amtshauptmann aus dem echten Holz norddeutscher Biederkeit, seinen köstlichen Rathsherrn Herse, über den komischen Müller und seinen Knecht Friedrich — — — — — Bei allem Lachen [aber] wird es dem Leser [auch] an einer Thräne nicht fehlen, und an der herzlichsten Theilnahme für eine schöne Seele in der Hülle eines schlichten jungen Mädchens“. — [Klaus Groth hat nun im Einzelnen noch einige Kleinigkeiten anzusetzen, namentlich in Betreff der Orthographie, am Schlusse jedoch sagt er:] „Im Ganzen aber kann ich nicht unterlassen ihm [Reuter] im Namen aller Plattdeutschen für diese herrliche Gabe den herzlichsten Dank zu sagen und zu wünschen, daß wir noch manche derartige von ihm zu erwarten haben.“

So die anerkennenden Worte des Mannes, der einst unsern Dichter mit so viel Heftigkeit bekämpfen zu müssen glaubte. — Mit Bedauern vermissen wir unter den hier aufgeführten charakteristischen Figuren der „Franzoesentid“ eine „Mamsell Westphalen“ und einen Fritz Sahlmann, Figuren, welche nicht weniger als die erwähnten „noch den folgenden Geschlechtern lieb und werth sein werden“; im Uebrigen aber können wir uns dem Groth'schen Urtheile nur anschließen. Snderthat hat sich in dieser vaterländischen Geschichte, die uns — wie Julian Schmidt treffend sagt — besser als tausend hochtrabende Declamationen den Geist unseres Volkes in jener bedrängten Zeit zu Anfang des Jahrhunderts vor Augen führt, zum ersten Male Reuter's Talent für die dichterische Gestaltung höherer und größerer Stoffe, seine eminente Befähigung für den humoristischen Roman gezeigt, und zwar in so glänzender Weise gezeigt, daß der Erfolg nicht ausbleiben konnte. Zugleich aber ist diese „Franzoesentid“ das Beste, was der Dichter überhaupt geliefert, denn mag die „Stromtid“ auch diese erste Erzählung in hundert Einzelheiten überragen, wenn wir diese Dichtungen als Ganzes betrachten, wird sich die Wage immer zu Gunsten des ersteren, bestdurchgeführten und in sich abgeschlossenen, Werkes neigen. — Bekanntlich liegt der Dichtung, welche dem Namen Reuter in Deutschland zuerst Geltung verschaffte und ihn zugleich auch dem Auslande bekannt machte, ein Abschnitt aus der Geschichte der Vaterstadt des Dichters zu Grunde, und die handelnden Personen derselben sind historische Figuren. Wie Fritz Reuter das Material zu seiner „Franzoesentid“ gesammelt,



ist bereits auf S. 59. dieses Buches ausgeführt worden, und mag dem dort Gesagten nur noch hinzugefügt werden, daß der Dichter sicher auch manche Züge zur allgemeineren Charakteristik jener von ihm geschilderten Zeit auf der Festung Dömitz kennen gelernt haben wird, wo noch heute zahlreiche Anekdoten aus der Franzosenzeit cursiren. Von den trefflichen Figuren der „Franzoesentid“ lebt, seitdem vor einigen Jahren „Fiel Besserdich“ als Hauswirths - Altentheilerin in Gülzow gestorben, nur noch Fritz Sahlmann als Landreiter des Domonialamts Stavenhagen. Sahlmann, der 1802 geboren wurde und 1812 mit seinen Eltern von Ludwigslust nach Stavenhagen übersiedelte, ist kein „Kindheitsgenosse“ des Dichters, wie dies jüngst in der Ankündigung einer anderen Reuterbiographie behauptet wurde. Der Schreibfehler, welchen Sahlmann nach Reuter's Darstellung in dem von ihm abgeschriebenen Contracte des Pächters der Gielower Mühle gemacht haben soll, konnte ihm in Wirklichkeit nicht zur Last fallen, weil er in dem Lebensalter, welches er damals erreicht hatte, jedenfalls noch nicht Abschreiber und am wenigsten bei dem überaus peinlichen Amtshauptmann Weber sein konnte. Ueberdies ist nach Ausweis der Acten des Domonialamts Stavenhagen gegen den damaligen Pächter der Gielower Mühle, der auch nicht Bof, sondern Haase hieß, niemals ein Proceß wegen Unterschlagung von Korn angestrengt worden. \*)

Das Jahr 1860 brachte dem nun schon das Erscheinen eines neuen Reuter'schen Werkes mit Spannung

---

\*) Acten des Domonialamtes Stavenhagen.

erwartenden deutschen Publikum das erzählende Gedicht: „Hanne Rüte un de lütte Pudel. 'Ne Bagel- un Minschengeschicht.“ In ihr betritt der Dichter wieder wie in „Kein Hüfung“ das Gebiet der Criminalpoesie und ist auf demselben ebenso wenig glücklich wie das erste Mal. Während so die „Minschengeschicht“ an großen Schwächen leidet, ist die „Bagelgeschicht“ und alles Lyrische in „Hanne Rüte“ von hohem dichterischen Werthe. — Die vier in „Hanne Rüte“ vorkommenden Handwerkäburschenlieder: das „Handwerkäburschen-Wanderlied“ (pag. 140), „Des Maurers einziges Lied“ (pag. 143.), das „Schneiderlied“ (pag. 144.) und „Dat Led von den Eikbom“ (pag. 147.) wurden noch in demselben Jahre von Johannes Schondorf componirt, der bereits mehre kleine Gelegenheitsdichtungen Reuter's in Musik gesetzt hatte, so kurz vorher, im April 1860 eine Festcantate für Männerchor zum 50jährigen Advocaten-Jubiläum des Bürgermeisters Hofrath Engel in Röbel. Gleichfalls zur Composition für seinen Freund Schondorf dichtete Reuter das nachfolgende Chorlied, welches als Einleitungsnummer auf dem Sängersfest des Peene-Sängerbundes in Penzlin (1860) gesungen werden sollte; Penzlin, als Gastgeberin, begrüßt die fremden Gäste, und die Vereine der anderen Städte sprechen darauf ihren Gegengruß aus, als Kritikus zwischen den Einzelgesängen erscheint der „Chor“, und am Schlusse vereinigen sich alle Sänger zu einem begeisterten Hymnus auf Mecklenburg und auf das deutsche Vaterland. Das Lied, dessen Composition Umstände halber unterbleiben mußte, hat folgenden Wortlaut:

## Penzlin.

Kamt heran, ji ollen Grün'n!

Kamt!

Hell an'n Heben lacht de Sün,  
Und de Zerd in ehre Pracht  
Mit ehr Blaumen un ehr Gräun  
Will sich mit den Heben freu'n;  
Allens lacht.

Kamt heran un weßt willkommen!

Kamt!

Freu'n uns wedder mal tausam.  
Singt de Bagel in den Holt,  
Sall dat Hart nich trurig sin;  
Stimmen lustig mit em in  
Jung un Olt.

Alle Mann nu frisch heran!

Kamt!

Jeder wies' hüt, wat hei kann;  
Wer taum hellsten stimmt mit in,  
Wer uns bringt dat beste Lied.  
De sall hüt un alle Lied  
Meister sin.

## Chor.

Na, denn man tau, denn helpt dat nich;  
Un schrie't ok nich so fürchterlich!

## Wahren.

Wir will'n den ersten Gruß Jug bringen,  
Wir sünd ut Wahren, dat Ji't weit't.  
Unf' Gruß, der soll von Herzen klingen,  
Wir hab'n uns hellschen auf Euch freu't.  
Dorüm, Penzlin, und deffentwegen  
Red wir Dir treu die Hand entgegen;  
Leb' hoch, Penzlin! Sei alle Zeit  
So hellschen aufgetraht, as heut!

## Chor.

Pianoforte möt ji sing'n;  
Dat Forte möt piano kling'n.

## Leterow.

De Bohrn'schen hebb'n gaud Hochbütschreden.  
Denn sei sünd ut 'ne grote Stadt,  
Wi Leterowschen sünd taufreden  
Wenn w' grüßen up uns ihrlich Platt:  
Wenn s' uns of schell'n,  
Wenn s' uns of brüden,  
Unf' Hoch sall gell'u  
Tau allen Lieden:  
Hoch! Dat unf' Bund noch lang' besteiht!  
So lang', as Lied tau Harten geiht!

## Chor.

So holt doch Takt! Du leiwere Gott!  
De Ein singt hüt, de Anner hott!

## Räbel.

Wi Räbelschen folgen de niege Richtung  
Mit Bipperowschen Damm un Gaserlüftung\*),  
Doch olle Fründschaft, de holl'n wi fast  
Un kamen as Frün'n bi Zug tau Gast.  
Kein Stadt hölt truer tau unsen Bund,  
Kein Stadt grüßt deiper ut Hartensgrund.  
Gell sall drüm dat Lied ut Räbel klingen,  
Wi mögen't nu woll oder äwel singen.

## Chor.

Paßt doch up jugen Dirigeur,  
Un quinkelirt nich hen un her!

---

\*) Für nichtmedlenburgische Leser sei bemerkt, daß Räbel zur Herstellung eines Verbindungsweges mit dem Strelitzschen einen Damm (den Bipperower Erddamm) durch die Müritschschütten ließ, welcher der Stadt sehr viel Geld kostete. Von den kleineren medlenburgischen Städten ist ferner Räbel die erste, welche Gaserleuchtung einführte.

## Malchin.

Wi sünd allein von'n Peenestrand;  
 Ein Peen flütt rechts, ein linker Sand,  
 Un denn hebb'n w' noch den Torfcanal.  
 Un wat uns' leiwe Landag is,  
 De is uns all twei Johr gewiß,  
 Mit Stiernbarg ein üm't anner Mal.

Doch dorüm stolz? Ih dent' nich dran!  
 Nich stolz, nee lustig kam wie an.  
 Wat Landag, Peen un Torfcanal!  
 Wer't meint as wi, de stimm' mit in;  
 Fideel! Fideel! sall Losung sin,  
 Un noch einmal un noch einmal!

## Chor.

Paß doch ein Jeder up sien Stimm!  
 Wi smiet, der Kukuk hahl! noch üm.

## Stemhagen.

Tau Stemhagen, tau Stemhagen  
 Sünd wi buren, sünd wi tagen,  
 Trecken lustig tau Jug inner,  
 Sünd von Jug jo Nahwerstinner.  
 Seggt, wer wohnt bi Jug woll neger,  
 Als Stemhäger?

Dorüm hoch dat Glas un höger!  
 Wi'll'n 't Jug bringen, wi Stemhäger.  
 Up Jug Woll en Glas utsteken  
 Un süll uns de Quint ok breken,  
 Wenn de vullen Gläser klingen  
 Geiht dat Singen.

## Chor.

Dor sünd w' mit dörch! Na Gott sei Dank!  
 Nu hell herut den leßten Sang!

Alle Vereine zusammen.  
 Nu kamt mal neger ranne, Lüd,  
 Un stellt jug mal tausamen.  
 Ein Jeder sung sien lustig Lied  
 Laum fröhlichen Willkamen.  
 Doch hört sik woll of an so'n Net  
 För'n braven Kiehl en iernslich Bart,  
 Wat kümmt ut vullen Garten.  
 Dat Land, wat unsre Beig is weß,  
 Dat Leben uns hett geben  
 Dat is dat Trst. dat is dat Best;  
 Oll Medelborg sall leben!  
 Hoch lew sien Sprak, sien ihrlich Det,  
 Dat Mann för Mann sien Tru bewohrt,  
 Un sänte Beiw sin Trugens!  
 Hoch sall uns leimes Dütschland bläuhen.  
 Unß Baderland för Allen!  
 Bet an den Rhein, bet äwer'n Rhein,  
 Sall hoch sin Bidat schallen!  
 Herum den Hant! un hoch de Hand!  
 Un geiht denn mal för't Baderland,  
 Denn Dütschland holl tausamen!

Im Jahre 1861 gab dann Neuter eine Sammlung kleinerer Werke unter dem Titel „Schurr-Murr“ \*) heraus, von welchen uns am meisten die Skizze: „Meine Vaterstadt Stavenhagen“ wegen der darin enthaltenen, allerdings stark mit phantastischer Zuthat versehenen, Kindheits Erinnerungen des Dichters interessirt. Von der etwas schwerfälligen und

\*) Der Titel „Schurr-Murr“ bezeichnet, wie dies ja auch das vom Dichter beigelegte Motto besagt, soviel als „Wörter Zusammengefaßtes“. Bei der Wahl desselben ist sicher die Erinnerung an Dufel Herse von Einfluß gewesen, denn bekanntlich nannte dieser einen von seinem „Gewatter Trishow“ aus sieben rothen, grünen, blauen und gelben Flaschen zusammengewaschenen Schnaps „Schurr-Murr“.

gesuchten Ausdrucksweise, welche in allen hochdeutsch geschriebenen Producten des Dichters — die Broschüre gegen Groth allein ausgenommen — herrscht, haben sich die Leser bereits durch die in diese Biographie verflochtenen längeren Citate überzeugen können. Die beste Gabe, welche uns Reuter in Schurr-Murr darbietet, ist jedenfalls das „Abendteuer des Entspekter Bräsig, bürtig aus Mekelborg-Schwerin, von ihm selbst erzählt“, eine Schöpfung voll sprudelnder Laune und in einem wahrhaft „klassischen“ Missingsch geschrieben. Außerdem enthält die Sammlung noch das schon erwähnte: „Haunefiken“, sowie „Wat bi 'ne Awerraschung rute kamen kann“ \*) und: „Bon't Virb up den Esel“. Das Original des in den beiden letzten, ziemlich unbedeutenden, Erzählungen auftretenden, schon aus „Woans ik tau 'ne Fru kamm“ bekannten Dinkels Matthies ist ein Bruder von Reuter's Mutter, welcher ursprünglich die Apothekerei gelernt und dann in Ungarn Kriegsdienste genommen hatte. Später wurde er Müller und als solcher kam er wiederholt auf längere Zeit zum Besuch nach Stavenhagen. Der „Dinkel Matthies“ der Reuter'schen Erzählungen hat von ihm vor Allem die Biederkeit geerbt.

Das folgende Jahr 1862 ließ zwei große Dichtungen Reuter's erscheinen. In der ersten: „Ut mine

---

\*) Der kleinen Skizze „Wat bi 'ne Awerraschung rute kamen kann“, liegt eine Anekdote zu Grunde, welche der Dichter schon in Nr. 39 seines „Unterhaltungsblattes“ vom „alten, ehrwürdigen“ Professor der Theologie Schott in Jena erzählt hat. Verschmolzen mit dieser Thüringischen „Schnurre“ ist eine andere Anekdote, die Geschichte von der „Giraffe“, welche auf mecklenburgischem Boden spielt und deren Richtigkeit mir verbürgt ist.

Festungstid" schildert uns der Dichter wiederum einen Abschnitt seines Lebens, und zwar in vollendeter künstlerischer Form. Interessant ist es Reuters's eigene Ansicht zu hören über dieses Werk, in welchem sein herrlicher Humor den Sieg davon getragen über den düstersten Stoff und sich so auf das Glänzendste offenbart hat. Kurz vor dem Erscheinen der „Festungstid“, am 27. Januar 1862 richtete Fritz Reuter an seinen Freund den bekannten Professor Julius Wiggers in Rostock ein Schreiben, um demselben zu danken für das schöne Geschenk, welches jener der Welt mit der im Jahre 1861 erschienenen Darstellung seines Gefangenlebens: „Vierundvierzig Monate Untersuchungs-haft“ gemacht habe. Dann auf seine Arbeit übergehend, hebt Reuter als Hauptunterschied zwischen beiden Werken hervor, daß Wiggers durch die noch frischere Erinnerung in den Stand gesetzt wurde, eine pragmatische Geschichte jener Lebenszeit zu schreiben, und fährt darauf wörtlich fort:

„ — — — — — zwischen meinem Jetzt und meinem Damals liegen aber schon fünfundzwanzig Jahre, die mich manche Bitterkeit vergessen lassen konnten und mich in den Stand setzten, sogar diese Zeit meines Lebens in die rosigten Blüthen des Humors zu tauchen; aber alle Momente wollen sich nicht heiter färben lassen, sie bleiben in ihr scheußliches Grau gekleidet stehen, und wenn ich die heiteren auch ein wenig mit erfundenem Spaß ausfärbt habe, die grauen habe ich ehrlich in ihrer trübseligen Wahrheit stehen lassen.“

Die zweite Veröffentlichung des Jahres war „Umine Stromtid“ Band I., der Anfang also jener großen Dichtung, seit deren Erscheinen Fritz Reuter zu einer europäischen Berühmtheit wurde. —

Unter den vielen Anerkennungen und Auszeichnungen, welche von nun ab dem Dichter zu Theil



wurden, war eine der ersten die Promotion Reuter's zum Doctor der Philosophie honoris causa, durch welche die Landesuniversität Rostock zugleich sich selber ehrete. Durch die Güte der philosophischen Facultät zu Rostock bin ich in den Stand gesetzt über diese Promotion actenmäßig zu berichten. Nachdem der verstorbene, in wissenschaftlichen Kreisen mit Recht hochgeschätzte Professor der Chemie Dr. F. Schulze die erste Anregung mehr privatim gegeben, stellte Professor Karl Bartsch, der bekannte Germanist und Literaturhistoriker, jetzt in Heidelberg, am 26. Februar 1863 den formellen Antrag an den Decan der Facultät Professor Frisghe, „dem berühmtesten mecklenburgischen Schriftsteller der Gegenwart“, Fris Reuter die höchsten Würden der Facultät zu verleihen. In der Motivirung verweist derselbe namentlich auf des Dichters „Französisch“, die hier kurzweg „Alle Kamellen“ genannt wird, und betont, daß das Aufsehen, welches diese Schrift in ganz Deutschland gemacht, seinen Grund nicht in einem vorübergehenden Gefallen des Publikums an mundartigen Literaturproducten habe, sondern beruhe auf den klassischen Gestalten und Gebilden der Dichtung, wodurch derselben eine über die Gegenwart hinausreichende Dauer wohl verhelßen werden könne. Endlich erinnert Bartsch noch an das Beispiel der Bonner Universität, welche Reuter's Collegen Klaus Groth ebenfalls zum Doctor honoris causa ernannt habe. Der Decan unterbreitete diesen Antrag sofort den Facultätsmitgliedern mit der wärmsten Empfehlung und beantragte zugleich, da diese Ehrenpromotion mit dem Jubiläum der Volkserhebung von 1813 zusammen-

fallt, auf dem Ehrendiplom Reuters schöne Schrift „Die Kamellen“ (Ut de Franzosentid) zu nennen. Nachdem die Facultät ihre freudige Zustimmung erklärt und Se. Kön. Hoh. der Großherzog als Kanzler der Universität unter dem 10. März diesen Facultätsbeschlus bestätigt hatte, machte Professor Frißsche am 25. desselben Monats dem Dichter die Anzeige von dieser Ehrenpromotion in folgendem Schreiben:

Hochgeehrter Herr Doctor!

Die philosophische Facultät unserer Landesuniversität hat einstimmig beschlossen, Ihnen die Würde eines „Doctors der Philosophie und Magisters der freien Künste“ honoris causa zu ertheilen und Se. Königl. Hoheit der Großherzog unser gnädigster Landesherr hat diesen Facultätsbeschlus in Gnaden zu bestätigen geruht.

Ihre Werke enthalten eine höchst gelungene Darstellung des Gemüthslebens im Volke und fesseln außerdem auch noch besonders durch Witz und durch komische Situationen. Humoristen, Lustspieldichter, Satyriker und ähnliche Schriftsteller, welche in weiten Kreisen großen Beifall gefunden hätten, sind bei den meisten Völkern eine seltene Erscheinung gewesen, und selbst unsere, sonst so reichhaltige deutsche Literatur ist meiner Meinung nach relativ noch arm und gerade auf diesem Felde mit geringem Glücke angebaut. Da ferner die niederdeutschen Dialekte in unserer Literatur fast noch gar nicht vertreten sind: so kommt zu allem Obigen in Ihren Schriften auch das hohe Interesse der Sprache. So werden Ihre Werke durch die äußere Form noch später der allgemeinen wie der vergleichenden Sprachforschung feste Anhaltspunkte bieten, während Sie durch ihren Inhalt die Norddeutsche Culturgeschichte wesentlich fördern werden.

Wenn in unserm engen Vaterlande so Bedeutendes geleistet wird, so hat die Landesuniversität nicht nur das Recht, sondern die Pflicht ihre Anerkennung öffentlich aus-

zusprechen. Wir thun dies hiedurch mit um so größerer Freude, da auch in unserer Mitte kein Einziger ist, der Ihre Werke nicht mit wahren Vergnügen und zum Theil wiederholt gelesen hätte.

Ich wünsche, daß Ihnen Herr Doctor diese öffentliche Anerkennung Ihrer trefflichen Leistungen Freude machen möge. Haben doch Sie durch Ihre Werke Tausenden eine wahre Freude bereitet. Mit aufrichtiger Hochachtung verharre ich

Erw. Hochwohlgeboren

ergebenster

Rostock, den 25. März 1863.

F. W. Frißsche.

In der Motivirung des gleichzeitig überreichten Ehrendiploms d. d. 10. März 1863 heißt es: Qui Vir Et Dialectum Patriam Et Sensus Animi Patrios Callet Quem Eundem Gratiae Ipsae Musis Coniunctae Joci Miscere Seria Docuerunt Cujus Scriptoris Quum Alia Opera Tum Etiam Librum Aureolum Hunce „Olle Kamellen“ Germania Laudat Universa. \*) Das hierauf am 26. März eingegangene Dankschreiben Reuters lautet:

Hochwohlgeborner Herr.

Hochgeehrtester Herr Professor! Ja, Sie haben mir eine große Freude gemacht, oder besser — eine große, freudige Ueberraschung, denn bei den geringen Verdiensten meiner literarischen Thätigkeit, deren Mängel ich mir hinlänglich bewußt bin, konnte ich unmöglich eine so freundliche und ehrende Anerkennung von Seiten der gelehrtesten und würdigsten Corporation meines engeren Vaterlandes auch nur in weitester Ferne zu hoffen wagen.

---

\*) „[Reuter], der Mann, welcher mit der vaterländischen Sprache, der vaterländischen Gefühl- und Anschauungsweise innig vertraut ist, den die Grazien, vereint mit den Mufen, gelehrt Ernst und Scherz zu verbinden, dessen Werke, vor Allem jenes Schatzkästlein: „Olle Kamellen“, ganz Deutschland preist.“

Und welche helle Jugendfreude der Erinnerung mußte es mir noch besonders sein, durch Ihre Vermittelung als Decan der hohen philosophischen Facultät, diese Auszeichnung in Empfang zu nehmen und Ihren hochgeehrten Namen unter der Ausfertigung des Diploms zu finden, da Sie von allen mir damals bekannten, geliebten und geehrten Männern der Einzige sind, der seit meiner in das Jahr 1831 fallenden Studienzeit in Rostock fortgefahren hat, daselbst unermüdet die Jugend in die Wissenschaften einzuführen. — Mit der lebendigen Erinnerung junger Jahre gedenke ich jener Zeit, in welcher ich, — damals studiosus juris — es zuweilen wagte, mit meinen Freunden Ladevig und Schiller und meinem Vetter Neuter in Ihren Vorlesungen über den Aristophanes als demüthiger Hospitant zu erscheinen.

Mögen Sie noch lange dem Vaterlande und der Wissenschaft in Ihrer segensreichen Wirksamkeit erhalten bleiben und erlauben Sie mir, bei meiner in Aussicht stehenden Anwesenheit in Rostock diesen Wunsch und meinen Dank persönlich besser auszusprechen als dies auf dem Papiere möglich ist.

Aber nun, mein hochverehrtester Herr Professor, habe ich noch eine Bitte: mir sind nämlich die Formalien, wie dieselben bei einem Danke für eine so hohe Ehre im Gebrauche sind, völlig unbekannt, und die Herren doctores hiesiger Stadt wissen mir in diesem Falle auch nicht zu rathen; ich frage daher ergebenst bei Ihnen an, ob es gebräuchlich ist, daß man noch besondere Schritte in dieser Richtung thut, oder ob Sie die Güte haben werden, meinen dankbaren Gefühlen als freundlicher Dolmetsch bei der hohen Facultät zu dienen.

Verzeihen Sie diese Unbeholfenheit

Ihrem

ganz ergebensten

Friß Neuter.

Neubrandenburg, den 26. März 1863.

Gleichzeitig richtete Friß Neuter ein Dankfugungs schreiben an den Kanzler der Universität Se. Kön. Hoh. den Großherzog, dessen Wortlaut ich hier nach dem bei den Acten des Großherzoglichen Cabinets befindlichen Original mit Allerhöchster Genehmigung mittheile:

Allerdurchlauchtigster Großherzog,

Allergnädigster Großherzog und Herr!

Durch den Decan der philosophischen Facultät der Landes-Universität Rostock ist mir die Ernennung zu der Würde eines Doctors der Philosophie und Magisters der freien Künste honoris causa zugegangen. Ew. Königliche Hoheit haben die hohe Gnade gehabt, diesen mich über Verdienst ehrenden Facultäts-Beschluß zu bekätigen. — Wie soll ich würdig meinen Dank abstaten? — Es wird mir schwer werden in der Gemüthsverfassung, in welcher ich mich nach dieser Auszeichnung befinde. — Denken Sie sich, Königliche Hoheit, einen Humoristen in einer Doctor-Robe! wie er das ungewohnte Gewand nicht zu tragen weiß, bald es der Würde wegen lang nachschleppen läßt, bald es ungebührlich bis über das Knie aufschürzt der freieren Bewegung wegen; es ist schon eine schlimme Situation. Aber nun denken Sie sich ferner, daß meine ganze Häuslichkeit in Sitten und Gewohnheiten dadurch alterirt ist. Sonst nannten meine Frau und ich uns „Friß“ und „Louise“ — kam auch wohl einmal „Frisling“ und „Wißing“ vor — nun nennen wir uns „Herr Doctor“ und „Frau Doctorin“, um uns in die neue Würde einzüben. Das ist schon schlimmer! Aber am schlimmsten ist es, daß mir grade diese neue Würde unter den hohen Auspicien Ew. Königlichen Hoheit von der medlenburgischen Landes-Universität zugegangen ist, mir, der ich vor Jahren durch äußere Umstände gezwungen worden bin, ein Preuße zu werden, und dessen Herz sich immerfort wieder nach Medlenburg gezogen fühlt. — Ich bin in einer großen Verwirrung: soll ich Ew. Königliche Hoheit als fremden Fürsten betrachten, oder soll ich meinem Herzen folgen und Höchste als meinen

Landesherrn und Landesvater anzureden wagen? — Ich glaube, ich thue am besten, jenem Führer zu folgen, der in einer aufrichtigen Brust nicht so leicht veränderlich ist, als man in der beweglichen Zeit dieser Tage zu glauben scheint; ich folge meinem Herzen und sage Ew. Königlichen Hoheit als meinem Allergnädigsten Landesvater meinen innigsten Dank! —

Personen, die es wissen können und mir freundlich gesinnt sind, haben mich versichert, daß Ew. Königliche Hoheit in den Stunden der Ruhe Notiz von meinen Schriften genommen und an einigen derselben Gefallen gefunden haben; eine solche Aufmunterung zum weitem Schaffen wird selten einem Schriftsteller zu Theil und auch dafür statte ich Ew. Königlichen Hoheit meinen tiefgefühlten Dank ab.

Und so will ich denn in Gottes Namen mit neuem Muthe — selbst als Doctor der Philosophie — fortfahren, meine einfachen, vaterländischen Geschichten in vaterländischer Sprache zu erzählen und die Fritz Sahlmanns und Bräsig's und Bebers in Ew. Königlichen Hoheit Staaten auch über die Grenzen des Vaterlandes hinaus zu Ehren zu bringen, und bitte Gott, daß er Ew. Königlichen Hoheit segensreiche Regierung noch lange wahren lassen möge, damit diese treuherzige und fröhliche Art von Landeskindern unter der Sonne derselben gedeihe und für die Schriftsteller meines Schlages neue Originale wie die Spargel im Frühjahr auffchießen mögen.

In tiefster Ehrfurcht verharre ich als

Ew. Königlichen Hoheit

allerunterthänigster

Fritz Reuter.

Neubrandenburg, den 26 März 1863.

Neubrandenburg hat Fritz Reuter, obgleich die Fama ihn dort einmal (1858) sterben ließ\*), unsterb-

\*) Die erste Nachricht von dem Tode Reuters brachte ein Stralsunder Blatt, aus dem sie dann in die meisten Blätter Nord-

lich gemacht. Seine besten Werke sind hier entstanden; nachdem Neuter auf dem Durchgange durch soviel andere Stadien zuvor in Fühlen und Denken zum plattdeutschen Dichter und Humoristen herangereift, begann hier die eigentliche Zeit der Frucht. Insofern hat Neubrandenburg ein Recht, sich einen hervorragenden Platz in der Geschichte des Dichters einzuräumen.

Von Neubrandenburg unternahm Neuter wiederholt kleinere und weitere Reisen, nicht nur um neue poetische Anregung zu erhalten, sondern auch um sich mit — Politik zu befassen. Zeigte auch Fritz Neuter damals keine bestimmte politische Färbung, so stand er doch dem Nationalvereine mit seinen jetzt verwirklichten Idealen am nächsten und nahm wiederholt an den Versammlungen desselben Theil.\*) blieb er so der Politik keineswegs fern, so ließ er sich doch niemals zu politischen Dichtungen verleiten; dazu dachte er von diesem Genre der Poesie zu gering. Es liegt mir ein Brief vor an seinen schon auf S. 202. erwähnten Lands-

deutschlands übergang. Neuter dementirte dieselbe in humoristischer Form.

\*) Auf einer dieser Reisen zur Versammlung des Nationalvereins in Lübeck traf Neuter mit einem seiner früheren Lehrer, dem Pastor Voetscher aus Güstrow, zusammen und erzählte demselben gelegentlich mit vielem Behagen eine soeben gehörte Anekdote, die auch in „Ut mine Stromtid“ aufgenommene Geschichte von dem „Frugensminsch Mine Sterium“. Auf der nächsten Station trennte sich Neuter von seinem älteren Freunde, um noch einen „Abstecher“ irgendwohin zu machen. Statt seiner stieg der gleichfalls auf der Reise nach Lübeck begriffene Rector Reinhard ein. Arglos erzählte ihm Voetscher die eben vernommene köstliche Anekdote, und Reinhard hatte nichts Eiligeres zu thun, als in Lübeck sofort dem Neuter'schen Freundeskreis die Geschichte mitzutheilen. Als nun später Neuter die Anekdote zum Besten geben wollte, tönte ihm allseitig entgegen: „Na, Neuter, de olle Geschichte! de kenn'n wi all lang'n!“

mann Rudolph Samm, der sich damals mit politischen Dichtungen beschäftigte und für den sich Reuter interessierte. Der Dichter knüpft in diesem vom 21. August 1860 datirten Briefe an einige ihm übersandte Gedichte Samm's an und sagt:

— — — — In dem ersten Gedichte haben Sie mit den Wortspielereien „Baum, Garten, krabbeln ic.“ einen Abweg betreten; der Wortwitz ist kein Witz, er ist die Erbschaft eines sittlich und literarisch verkommenen Schriftstellers — Saphirs — der längst gerichtet ist Weiden Sie das! — Sie haben sich die politische Poesie als Feld gewählt — ein steriles Feld! — es ist weder Natur darin, noch Menschenleben. Sie werden es bald verlassen. Ist aber der politische Drang in Ihnen so stark, daß er das taedium überwindet, so beachten Sie freundlichst zwei Dinge: Hüten Sie sich vor Nachahmung der Kladderadatsch-Gedichte (sie werden nicht auf die Nachwelt kommen, finden keinen Eingang ins Volk und sind elektrische Funken, denen kein Donner Schlag folgt) und behandeln Sie nicht so allgemeine Stoffe, wie in diesen beiden Proben. Greifen Sie sich ein kleines rundes Stück Thema aus der ganzen Masse heraus und behandeln Sie dasselbe epigrammatisch-kurz, so daß die Pointe in dem Schlusse liegt.“

Im Anschlusse hieran mag noch erwähnt werden, daß unserm Dichter während seiner Neubrandenburger Zeit auch zu publicistischen Thätigkeit aufgefordert wurde. Durch Vermittelung des damals in Schwerin weilenden Herrn Samm wurde nämlich Reuter im Anfang des Jahres 1862 um Neubrandenburger Correspondenzen für die „Mecklenburgische Zeitung“ ersucht. Er lehnte dies unter dem 27. Januar ab, da er einmal sich „zu diesem Geschäfte so schlecht wie möglich eigne,“ außerdem aber „mit dem Fluche behaftet“ sei, „gewöhnlich das, was in seiner nächsten Nähe passire, erst aus auswärtigen Zeitungen zu erfahren“; gleichzeitig aber



hatte er eine geeigneteren Persönlichkeit für dieses Referentenamt ausfindig gemacht.

Endlich datirt auch aus diesem Lebensabschnitt Reuter's Bekanntwerden mit dem Manne, welcher später soviel zur Verbreitung seines Ruhmes in Deutschland beitrug, den bis jetzt unübertroffenen Reutervorleser Karl Kraepelin, welchem der Dichter selbst einmal, als jener einen Abschnitt aus einem seiner Werke vorlas, mit Thränen im Auge, „bei seinen eigenen Kohlen zerschmelzend“, das Buch aus der Hand riß mit den Worten: „Dat steht dor nich!“ Kraepelin, ein geborener Neustrelitzer, weilte damals noch in seiner Vaterstadt.

Neubrandenburg zu verlassen und sich einen stilleren Aufenthaltsort zu suchen, wurde Reuter vor Allem durch die Rücksicht auf seine Gesundheit veranlaßt. Daß aber die Wahl der neuen Heimat auf das Thüringerland fiel, ist bei dem großen Reize, den letzteres von jeher auf den Dichter ausgeübt, und den freundlichen Jugenderinnerungen, welche sich für ihn mit diesem Stück deutscher Erde verbanden, leicht erklärlich. Ostmals schon hatte er in letzterer Zeit seinen Weg nach Thüringen gelenkt — so u. a. im August 1858, als er zum 300jährigen Jubiläum der Universität nach Jena zog, (vgl. darüber Arnold Bellmer's anziehende Schilderung in „Bruder Studio!“) —, jetzt sollte er der Sitz seines Alters, seine letzte Ruhestätte werden!

## VIII.

# Am Fuße der Wartburg.

Wenn Einer künnt un tau mi seggt:  
„It ma! dat allen Wirschen recht!“  
Denn segg it: „Seiwe Fründ, mit Günst,  
D lihrn S' mi doch des swere Kunst!“



**S**eitdem Fritz Reuter sein geliebtes Mecklenburg verlassen und sich bei Eisenach in dem lieblichen Marienthale, am Fuße der Wartburg, niedergelassen, liegt sein Leben ziemlich klar vor den Augen Aller. Was sich irgend Bedeutendes mit ihm, für ihn ereignete, wurde durch die Journalistik der Welt verkündet und mehr als ein Interviewer hat uns das häusliche Leben des gefeierten Dichters mit größerer oder geringerer Discretion geschildert, und so ist denn die Darstellung dieses Lebensabschnittes für den Biographen leicht, um so leichter, als derselbe für die dichterische Entwicklung Reuter's keine neuen hervorragenden Momente bietet.

Fritz Reuter war also um Johannis 1863 aus Neubrandenburg nach Eisenach gezogen, hatte sich dort am Wege nach der Wartburg einen Bau- und Gartenplatz erworben, auf welchem er im Jahre 1867, nachdem ihm noch der Großherzog von Weimar zur schöneren Anlage und Abrundung des Ganzen ein beträchtliches Geschenk an Terrain gemacht, die stattliche, jedem Besucher von Eisenach auffallende „Villa Reuter“ erbauete. Das Gebäude, ausgeführt nach dem Risse des Professors Bohnstaedt in Gotha, dessen großartig-

genialer Entwurf für den Parlamentsbau in Berlin im Jahre 1872 mit dem ersten Preise gekrönt wurde, konnte Ostern 1868 bezogen werden und ist ebenso schön wie praktisch eingerichtet. Ueber der Thüre des gar vornehm dreinschauenden Hauses mit seiner hohen Säulenhalle leuchten uns die diesem Abschnitte als Motto vorangeschickten, wahrscheinlich einem alten Spruche auf der Wartburg nachgebildeten, Verse des Dichters als Inschrift entgegen. Betrachten wir nun das Innere des Hauses an der Hand eines Dichters, der dasselbe im Sommer 1870 besuchte! In einem durch Nr. 52. des Jahrganges 1874 von „Ueber Land und Meer“ veröffentlichten Nachrufe sagt Arnold Wellmer: „Im hellen Souterrain sind die sauberen Wirthschaftsräume, der Stolz und die Lust der trefflichen mecklenburgischen Hausfrau. Da ist alles blink und blank — un recht ut'n Bullen. Besonders fällt die bequeme Fülle von Schränken und Schränkchen und Schiebladen in Küche und Speisekammer auf — mit dem appetitlichsten Inhalt. Auch das getäfelte Speisezimmer mit den breiten Glasthüren, die auf die Hauptterrasse führen, birgt hinter dem Tafelwerk „so 'ne lütte, nüdliche, geheime Provat-Spieskamer för den ogenblicklichen Gebrauk. Awers kein mager Wandschapp, as man dat ol woll in anner Stenstuwen hebben deiht — — — — nein! 'ne würkliche lütte Kamer, deren Dör sik updeiht, wenn Fru Lowising den Mechanismus spelen lett, datt se ganz in de Wand rinne gahn und sik in ehr Spieskamer mit de blanken Rajolen un sünstigen Behältnisse an den Anrichtbisch jüstementing bequeming ümbreigen künn. — — — — Ich sehe noch das strah-

lende Gesicht von Frau Neuter, als sie am Abend den Mechanismus in Bewegung setzte, in ihr gut gefüttertes Nestchen trat und viele gute Gaben für's kalte Abendbrod drauß hervorzauberte — und ich sehe und höre auch noch ehren leinen Frizing, in dem der alte glückliche Schalk mal wieder so recht herzlich aufbligte, wie er der Beherrscherin dieses kleinen Wunderreiches so liebevoll zunickte und lächelte: „Lowisa ipsa fecit — wenigstens up'n Duplan!“ — Das reizendste und geschmückteste Zimmer des Hauses hatte Neuter natürlich seiner Frau eingerichtet und eingeräumt. — — — Aus einem großen runden Erkerfenster dieses zierlichen und doch behaglichen Frauengemaches hat man den vollen Blick auf die Wartburg.“ Das gleichfalls im Erdgeschoße gelegene Arbeitszimmer Neuter's zeigte neben der kleinen, aber gewählten Bibliothek große prächtige Stiche von Ludwig Anaus, Neuter's Lieblingsmaler, und manchen anderen künstlerischen Schmuck, und konnte ein sehr gemüthliches, mit allem Comfort versehenes Gemach genannt werden.

Der zweite Stock des Hauses enthält die Schlaf- und Gastzimmer, welche häufig die alten Freunde Neuter's aus früherer Zeit, den Justizrath Schröder aus Treptow und den Gutsbesitzer Peters mit ihren Familien beherbergten. — Und treten wir nun erst hinaus in den von einem langjährigen Freunde des Dichters, dem Gartendirector Zühlke in Sanssouci zierlich angelegten und schön gehaltenen Garten, Neuter's Freude und Stolz, den er unter Mitwirkung seines treuen Dieners und Gärtners Möller selbst zu bestellen pflegte.

Bevor aber Neuter in dieses kleine, selbstgeschaffene

Eben seinen Einzug hielt, sollte er noch sein berühmtestes Werk, seine „Stromtid“, jenes großartige Gemälde norddeutschen Volkslebens, vollenden, welches für alle Zeiten unzertrennlich ist von dem Namen Frij Neuter. Noch in dem Jahre seiner Uebersiedelung nach Eisenach erschien der zweite Band dieses Werkes, während der schon zu Ostern 1864 von dem deutschen Publikum erwartete dritte Band Umstände halber — namentlich wegen der Reise nach Konstantinopel, welche der Dichter im März dieses Jahres unternahm, — sich noch um mehre Monate verzögerte. Ueber den Werth dieser Dichtung hier ein Urheil abzugeben, halte ich nicht für meine Aufgabe. Die lezten Decennien unserer Literaturgeschichte haben uns kein Werk gebracht, das von dem Meere bis zu den Alpen einen gleichen Erfolg bei Kritik und Publikum errungen. Neuter's „Stromtid“ hat ferner der niederdeutschen Sprache, der niederdeutschen Denk- und Gefühlweise ein Terrain erobert, wie es sich die kühnsten Idealisten dieser Richtung nimmer träumen ließen. — Wir führen nun sofort die Geschichte der Neuter'schen Dichtungen zu Ende. Aus dem Jahre 1864 ist noch nachzutragen, daß der Dichter durch den Schleswig-Holsteinschen Krieg zu mehren kleineren patriotischen Gedichten begeistert wurde, die fast alle in der nun eingegangenen „Schleswig-Holsteinschen Zeitung“ veröffentlicht wurden und die von der guten deutschen Gesinnung Neuters zeugen. Das nächste Jahr brachte nicht, wie man gedacht hatte, schon die dichterische Bearbeitung der Reise nach Konstantinopel, sondern eine Erzählung aus der Zopfzeit, „Dörchläuchting“, eine Dichtung, die zwar noch

viele der gerühmten Vorzüge des Dichters aufzuweisen hat, im Vergleich mit den nächstvorangegangenen Werken aber als ein Rückschritt bezeichnet werden muß. Nach mehrjähriger Pause, erst im Jahre 1868, empfing das deutsche Publikum wieder ein neues Werk Reuter's und zwar nun die langerwartete Reise nach Constantinopel unter dem Titel: „De medelnborgschen Montecchi un Capuletti oder: De Reif' nah Konstantinopel“. Die großen Hoffnungen, welche man in die poetische Verwerthung der Erlebnisse des Dichters auf dieser — vom Wetter nicht gerade begünstigten — Orientreise gesetzt hatte, sollten leider nicht erfüllt werden. Reuter hatte diesem Stoff nicht die richtige Seite abzugewinnen vermocht, und trotz mancher wohlgelungenen Einzelheiten war „De Reif' nah Konstantinopel“ ein Werk, welches hinter seinen ruhmbe gründenden Schöpfungen noch viel weiter zurückblieb als „Dörchläuchting“. Diese Schwäche fühlte der Dichter auch selbst und sprach einem Bekannten gegenüber offen aus, daß „Montecchi un Capuletti“ bedeutend schwächer als andere früher erschienene Bücher sei. Er habe sich schon längst darauf gefaßt gemacht, daß seine Produktionskraft endlich einmal abnehmen müsse; dies sei jetzt eingetreten und darum wolle er auch nichts mehr herausgeben, denn er zöge es vor, „von einem freundlichen deutschen Leserkreise zu scheiden, als denselben mit überreifen Birnen zu traktiren“). Wirklich hat denn auch Reuter seitdem kein größeres Werk mehr erscheinen lassen. Seine Muse

\*) Vgl. den von Karl Lehmann im „Daheim“ 1874 Nr. 48. mitgetheilten Brief des Dichters.



schweigt fortan, nur einmal noch, während des Krieges von 1870—71, greift sie in die Saiten und läßt uns ein Lied von „Gravelotte“ und „Großmutting, hei is dod“ ertönen, um dann von Neuem zu verstummen. Diese beiden kleineren Schöpfungen, welche Reuter unter dem Titel „Of 'ne lütte Gaw' för Düttschland“ zu der Kriegslieder Sammlung: „Lieder zu Schutz und Trug“ (Berlin, Franz Lipperheide) beisteuerte, sind ergreifende Zeitgedichte, die wohl einen Platz unter den übrigen Werken des Dichters verdienen.

Von Eisenach aus besuchte Fritz Reuter dreimal auf längere Zeit seine alte Heimat Mecklenburg, zuerst im Februar 1865. Diese Reise gestaltete sich zu einem wahren Triumphzuge; überall, wohin er kam: in Rostock, Wismar, Güstrow, hieß man ihn enthusiastisch willkommen. Die größte Freude bereitete ihm jedoch der begeisterte, herzliche Empfang, welcher ihm in seiner Vaterstadt Stavenhagen, dem Orte, wo er so viel glückliche Stunden, aber auch so manche trübe Zeiten seines Lebens verbracht, zu Theil wurde. Bei dieser seiner Anwesenheit in Mecklenburg war er auch zum letzten Male mit seiner damals schon leidenden Schwester Lisette zusammen, welche als verwitwete Frau Doctor Jenning seit 1860 in Güstrow lebte und dort Anfangs Oktober 1865 verstarb. — Die beiden anderen erwähnten, vorzugsweise der Vaterstadt gewidmeten Besuche fanden im Januar 1866 und im Januar 1869 statt. Gelegentlich des letzteren bekundete Reuter dem eben erst in sein Amt eingeführten Bürgermeister von Bülow gegenüber ein warmes Interesse für die städtischen Angelegenheiten Stavenhagens und schenkte auf

bezügliche Bitte später der dortigen Volksbibliothek seine sämtlichen Werke und mehre andere Bücher. — Aus der Zeit des vorhin besprochenen ersten Besuches in Mecklenburg stammt eine Anekdote, deren schon auf S. 99. gedacht ist, als von dem dramatischen Darstellungstalent Reuter's die Rede war. Der Dichter besuchte nämlich damals in Begleitung des Conrectors Gesellius \*) in Parchim den dortigen Stadtregistrator Advocat August Loescher, welchem ich den seiner Zeit mitgetheilten Bericht über die Mitwirkung unseres Freundes bei der Polterabendfeier des späteren Pastors Loescher verdanke. Registrator Loescher hatte Reuter lange nicht gesehen, und so konnte denn eine Dürpirung desselben mit Erfolg versucht werden. Gesellius stellte also seinen Liebling als einen Bilderhändler vor und bat L. denselben einen Hausirschein zum Jahrmarkte beim Magistrat auszuwirken. Lassen wir nun den Getäuschten selbst weiter erzählen: „Fritz Reuter trug dann dieselbe Bitte mit trefflicher Maasse in Gesten und Sprache vor, so daß ich, da ich den lieben Freund seit Jahren nicht gesehen hatte, getäuscht wurde; endlich aber machte Fritz Reuter der kleinen Posse auf eine burleske Weise ein Ende, indem er mir mit seiner Mütze einen Schlag gab und sagte: „Gusching, Schapskopp, kennst Fritz Reutern nich mihr?!“ — Und ich umarmte freudig den prächtigen, lieben Menschen.“ — Wie Reuter seinen speciellen Landsleuten ein treues Andenken bewahrte,

\*) Dem Conrector Gesellius widmete Reuter bekanntlich den ersten Band der „Stromtid“, schenkte ihm später auch noch seine von Bernhard Ainger's Künstlerhand modellirte Büste und, als jener im März 1870 entschlief, sprach er der Familie in den herzlichsten Worten seine Theilnahme an dem schweren Verluste aus.

so vergaß man ihn, wenn er sich auch freiwillig von dem Boden, in dem seine ganze Dichtung wurzelte, getrennt hatte, auch daheim nicht, und als er in den Kriegsjahren 1866 und 1870—71 einen Aufruf zur Unterstützung von Verwundeten an seine Mecklenburger erließ, gingen ihm aus seiner engeren Heimat die reichsten Gaben zu. — Sein brieflicher Verkehr mit den Freunden in der alten Heimat scheint nicht sehr lebhaft gewesen zu sein. Man muß zur Erklärung dieses sonst auffallenden Umstandes aber die großen und vielseitigen Anforderungen erwägen, welche in dieser Richtung an Reuter gestellt wurden. Außerdem war er kein großer Freund von vielem Correspondiren und daher, wie er selbst zugesteht, sehr nachlässig darin. \*)

Soll ich nun noch berichten von den vielen und glänzenden Ehrenbezeugungen, welche Reuter am Fuße der Wartburg zu Theil wurden? Unter dem 20. Februar 1866 verlieh ihm Se. Kön. Hoh. der Großherzog von Mecklenburg die vom Großherzoge Friedrich Franz gestiftete Medaille mit der Inschrift: „Den Künsten und Wissenschaften“ in Gold und mit dem Bande. In dankbarer Erinnerung an diesen neuen Beweis landesväterlicher Huld und im Hinblick auf die eben beendete kriegerische Thätigkeit des Großherzogs übersandte Fritz Reuter demselben im September des

---

\*) Es liegen mir zwei in dieser Hinsicht charakteristische Briefe vor: einer an einen Collegen, den plattdeutschen Schriftsteller Joachim Nahl, über dessen Leistungen sich Reuter, beiläufig bemerkt, sehr günstig ausspricht, der andere an eine Dame, welche den Dichter durch ein sinniges Geschenk vom mecklenburgischen Ostseekstrand erfreuet hatte. In beiden Schreiben spricht er von seinem unvergeßlich langen Säumen bei Beantwortung von Briefen.

Jahres 1866 das folgende, am 10. September ohne Ortsangabe und Datum in Schwerin eingegangene, „Ueberreichungsgebidt“, als Begleiter seines unlängst erschienenen Werkes „Dörchläuchting“\*):

Es paßt sich freilich schlecht, wenn ich mich unterfange,  
 In dieser Zeiten ernstem Drange,  
 Des hohen Fürsten Fühlen, Denken  
 Vom tiefen Ernst auf heitern Scherz zu lenken.  
 Indessen da der klapperbein'ge Bürger,  
 Das alte rasselnde Gerippe,  
 Das frech umgeht mit Stundenglas und Sippe  
 Beinahe ganz verschont die braven Mecklenbürger,  
 Und Sie, mein hoher Herr, in alter Reichsstadt Mauern  
 Den Lorbeer sich um Ihren Helm geschlungen,  
 So dent' ich, ist was Fröhliches errungen,  
 Und Jubel herrscht im Lande mehr, denn Trauern.  
 Doch sollten wirklich sich die Sorgen schwer  
 Hernieder senken auf des Fürsten Stirn,  
 Den Wolken gleich, die auf des Berges Firn  
 Zuerst sich lagern, hoff' ich doch, ich wär'  
 Vor meinem hohen Herrn entschuldigt,  
 Daß ich ihm so nach meiner Art gehuldigt. —  
 Des Menschen Seele ist gar wunderbar  
 Und wechselvoll gestimmt von Anfang an gewesen,  
 Und nicht erträgt sie Spannung immerdar.  
 Sie muß zuweilen ihre Wirbel lösen.  
 Drum wag' ich's dreist trotz meinem Ungeschick  
 Und selbst auf die Gefahr hin, daß ich fehle,  
 Ich faß den Wirbel, dreh' ihn keck zurück  
 Und spann die Saiten ab von meines Fürsten Seele.

Friß Reuter.

Von anderen dem Dichter zu Theil gewordenen

---

\*) Das nachstehende Gedicht wurde mir mit Allerhöchster Genehmigung aus den Acten des Großherzoglichen Cabinets mitgetheilt als ein „Ueberreichungsgebidt“; ich glaube nicht zu irren, wenn ich dasselbe als Begleiter von „Dörchläuchting“ ansehe.

Decorirungen erwähne ich nur noch den bairischen Maximiliansorden, mit dem gleichzeitig der Adel verknüpft war. Im Jahre 1867 verlieh ferner die Liedgestiftung dem Dichter für seine „Stromtid“ einen Preis von 100 Dukaten; seine „Französentid“ wurde in das Englische\*), in das Französische und in das Dänische übersetzt\*\*); Scenen aus seinen Dichtungen wurden willkommene Stoffe zu großen Gemälden, in plattdeutschen Vereinen, welche ja vorzugsweise infolge seines Wirkens entstanden waren, feierte man begeistert alljährlich das Namensfest Reuter's. Endlich war es doch auch eine nicht Jedem beschiedene Auszeichnung, daß Reuter Männer, auf welche die Nation mit Stolz blickt, wie Gustav Freytag und Julian Schmidt seine Freunde nennen durfte.\*\*\*) — Nimmt

\*) Von C. L. Lewes, dem Sohne von S. F. Lewes. in der von Bernhard Tauchnitz herausgegebenen »Collection of German Authors«, 1867.

\*\*\*) Die französische Uebersetzung erschien in der »Revue des deux mondes«; die dänische unter dem Titel „Fra Napoleons-tiden“ ist selbständig herausgegeben; beide im Jahre 1868.

\*\*\*) Auch die Schattenseiten der Berühmtheit hat Reuter gründlich kennen gelernt; Jeder Eisenach passirende Tourist suchte zu dem Dichter zu dringen, um ihm einige mehr oder weniger fade Schmeicheleien zu sagen, und als Reuter etwa im Jahre 1869 auf einer Reise nach dem Rhein Ems passirte und, einen Nachmittag dort verweilend, im Curgarten mit einem als Curgast daselbst anwesenden Freunde zusammentraf, der unglücklicher Weise seinen Namen nannte, da kam er bis zum Abgange des Tages gar nicht mehr aus dem Curgarten heraus, denn Alles, was sich nur irgend herandrängen konnte, ließ sich jetzt dem Dichter vorstellen und brachte ihm seine Huldigung dar. Reuter's Absicht sich einmal in Ems umzusehen, wurde dadurch zu Wasser; aus dem amüsanten, der Erholung gewidmetem Nachmittage wurde ein im höchsten Grade anstrengender. — Als Curiosum gedenke ich an dieser Stelle noch eines directen Angriffes, welchen ein Herr Fr. Wachtel in einem, trotz seiner zweiten Auflage, in Mecklenburg

man alle die Ehrenzeichen, alle die Ruhmespenden zusammen, so muß man sagen, daß in unserem Jahrhundert kein Dichter von der Nation in gleicher Weise geehrt, vergöttert worden ist, als Fritz Reuter, und das Alles in einer „Zeit des Realismus, des Materialismus“.

---

Leider sollte der Aufenthalt in dem freundlichen Thüringen, sollten die wiederholten Curreisen, welche Reuter seit der Ueberfiedelung nach Eisenach unternahm, nicht die Wirkung haben, welche man erwünschte und erhoffte. Reuter's körperliche Kraft nahm immer mehr ab, alle Versuche, die frühere Gesundheit zurückzurufen, blieben fruchtlos. Freunde, die ihn in den letzten vier Jahren besuchten, fanden den alten Fritz Reuter nicht mehr, es war ein gebrochener, dem Grabe zuweilender Mann, der sie mit alter Herzlichkeit und zugleich mit stiller Behmuth willkommen hieß. Man sah, die Stunde nahte, wo der Dichter aus seiner Ruhmeswelt scheiden, den Armen seiner treuen Gattin und dem engeren und weiteren Freundeskreise entzissen werden sollte. Nachdem er, wie gesagt, bereits Sahrelang gekränkelt, trat um Ostern 1874 ein Herzübel bei ihm auf, welches ihn, den so lebensfrohen Menschen, an seinen Rollstuhl bannte. Die Zuversicht und der Lebensmuth, welche der Dichter trotzdem noch

---

gar nicht bekannten, „Offenen Brief an Dr. Fritz Reuter“ gegen den Dichter richtete, weil dieser in einer Gelegenheitsrede während des Jahres 1870 von Heinrich Heine geringschätzig gesprochen hatte. Das überaus schwache, in der Sprache der Uncultur geschriebene Nachwerk, ist ein neuer Beweis dafür, daß die Herofratus-Naturen nicht aussterben.

immer zeigte, verzagten jedoch zeitweilig noch die bangen Ahnungen seiner Gattin und seiner Freunde, bis diese, als trotz aller Bemühungen seines treuen Arztes, des Dr. Wedemann, der seit Monaten fehlende Appetit nicht wiederkehren wollte, allmählig das Hoffen verlerneten. — Am Morgen des 9. Juli, eines Donnerstages, ließ Reuter sich zum letzten Male hinausrollen auf die Terrasse, zum letzten Male ruhte sein Blick auf der kleinen Welt, die er sich selber erschaffen, auf dem im reichsten Blüthenschmucke prangenden Garten, dann legte er sich nieder — es sollte sein letztes Ruhelager werden. — Nachdem der Freitag und Sonnabend ohne bedenkliche Verschlimmerung dahingegangen, nahm in der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag sein Leiden eine derartige Wendung, daß an einem schlimmen Ausgange nicht mehr gezweifelt werden konnte. Die sorgsamste Pflege, wie sie Frau Luise Reuter, welche nicht von dem Lager ihres Gatten wich, im Verein mit einer Diakonissin, Schwester Telesphora, und den nächsten Freunden des Hauses, dem Gerichtsrath Fischer und dem Schriftsteller Dr. Friedrich Friedrich, dem Leidenden zu Theil werden ließen, vermochte die Katastrophe nicht mehr zurückzuhalten. Immer matter wurde die Herzthätigkeit des Kranken, immer heftiger rang die Brust nach Athem, und Todesahnung beschlich seinen immer noch klaren Geist. Allmählig jedoch versank er in einen halbträumenden Zustand. „Da bin ich Dich über!“ sprach er leise vor sich hin, als wolle er damit Abschied nehmen von einer der besten Figuren seiner Werke, dem Inspector Bräsig. Als er darauf halb fragend rief: „Gedenken, gedenken?“

und seine Luise ihm antwortete: „Ja, immer in Liebe und mit Dank!“, „da öffneten sich seine Augen und ruhten still auf der Gefährtin.“ Am Nachmittage fühlte er sein Ende, denn als der Arzt zu ihm trat, sagte er: „Herr Doctor, ein schwerer, schwerer Kranker!“ Nach einiger Zeit ertönten noch die Worte: „Friede, Friede, Friede!“ von seinen Lippen; immer schwerer wurden darauf die Athemzüge, bis er endlich, den Kopf etwas zur Seite wendend, mit den Worten: „Luising, lulle mich in Schlaf!“ in den ewigen Schlummer versank. Am Sonntag den 12. Juli, Nachmittags fünf und ein halb Uhr, ging Fritz Reuter nach einem Leben voll Kampf und Mühen, reich aber auch an Glück und Ehren zur ewigen Ruhe ein. \*)

Am 15. Juli, Nachmittags 5 Uhr, trug man ihn hinaus aus dem Schlafzimmer seiner Villa, dem Heiligthume seiner Gattin, wo er sich während des Vormittags den Augen der Bevölkerung von Eisenach zum letzten Male gezeigt hatte, gebettet in Blumen, „sanft berührt von der Hand des Todes, das Antlitz etwas bleicher als sonst, die mannhaften Züge wie verklärt.“ Nachdem sich die betrübt Gattin und die anderen anwesenden Verwandten des Dahingeshiedenen: sein Neffe August Reuter, ein Sohn seines Schwagers und Betters Ernst, ein Bruder und eine Schwester der Frau Reuter im Trauerzimmer versammelt hatten, denen sich noch die Schwester Telesphora, der Rath Fischer, Dr. Friedrich Friedrich, die Schriftsteller: August Becker

\*) Vgl. „Den Heimgang eines Dichters“ von Dr. Friedrich Friedrich in der „Gartenlaube“, dem ich bei dieser Darstellung gefolgt bin.



und C. Beyer aus Eisenach und Hermann Delschläger aus Leipzig, der Commandant der Wartburg von Arnswald und der Freiherr von Loën, beide als Vertreter des Großherzogs von Weimar, und der Verleger der Reuter'schen Werke, Hofbuchhändler Hinstorff aus Wismar, zugesellten, sprach Reuter's Freund der General-Superintendent Dr. A. Petersen aus Gotha ein kurzes, aber ergreifendes Gebet, worauf der einfache, desto reicher aber mit Blumen und Kränzen geschmückte \*) Sarg unter den Klängen der von den Gymnasiasten gesungenen Motette: „Es ist bestimmt in Gottes Rath“, einem Lieblingsgesange Reuter's, von den anwesenden Berufsgenossen des Entschlafenen aus der Behausung getragen und auf den offenen Leichenwagen gesetzt wurde. Den Zug eröffnete die Militairkapelle mit einem Trauermarsche, dann folgte der lange Conduct: neben den Verwandten und nahen Freunden des Dichters die schon erwähnten Vertreter des Großherzogs von Weimar, der Oberbürgermeister und die Chefs der Behörden von Eisenach, der Bürgermeister v. Bülow aus Stavenhagen, die Deputirten der Senenser Germanen, Arminen und Teutonen \*\*), das Officiercorps, die Schüler der beiden Gymnasien und viele Einwohner aus Eisenach. In der südlichen Ecke des nordwärts von der Stadt auf einer kleinen Anhöhe gelegenen

---

\*) Die Vaterstadt Reuter's hatte durch ihren Bürgermeister einen Eichenkranz gesandt, welcher auf weißseidenem Bande die goldene Inschrift: „Von der Reuter-Eiche zu Stavenhagen“ trug.

\*\*\*) Der Burschenschaft hatte Reuter stets das wärmste Interesse bewahrt; ein Beweis dafür war u. a. seine lebhafteste persönliche Theilnahme an dem fünfzigjährigen Jubiläum der deutschen Burschenschaft am 18. October 1867.

Friedhofes senkte man unter dem Gesange des Chorals: „Ach bleib mit Deiner Gnade“ Frits Reuter in's Grab. Anknüpfend an das Wort der Schrift: „Den Aufrichtigen läßt Gott es gelingen“ gedachte darauf Peterßen in erhebender Rede des lieben, treuen Menschen und des Gottbegnadeten, um das deutsche Volk hochverdienten Dichters. Noch ein letzter Segen des Diakonus Hafert zu Eisenach, dumpftönend fallen die Schollen auf den Sarg und der Grabhügel wölbt sich über den irdischen Resten Frits Reuter's.

Mit der liebevollen Gattin, den treuen Freunden trauerte das ganze deutsche Volk, in dessen Herzen gleich ihm nur wenige Dichter zu lesen wußten. In allen deutschen Blättern hallte die Klage, und während Gustav Freytag in der Zeitschrift „Im neuen Reiche“ dem dahingeshiedenen Freunde einen Immortellenkranz wand, widmete in der „Gegenwart“ Klaus Groth dem nun für immer verstummtten Volksdichter den folgenden schönen Nachruf, den ich mit Bewilligung des Verfassers hier einfüge:

#### Frits Reuter.

Nu is he hin de Mann, de so vele hett lachen maakt dat se Eyränen weenten; nu is he hin, den Weg laant den Jeder alleeneit, un vun wo he nich wedder kumt. Se hebbt em herut dragen vergangn Mittweken, stumm und still, den Mann de der spreken kunn do he lev, as ünner Hunnertduusend nich Een; un vele maek he to ween' do he still sweeg, de mit em lacht hebbt as mit nich Een.

Se hebbt Frits Reuter begrabt op den Karthof bi de Wartborg; een vun de gröttesten Dichter is hin un singt ni mehr.

Wi Dütsche sünd doch en wunnerli Volk: wenn mal Een bi uns recht wat warrn un leisten schall, so maakt wi em eerst toschann und tonichten. Wi lat em insteken, utwannern, hungern

un dörsten, un wenn wi denn tolesh wiß ward dat dat en Verch is oder en Adler, dat dat Een is vun unse Besten, wenn wi em machen op Hann dregen un mit unse Hann plegen: denn is vaer em längst dat Beste dervan un vun't beten Leben hett he nig recht mehr as dat Losohn.

Friß Reuter is nich de Eenzigste den dat drapen hett, em frilich mit am argsten. Wer säben Jahr op de Festung sitt in sin besten Jahr, un noch tein achterher Hunger un Kummer litt: dat mutt en Held sin de denn aewerhaupt den Kopp noch baben hett, -- mehr noch as dat wenn he aewer allen Sammer spaßen, aewer den Kummer lachen kann, vergeten wat achter em liggt, Arger un Groll affschütteln un Freud an de Welt un Leb gegen Menschen sit bewahrn, as harr he nig belebt als Günst und Glück.

So weer de Mann, un darum war he so'n groten Redner. Wi hebbt fins Liken ni hatt un kriegt em nich wedder. Lessing, Goethe, Schiller, nömt se all uns groten Lüd, Klopstock un Herder darto oder so wit ji se kennt -- se maht doch jümmer en gar eernsthafti Gesicht: mit lachen Munn all dat Schöne to seggn, dat weer noch nich erfunn int dütsche Rit. Wenn se't versöchen so weer't oft man half gesund, vaer Jedermann gewis keen Kost.

Und dar leeg't: mank dat Glend. int dägli Generlei, bi de pure Arbeit, inn schlechten Nock wat gut un schön is to sehn, wa de Sprak darvaer fehlt se to sinen dat man't versteit und daran glövt, vaer disse Lüd ol mal de Sünnschin uttogeten, se to wisen wo se't hebbt un wo se't fehlt: dat hett Friß Reuter leist, dar kumt em keen vun de Groten int Rit neeg, un füllst de ol Goethe ward em dar baben de Hand reden, wenn't maegli, un em en Platz neben sit fri maken.

Ik denk noch an de Eid. gegen Wihnachten, in de langn Abends, ik meen 1860, as ik toerst de Geschicht „Ut de Franzosentid“ to Hand kreeg. Ik les' se min junk lütt Fru aewern Disch hin vaer, keem awer bald in de Art vun Lachen dat ik ünner Disch rutsch un mi mit de Hann de Bost heel. -- Ik weer wul de Mann darto den dat am eersten drop, und ik reep -- as harr ik der wat an dan --: So wat hett weder Boj noch Cervantes maht, dat geit aewer de Widwidier un den dwattschen Ritter ut Spanien.

Neurigenß harr wi uns wul mal hakt un wrangelst. Denn ik weer toerst untofreden dat en Mann as he blot Anekdoten to'n Spaß vertell, muchen se noch so gut vertelt sin; un ik sä em lut „op offenbarlige Strat“, dat he höger langn muß, denn he kunn dat.

Fiting war banni fünsch, un schrev sin „Alle Kamellen“.

Wat denn? Kann man en leben Minschen opweisen den man an de Knöp leant als Onkel Bräsig? Un wenn he nich mehr ufsneden harr as diffen een, man muß doch seggn: Keen harr uns Norddütsche so int Hart kelen als he.

Dat ward em ganz Dütschland nicht vergeten, de int Süden nich minner, de uns bet darhin kum den Rock na ansehen harrn un uns baer Berliner heeln samt un sunners. Fiting hett of op sin Maneer den Main aewerbrüggt.

Awer baer uns hett he am meisten dan. Wer weet wat in uns Modersprat stickt un mit er verlarn gan weer, de sleit de Hann tosam baer Dankbarkeit wenn he föhlt dat platt nu nich mehr gemeen heet und Plattdütsch sil in sin Art so vaernehm maht as man en Stamm int grote dütsche Rik sunst.

Ku ward se nich ünnergan

de ole frame Ned,

oder wenn se't deit ward se er Beste aewerlewert hebbn in de grote Reichschaf. Awer of den noch ward de „Allen Kamellen“, in er Art lest warren as nu noch de Nibelungen in de ere, un en Nam, nich uttowischen, derbaer:

Friß Neuter.

Riel, Sünabend 18. Juli 1874.

Klaus Groth.

Tief auch trauerte der deutsche Humor. In Nr. 15. der „Deutschen Dichterhalle“ ließ der Humorist Richard Schmidt-Cabanis, der Redacteur der Berliner „Montags-Zeitung“, ein ernstes, warmempfundenes Lied ertönen, das der Dichter später, bei einem Besuche in Eisenach im September d. J., auf Wunsch der Frau Neuter in das von Gisbert v. Vincke gestiftete

„Hausbuch“ eintragen mußte. Unter Zustimmung des Autors darf ich dasselbe auch hier mittheilen:

**Fritz Reuter lódt!**

Wo zieht ihr hin, ihr Vógelein?  
Was treibt euch fort aus Sommers Pracht?  
Soll schon verstummen Flur und Hain,  
Da noch die Sonne goldig lacht?

„Wir wandern — wandern allzumal  
Fernhin in das Thüringerland,  
Zu stimmen ein in den Choral  
An eines Sangergrabes Rand.“

Ihr Weilchen blau, ihr Róselein roth  
Senkt matt die Kópschen alle schon? —  
Wohin, da noch kein Herbststurm droht,  
Ist euer Duft und Glanz entflohn?

„Ein sandten unser Blühen wir,  
All' unsern Schmelz und unsern Duft,  
Daß sie vereinen sich zur Bier  
Für eines deutschen Dichters Gruft.“

Nun ahn' ich wohl, wohin ihr zieht  
Und wem ihr gebt das Grabgeleit;  
O, nehmt mit euch das schlichte Lied,  
Ein treues Herz hat es geweiht;

Und legt es an des Hügels Fuß  
Und diese Thräne legt dazu:  
Dem wadern Meister letzten Gruß,  
Der drunten schläft in süßer Ruß! —

Dann aber kehrt mit Sang und Duft  
Zur alten Heimat wieder ein:  
Und glaubt, um dieses Sängers Gruft  
Wird dennoch ew'ger Frühling sein;

Wie Reuters Name fort und fort  
 In deutschen Herzen bleibet jung,  
 Schwebt stets um seines Hügels Port  
 Der Frühling der Erinnerung!

Das stille Grab auf dem Friedhofe zu Eisenach aber wird bald ein würdiges Denkmal zieren, dessen Mittelpunkt die vortreffliche, im Jahre 1870 vollendete Reuter-Büste von Bernhard Afinger bilden soll. An diesem Gedächtnismale, welches die einsam klagende Gattin ihrem lieben Fritz errichtet, wird auch ein Schüler Afinger's, ein junger Schlesier, der Sohn eines Namensvetters von Reuter mitarbeiten, dem der Dichter einst auf die Bitte des unbemittelten Vaters eine Stelle in Afinger's Atelier verschaffte und fortdauernd Unterstützung gewährte. Die Stadt Stavenhagen hat bereits im vorigen Jahre an dem nach dem Markte zu, in der nordwestlichen Ecke des Rathhauses gelegenen Geburtszimmer Reuter's eine graue Marmortafel angebracht mit der vergoldeten Inschrift: „Der Dichter Fritz Reuter wurde am 7. November 1810 in diesem Hause geboren. Nach Beschluß von Rath und Bürgerausschuß am Geburtszimmer angebracht 1873“, und die Stadt, wo der Dichter seine vollendetsten Werke geschaffen, Neubrandenburg läßt jetzt den Ruf erschallen zur Errichtung eines nationalen Monumentes in ihren Mauern. Ein binnen Kurzem erscheinender „Nachlaß“ endlich wird dem deutschen Volke die besseren unter den hier und da veröffentlichten Dichtungen aus älterer und neuerer Zeit, sowie die bereits in Neubrandenburg begonnene, nach Aussage von Freunden, denen ein Blick in das Manuscript vergönnt war, die

lepterschiedenen Werke des Dichters weit überragende „Urgeschichte Mecklenburgs“ darbieten.

So ist denn alles gethan, um dem Dichter ein treues Gedächtniß im deutschen Volke zu sichern. Und vergessen werden wir ihn nicht: so lange noch unter uns lebt ein Sinn für das innerste Leben unseres Volkes, so lange unser Herz noch aufjubelt bei den frischen Tönen eines göttlichen Humors, so lange wird sich fortpflanzen von Geschlecht zu Geschlecht der Name

**Fritz Reuter.**



## Inhalt.

|                                                         | Seite     |
|---------------------------------------------------------|-----------|
| I. Stenbagen (1810—1824) . . .                          | 1 — 63    |
| II. Aus der Schülerzeit (1824—1831) .                   | 65 — 109  |
| III. Burschenjahre (1831—1833) . .                      | 111 — 136 |
| IV. De Festungstid (1833—1840) . .                      | 137 — 186 |
| V. De Stromtid (1840—1850) . .                          | 187 — 209 |
| VI. Dreptow (1850—1856) . . . .                         | 211 — 236 |
| VII. Nigen-Bramborg (1856—1863) .                       | 237 — 268 |
| VIII. Am Fuße der Wartburg (1863 bis<br>1874) . . . . . | 269 — 290 |



### Berichtigungen.

- S. 1. B. 6. v. o. ft. „der größten“ l. der zweitgrößten. (Vgl. S. 239.)
- S. 198. ist der „hochgräfliche Geburtstag“ als durch das bei D. C. Hinckorff herausgegebene Raabe'sche Jahrbuch von 1845 veröffentlicht angeführt worden. Die Arbeit ist jedoch erst im Jahrgang 1846 des „Mecklenburgischen Volksbuches“, welches im folgenden Jahre den Titel „Mecklenburg. Ein Jahrbuch 2c.“ annahm, im Verlage von Hoffmann und Campe in Hamburg erschienen. (Der Jahrgang 1845 war bei Hinckorff verlegt.) Es erklärt sich dieser Irrthum daraus, daß es dem Verfasser bis zum Drucke des 13. Bogens nicht gelungen war, den die erste Hälfte jener Humoreske enthaltenden Band des Raabe'schen Buches in irgend einer Bibliothek aufzutreiben, und so war er denn bei diesen Mittheilungen ganz auf sein eigenes und Anderer Gedächtniß angewiesen, welches sich in diesem Falle als unzuverlässig erwies. Jedenfalls hatte aber Reuter die kleine Arbeit schon zu Anfang des Jahres vollendet und zu einem oder dem andern darüber gesprochen, der dann Nachricht davon in weitere Kreise gelangen ließ, und als nun die erwähnten Aufsätze im „Güstrow'schen Wochenblatte“ erschienen, war der Dichter auch dieser That „dringend verdächtig“.
- S. 268. B. 2. v. u. ft. „er“ l. es.





145

